Römische Archäologie in Deutschland

Positionsbestimmung und Perspektiven

Stefan Krmnicek &
Dominik Maschek (Hrsg.)

Propylaeum
FACHINFORMATIONSDIENST
ALTERTUMSWISSENSCHAFTEN

Römische Archäologie in Deutschland

RÖMISCHE ARCHÄOLOGIE IN DEUTSCHLAND

Positionsbestimmung und Perspektiven

Herausgegeben von
Stefan Krmnicek und Dominik Maschek

Propylaeum
FACHINFORMATIONSDIENST
ALTERTUMSWISSENSCHAFTEN

Gefördert durch die Deutsche Forschungsgemeinschaft (DFG) – SFB 1391 – Projektnr. 405662736

Dieses Werk ist unter der Creative-Commons-Lizenz CC BY-SA 4.0 veröffentlicht. Die Umschlaggestaltung unterliegt der Creative-Commons-Lizenz CC BY-ND 4.0.

Propylaeum
FACHINFORMATIONSDIENST ALTERTUMSWISSENSCHAFTEN

Publiziert auf Propylaeum-DOK, dem Fachrepositorium von Propylaeum, Universitätsbibliothek Heidelberg 2023.

Die Online-Version dieser Publikation ist dauerhaft frei verfügbar (Open Access).
doi: https://doi.org/10.11588/propylaeumdok.00005852

Publiziert bei
Heidelberg / Universitätsbibliothek
Propylaeum – Fachinformationsdienst Altertumswissenschaften
Grabengasse 1, 69117 Heidelberg
https://www.uni-heidelberg.de/de/impressum

Text © 2023, Das Copyright der Texte liegt beim jeweiligen Verfasser.

Layout und Satz: Hanni Schön

Umschlagillustration: Reitender Jupiter (Inv. α 24096), Archäologisches Museum Frankfurt am Main. Jede weitere Nutzung ist verboten. Jeder anderweitige Gebrauch des Materials ist erneut genehmigungspflichtig.

INHALT

Dominik Maschek – Stefan Krmnicek 7
Römische Archäologie: Zwischen Politik, Kultur und Gesellschaft. Eine Einleitung

Marcel Danner 27
Semiotische Perspektiven zum römischen Haus

Dominik Maschek 55
Zurück zur Geschichte! Römische Architektur als historische Quelle

Johannes Lipps 91
Positionen und Perspektiven zur Erforschung römischer Skulptur

Katharina Lorenz 123
Alte Wände – Viele Sichten: die Methoden der römischen Wandmalereiforschung

Anne Sieverling – Georg A. Th. Pantelidis 147
Gefäßfunktion als Parameter für die Klassifikation kaiserzeitlicher Keramik

Stefan Krmnicek 195
Münzen: Kontextuelle Numismatik

Florian Schimmer 225
Militaria – Beobachtungen zur Erforschung römischer Militärausrüstung in der jüngeren deutschsprachigen und britischen Archäologie

Anna Flückiger – Andrew Lawrence 267
Neues in der römischen Archäologie: Die Sicht aus der Schweiz

Christoph Hinker 287
Anmerkungen zur Theorierezeption der Provinzialrömischen Archäologie in Österreich

Francesca Diosono 309
Si fueris Romae, romano vivito more: Zeitgenössische Theorien, Methoden und Vorgehensweisen der römischen Archäologie in Italien

Fleur Kemmers 321
Archaeological Theory and Roman Archaeology: the Case of the Netherlands

Louise Revell 335
The British Tradition

Andrea U. De Giorgi 349
Theory, Methods, Practice, and Everything in Between. Archaeology Discourses on the Other Side of the Pond

Liste der Beitragenden 361

RÖMISCHE ARCHÄOLOGIE: ZWISCHEN POLITIK, KULTUR UND GESELLSCHAFT. EINE EINLEITUNG

Dominik Maschek – Stefan Krmnicek

Keywords: Archäologie – Forschungsgeschichte – Theorie – Postprozessuale Archäologie – Phänomenologie – Postkolonialismus – Agency – Politik – Kultur – Gesellschaft

Die Grundlagen

Vor knapp über zweihundert Jahren, im Jahr 1819, wurde in Göttingen Karl Otfried Müller zum Außerordentlichen Professor für Altphilologie bestellt; vier Jahre später, als Ordinarius für Philosophie, erweiterte sich sein Aufgabenfeld darüber hinaus auch um die griechisch-römische Altertumskunde (Nickau 1989; Calder – Schlesier 1998). Müller war damit, neben Georg Friedrich Creuzer in Heidelberg (Engehausen et al. 2008; Hensen 2008) und Aloys Hirt in Berlin (Sedlarz 2004), einer der Pioniere der in Forschung und Lehre betriebenen archäologischen Beschäftigung mit der klassischen Antike. In diesen universitären Stellenbesetzungen an den prominentesten Hochschulen des deutschsprachigen Raumes spiegelt sich ein fundamentaler gesellschaftlicher Wandel. Denn spätestens durch die Humboldtschen Reformen des preußischen Staates im Kontext der napoleonischen Kriege war die Erforschung der griechisch-römischen Antike in das Zentrum einer politischen Stoßrichtung gerückt, die dem aufstrebenden Bürgertum durch klassische Bildung das Fundament für die nationale Pflichterfüllung zu vermitteln suchte. Nationalismus und Antikenstudium verbanden sich im sogenannten zweiten Humanismus zu einer gesellschaftsformenden Kraft (zu seinen Protagonisten, v. a. in Berlin, siehe die Beiträge in Baertschi – King 2009). Neben der Philologie und der Alten Geschichte spielte die Archäologie Griechenlands und Roms dabei eine zentrale Rolle.

Um dieser gestiegenen Bedeutung der griechisch-römischen Archäologie Rechnung zu tragen, wurde im weiteren Verlauf des 19. Jh. nicht nur eine große Zahl neuer Lehrstühle eingerichtet, sondern auch die Gründung außeruniversitärer staatlicher Forschungsinstitutionen vorangetrieben. Diese Entwicklung fand ihren Höhepunkt mit der Ernennung des „Instituts für archäologische Korrespondenz“ zum

Publiziert in: Stefan Krmnicek – Dominik Maschek (Hrsg.), Römische Archäologie in Deutschland. Positionsbestimmung und Perspektiven (Heidelberg, Propylaeum 2023) doi: https://doi.org/10.11588/propylaeumdok.00005852

„Kaiserlich-Deutschen Archäologischen Institut“ im Jahr 1874 (Michaelis 1879; Rieche 1979). Hatte sich diese Einrichtung in ihren Ursprüngen in den 1820er-Jahren und mit ihrem ursprünglichen Sitz in Rom noch als internationale Forschergemeinschaft verstanden, so verschoben sich die Schwerpunkte mit der Verstaatlichung nun deutlich auf die Stärkung einer deutschen Präsenz in den mediterranen Kerngebieten des griechisch-römischen Altertums. Großgrabungen wie die 1875 begonnene Erforschung von Olympia oder die seit 1878 zunächst von Carl Humann vorangetriebene Freilegung von Pergamon sollten diese Präsenz noch weiter unterstreichen (Olympia: Kyrieleis 2002; Pergamon: Zimmermann 2011, 7–11, 70–72; Radt 2016, 309–330). Zugleich kam es unter dem Einfluss der in Altertums- und Geschichtsvereinen organisierten Heimatforschung und des an primordialer Geschichtsbildung interessierten Historismus auch zur Etablierung jener fachlichen Ausrichtung, die sich unter der Bezeichnung „provinziale“ bzw. „provinzialrömische“ Archäologie mit den römischen Hinterlassenschaften auf dem Gebiet des deutschen Reiches auseinandersetzte (Bechert 2003, 53 f.; Heising 2011, 69 mit Lit.; Heising 2020, 529–531). Dieses Ziel verfolgte zunächst die 1892 ins Leben gerufene Reichslimeskommission, bevor sie im Jahr 1902 institutionell in der Römisch-Germanischen Kommission des Archäologischen Instituts aufging. Entsprechend der Satzung der Römisch-Germanischen Kommission war es die vorrangige Aufgabe der Einrichtung, „die archäologische Erforschung derjenigen Theile des Deutschen Reichs, die dauernd unter römischer Herrschaft gestanden haben, mit Rath und That zu fördern“ (Satzung der Römisch-Germanischen Kommission des Kaiserlich Deutschen Archäologischen Instituts 1901, § 1. Vgl. Becker – von Schnurbein 2001, 451–453. Zur Reichslimeskommission: Rebenich 2008). Mit staatlicher Unterstützung geschah dies durch die Anwendung neuester Methoden und Techniken – z. B. Fotographie, Stratigraphie („Entdeckung des Pfostenlochs“), usw. – auf Großgrabungen wie dem Römerlager von Haltern sowie durch die Etablierung neuer Publikationsorgane und Reihenwerke (Heising 2011, 69–72; Sommer 1993).

Doch nicht einmal zwanzig Jahre nach Gründung der Kommission und exakt hundert Jahre nach der Berufung von Karl Otfried Müller nach Göttingen hatte sich diese Situation im Gefolge des ersten Weltkriegs auf dramatische Weise gewandelt. In seinem Bericht über die Tätigkeit der Römisch-Germanischen Kommission für das Jahr 1919 stellte Friedrich Koepp mit erkennbarer Bitterkeit fest: „Die traurigen Zeitverhältnisse, die den Druck wissenschaftlicher Werke von Monat zu Monat mehr erschweren und schließlich wohl noch ganz unmöglich machen werden, haben das Erscheinen des elften Berichts, der ursprünglich nur dem Jahr 1918 gelten sollte, bis zum Frühjahr 1920 verzögert“ (Koepp 1918/1919, 120). Im folgenden Jahr war es der Bibliothek der Kommission auch nicht mehr möglich „die Bibliothek, abgesehen von den im Schriftentausch uns zugehenden Zeitschriften, unter denen auch solche des feindlichen Auslands vereinzelt wieder erscheinen, […] nach Wunsch [zu] bereicher[n]“ (Koepp 1921, iv). War vor dem Krieg der wissenschaftliche

Austausch zwischen der angelsächsischen und deutschen Forschung noch sehr intensiv, so änderte sich diese Situation danach grundlegend. Vor dem Krieg publizierten deutsche Wissenschaftler, wie etwa Alfred von Domaszewski, Hans Dragendorff oder Adolf Schulten regelmäßig im „Journal of Roman Studies" in englischer Sprache, und umgekehrt erschienen Beiträge von britischen Kollegen, wie etwa von Francis Haverfield, in der Zeitschrift „Archäologischer Anzeiger". Noch vor dem Krieg waren Studienaufenthalte im Ausland nicht unüblich – so hatte beispielsweise Harold Mattingly von 1907 bis 1909 in Berlin und Freiburg bei Eduard Meyer und Ernst Fabricius studiert –, danach brachen die intellektuell befruchtenden Kontakte auch auf dieser Ebene ab (James – Krmnicek 2020, xix–xx).

Vor diesem düsteren Hintergrund verschob sich in den frühen Jahren der Weimarer Republik nicht nur der finanzielle Handlungsspielraum, sondern es schien den Verantwortlichen auch geboten, über die gegenwärtige und zukünftige Rolle der Kommission zu reflektieren. Zu ihren Aufgaben und Schwerpunkten äußerte sich Koepp aus diesem Grund im Bericht zum Jahr 1920 folgendermaßen: In programmatischer Hinsicht sei „nicht das Römische auf germanischem Boden […] der Gegenstand [der provinzialrömischen] Forschung, sondern das Römische und das Germanische auf jetzt deutschem Boden, das Germanische aber bis hinab zu seinen letzten Wurzeln oder seinen frühesten Vorläufern auf diesem Boden – ohne Rücksicht darauf, ob ihm der Name ‚Germanisch' zukommt oder nicht, bis zu seinen äußere Ausstrahlungen auch" (Koepp 1920, vi–vii). An Forschungsprojekten nannte Koepp an erster Stelle die Grabungen der Kommission und deren Publikation, die allerdings aufgrund der enormen finanziellen Probleme kaum noch zu bewältigen seien. Danach komme die Arbeit an Museumsbeständen auch kleiner Sammlungen, die „durch reichillustrierte Kataloge zugänglich" gemacht werden sollten, sowie die Erforschung der provinzialen Kunst und die Publikation bestimmter Materialgruppen (z. B. Ziegelstempel, italische Sigillata, Militärreliefs) und wichtiger Lokalstudien, z. B. der Altertümer von Augsburg, der Denkmäler von Neumagen oder der Igeler Säule (Koepp 1920, viii–xii, xiii–xx). Des Weiteren, so Koepp, sei auch das Wirken in eine breitere Öffentlichkeit hinein von zentraler Bedeutung: „Es kann unseres Erachtens nichts schaden, wenn die wissenschaftlichen Beiträge den Wunsch erkennen lassen, die Förderung der Wissenschaft […] nicht nur einem halben Dutzend Spezialisten verständlich zu machen" (Koepp 1920, xii). In dieselbe Richtung zielt der ebenda angesprochene, nach Gattungen geordnete „Bildatlas" der provinzialrömischen Archäologie, wobei in der Vorstellung Koepps „diesen Bildern […] nur gerade soviel Text beigegeben werden [soll], als nötig ist, um dem Betrachter den Weg zu weisen zu erwünschter Belehrung über die dargestellten Denkmäler und zur Einführung in die auf sie bezüglichen Fragen" (Koepp 1920, xx).

Politik und Ideologie

Trotz der zeitbedingten Wortwahl und der heute ganz anderen gesellschaftspolitischen Lage der römischen Archäologie in Deutschland kommen dem Leser die meisten der von Koepp beschriebenen Aufgabengebiete und Herausforderungen doch ganz unmittelbar vertraut vor. Die von ihm erwähnten fundamentalen Spannungsfelder prägen nach wie vor die Arbeit der im Universitätsbetrieb, in der Denkmalpflege und im Museumsbereich tätigen Kolleginnen und Kollegen: Der ständige Balanceakt zwischen fortschreitender Materialerschließung durch Grabungen einerseits, Materialbearbeitung und -vorlage im Kontext von Sammlungen und Museen andererseits; zwischen exklusivem Verständnis als Fachwissenschaft und der Notwendigkeit inklusiver Breitenwirkung; und, in ganz grundsätzlicher Weise, zwischen dem Fokus auf den dauerhaften Leistungen römischer „Kultur" und der Vorstellung einer nur temporären Phase römischer „Okkupation".

Gerade in Hinblick auf diesen letztgenannten Aspekt spielt auch die implizite wie explizite Wahl der Betrachtungsperspektive eine Rolle: So wird „römisch" entweder vom Zentrum her, also in einem mediterranen Sinn, oder aber in Hinblick auf die Peripherie, also die (Nordwest)Provinzen, definiert, und gerade die letztere Sichtweise findet seit der in den 1980er-Jahren aufgekommenen postkolonialen Kritik häufig ihren Ausdruck im Kontrast zwischen „römischen", „hybriden" (bzw. „romanisierten") oder indigenen Kulturmodellen. Die Literatur zu diesen Forschungsfeldern und dem problematischen Begriff der „Romanisierung" ist enorm (unter den wichtigsten Beiträgen: Millett 1990; Mattingly 1997; Häussler 1998; Webster 2001; Mattingly 2002; 2004; Hingley 2005; Schörner 2005; Revell 2009; Mattingly 2011; Gardner 2013; Versluys 2014; Boschung et al. 2015; Gardner 2015; Roselaar 2015; Van Oyen 2017). Zu einer ähnlichen Einschätzung kam vor nicht ganz zehn Jahren auch Alexander Heising in einem ebenso knappen wie prägnanten Überblick zu Geschichte und Perspektiven der provinzialrömischen Archäologie in Deutschland. So fasst er Aufgaben und Ziele der Disziplin folgendermaßen zusammen: „Forschungsgegenstand sind die Provinzen des Imperium Romanum sowie die römischen Einflusszonen außerhalb des Reichsgebiets, solange sie im Focus Roms standen. Erforscht werden die materielle und die geistige Kultur an den Rändern des Imperiums, geprägt durch das Aufeinandertreffen von einheimisch-indigener und mittelmeerisch-römischer Kultur" (Heising 2011, 61 f.). Als maßgeblich für das fachliche Verständnis der provinzialrömischen Archäologie in Deutschland sieht Heising in erster Linie ihre Rolle als Ausbildungsdisziplin für die Organisationen der staatlichen Denkmalpflege in den westlichen und südlichen deutschen Bundesländern, was sich auch in der vergleichsweise späten Einrichtung der entsprechenden Lehrstühle im Zuge der Hochschulreformen der 1960er-Jahre spiegle: Frankfurt 1962, Freiburg 1966, München 1969, Köln 1992 (Heising 2011, 73; 2020, 532 f.). Paradoxerweise wurde durch diese berufsorientierte Ausrichtung der provinzialrömischen Archäologie gerade in einer Zeit wachsender

Internationalisierung wiederum – wenn auch unter anderen ideologischen Gesichtspunkten – ein starker Fokus auf den nationalen Charakter einer „Römerforschung" in Deutschland gelegt, während sich die Klassische Archäologie nach wie vor in erster Linie mit Forschungen zum Mittelmeerraum beschäftigte – mit all ihren unterschiedlichen Implikationen, angefangen bei der Verweigerung von Grabungslizenzen für ausländische Teams wegen Spannungen auf außenpolitischer Ebene, bis hin zu Aktivitäten der Archäologie in ehemaligen Krisen- und Kriegsregionen unter der Fahne der Entwicklungszusammenarbeit.

Dieser im Grunde janusköpfige Charakter der römischen Archäologie in Deutschland hat sich, unabhängig von den unbestrittenen Leistungen des Faches wie etwa auf dem Gebiet der Skulptur- und Gräberforschung, der Urbanistik und Siedlungs- und Landschaftsarchäologie, bis in die jüngste Gegenwart gehalten. Im frühen 19. Jh. aus dem Geist des Nationalismus geboren, können sich die beiden Disziplinen auch in der zweiten Dekade des zweiten Jahrtausends weder in ihren Fragestellungen noch in ihren Interessensgebieten, überkommenen Zuständigkeitsbereichen und Lehrplänen ganz von dieser Vergangenheit lösen. Trotz einiger neuer, zukunftsweisender Themenschwerpunkte wie Wirtschaft, Ritual und Krisen- bzw. Resilienzforschung erscheinen Klassische Archäologie und Provinzialrömische Archäologie aus diesem Grund heutzutage oft wie Relikte, Fossilien aus einer tiefen Vergangenheit. Doch in Wahrheit müssen wir uns vor dem Hintergrund aktueller politischer Debatten in Europa bzw. in der gesamten westlichen Hemisphäre wohl fragen, ob wir mit dieser Spaltung nicht auch in epistemologischer Hinsicht an die Wurzeln einer Problematik zurückkehren, die deutlich tiefer reicht als ein allgemeines historisches Interesse: die tiefe Spaltung zwischen internationalen und nationalen Weltvorstellungen.

Nationale Traditionen

Wie bereits eingangs geschildert gehen die dezidiert nationalen Traditionen in der römischen Archäologie, europaweit betrachtet, vor allem auf das 19. Jh. und die postnapoleonische politische Ordnung Europas zurück. Diese Entwicklung vollzog sich jedoch interessanterweise nicht in allen Ländern gleichermaßen: So spielten etwa in Frankreich sowohl die Franken als auch die Römer beide eine wichtige Rolle in der Schaffung eines nationalen Narratives, und es war im 18. und 19. Jh. nicht von vornherein ausgemacht, welche der beiden Perspektiven in Hinblick auf den französischen Staat wichtiger werden würde. Das Narrativ der fränkischen Invasion war zwar einerseits wichtig für den französischen Nationalstaat des 19. Jh., hatte sich aber als zentrale Legitimierungsstrategie bereits unter der französischen Monarchie des 17. und 18. Jh. etabliert. Parallel dazu lief zu jeder Zeit das römischen Zivilisationsnarrativ, das neben antiquarisch-archäologischen Forschungen vor allem durch das Studium von Cäsars „Gallischem Krieg" angeheizt wurde. Auch im zunehmenden Antagonismus mit dem deutschen Kaiserreich etablierte sich

dabei das Narrativ der Romanisation und der mediterranen Kulturbringer (Foucault 1986; Schnapp 1993; Schnapp 2008; Reddé 2020).

In Deutschland verlief diese Entwicklung naturgemäß um einiges komplizierter, was in erster Linie auf die Geschichte des deutschen Nationalstaats bis zur Ausrufung des Kaiserreichs zurückzuführen ist. Durch die eingangs angesprochenen Humboldtschen und Preußischen Bildungsreformen des frühen 19. Jh. wurde die Idee von der moralischen Erhebung der Jugend durch das Studium der griechisch-römischen Antike schon früh als Norm für das aufstrebende Bürgertum gesetzt. Als einer der interessantesten Vertreter dieser Stoßrichtung aus der Zunft der Altertumswissenschaften kann sicher der Philologe Friedrich Wilhelm Thiersch gelten, der als Beauftragter in einer für das Bildungswesen eingesetzten Kommission nicht nur das bayerische Schulsystem gemäß humanistischen Prinzipen reformierte, sondern sich als glühender Philhellene auch auf eigene Faust am Ende der Befreiungskriege 1831–1832 in Griechenland aktiv für die Wahl Ottos I. als König von Griechenland einsetze (Kirchner 1996). Zugleich gab es aber auch ein Germanennarrativ, das vor allem im Konflikt mit Napoleon und dann durch das weitere 19. Jh. hinweg im Antagonismus mit mediterranen Kulturmodellen konturiert wurde (Wiegels – Woesler 1995; Wiegels 2008; Kipper 2009; Kösters 2009; Zelle 2015). Interessanterweise wurde der Arminius-Mythos in einer ähnlichen, wenngleich weniger stark national ausgerichteten Weise bereits deutlich früher im Kontext der Reformation propagiert und auch hier mehr oder minder explizit gegen ein mediterranes (papistisch-katholisches) und imperiales (habsburgisches) Feindbild projiziert (Kloft 1995; Roloff 1995; Kösters 2009, 65-73).

Diese Spaltung zwischen der klassischen, mediterranen Antike und dem für den deutschen Nationalstaat so wichtigen Germanennarrativ führte dazu, dass sich die römische Archäologie in den zwei bereits beschriebenen verschiedenen universitären Bereichen angesiedelt hat: in der Klassischen und in der Provinzialrömischen Archäologie, wobei teilweise auch die Vor- und Frühgeschichte römische Themen miteinschließt. Abseits der Universitäten bildeten sich Institutionen heraus, die durch die Bezeichnung „römisch-germanisch“ im Prinzip zwar an eine gewisse kulturübergreifende Ausrichtung denken lassen, *de facto* aber der Idee geschuldet sind, dass die entsprechenden Einrichtungen der Erforschung sowohl der römischen als auch der germanischen Präsenz auf dem Staatsgebiet Deutschland verpflichtet seien. Projekte wie die „Führergrabung“ in Carnuntum bei Wien, die ab 1939 vom Archäologischen Institut des Deutschen Reiches durchgeführt wurde, zeigen deutlich, in welche Richtung solche Ansätze gehen konnten: Hier wurde zur Legitimierung des Grabungsprojekts und seiner Finanzierung das Bild eines römischen „Bollwerks“ gegen die Germanen heraufbeschworen, das in letzter Konsequenz der indirekten Illustration der germanischen Stärke dienen sollte (Rudolf 1995; Kandler 1998a, 140–148; Kandler 1998b, 53–57).

Wiederum lohnt ein kurzer vergleichender Blick auf die Entwicklung außerhalb Deutschlands, nämlich in Österreich seit dem späten 19. Jh. Hier entstand zunächst vor 1914 eine Klassische Archäologie, die sich, nicht zuletzt unter dem Einfluss deutscher Professoren wie Alexander Conze oder Otto Benndorf, in ähnlicher Art und Weise positionierte wie im deutschen Reich: Auf diverse Expeditionen in die Türkei und nach Griechenland folgte seit dem Jahr 1895 eine mit kaiserliche Unterstützung durchgeführte Großgrabung in Ephesos, die seit 1898 auf das Engste mit dem neu gegründeten K.K. Österreichischen Archäologischen Institut verknüpft war (Wohlers-Scharf 1995; Wiplinger – Wlach 1996; Kandler – Wlach 1998; Szemethy 2011, 350–362). Allerdings bildete sich parallel zu diesem mediterranen Schwerpunkt aufgrund der geographischen und multiethnischen Gesamtlage der Habsburg-Monarchie auch eine starke Tradition heraus, in der römische Archäologie und Kunstgeschichte mit Blick auf den Balkan, die Donauprovinzen und bis an die Adria betrieben wurden. Die diversen regionalen Aktivitäten wurden ab den 1850er Jahren in der Zeitschrift „Mitteilungen der K.K. Zentral-Kommission zur Erforschung und Erhaltung der Kunst- und Historischen Denkmale“ veröffentlicht, wo bodendenkmalpflegerische, archäologische und kunsthistorische Aspekte Berücksichtigung fanden. Die revolutionären Forschungen von Alois Riegl zum spätrömischen Kunstschaffen können für diesen holistischen Blickwinkel als paradigmatisch gelten: Nicht nur gründete Riegl wesentliche Teile seiner Diskussion zur römischen Stilentwicklung und zur „spätrömischen Kunstindustrie“ auf seine Forschungen in Illyrien, Dalmatien, Istrien und den pannonischen Provinzen, sondern er bezog auch eine große Zahl an im strengen Sinne nicht als Hochkunst geltenden Objekten der Kleinkunst und des Kunstgewerbes mit ein. Eingebettet war Riegls Ansatz in die Strömung der sogenannten Wiener Schule der Kunstgeschichte, die bereits in den 1850er und 1860er-Jahren mit den Arbeiten von Rudolf von Eitelberger und anderen ihren Anfang genommen hatte und sich dezidiert auf die Erfassung aller Denkmäler, Kunstwerke und im weiteren Sinne historisch relevanten Objekte in den Ländern der Donaumonarchie konzentrierte (zum weiteren, politischen, kulturellen und imperialen Hintergrund der „Wiener Schule“ siehe bes. Elsner 2010; Rampley 2013. Zu Genese und frühen Aktivitäten der K.K. Zentral-Kommission: Frodl 1988. Für eine umfassende Darstellung der Geschichte der Kommission bis 1910 siehe Brückler 2020; Fingernagel-Grüll 2020).

Zugleich stellen die im Jahr 1897 erfolgte Gründung der „Limeskommission der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften“ und die intensiven Grabungen von k.u.k.-Offizieren und Militäringenieuren an römischen Militärlagern in Österreich und Ungarn (so etwa Oberst Max Groller von Mildensee in Carnuntum) in gewisser Weise eine Parallele zur Tätigkeit der Reichslimeskommission in Deutschland dar, wenngleich sie sich aus begreiflichen Gründen kaum entlang des Antagonismus „römisch vs. germanisch“ orientierten, dafür umso mehr die Bauforschung in den Vordergrund rückten (Gugl 2007; Ployer 2013, 13 f.; Pollak 2015, 14–16).

Dieser geographisch weit gespannte und in gewisser Weise internationale Fokus verengte sich zwar mit der Einrichtung der Republik Österreich nach dem ersten Weltkrieg; doch obwohl nun eine Fokussierung auf das „Römische Österreich" bzw. die „Austria Romana" festzustellen ist, wurde Provinzialrömische Archäologie zu keinem Zeitpunkt als separate universitäre Disziplin eingerichtet. Vielmehr wurden und werden die in Österreich auf römischen Grabungen tätigen Archäologen zu einem guten Teil in Instituten wie dem der Wiener Universität ausgebildet, wo Veranstaltungen zur klassischen Archäologie und antiken Kunstgeschichte bis in die 1980er-Jahre im selben Seminar gelehrt wurden wie römische Keramikforschung, lateinische Epigraphik und Alte Geschichte (Weber 1976; Pesditschek 1997). Die Tatsache, dass das Österreichische Archäologische Institut praktisch seit seiner Begründung Grabungen im In- (Carnuntum, römische Kastelle am Donaulimes, zivile Orte im norischen Hinterland, usw.) und Ausland (Ephesos, Griechenland, usw.) gleichzeitig betrieb, und häufig auch mit demselben Mitarbeiterstab, führte unweigerlich zu einer zugleich mediterranen und provinzialen Perspektive auch in der Lehre.

Vergleicht man diese Entwicklung abschließend mit dem englischsprachigen Raum, aus dem in den letzten vierzig Jahren wohl in methodologischer Hinsicht die nachhaltigsten Impulse in der römischen Archäologie gekommen sind (z. B. zur Romanisierungs- und Akkulturationsdebatte, zu „material culture studies" oder zur Landschafts- und Surveyarchäologie), so wird auch dort deutlich, dass die römische Archäologie seit der viktorianischen Zeit in einem gewissen Spannungsverhältnis mit anderen Bezugspunkten der englischen Geschichte bzw. Frühgeschichte stand: Zu nennen wären hier einerseits das „Keltennarrativ", das nicht zuletzt um vorrömische Siedlungsplätze, vor allem Hillforts, und die Figur der durch Tacitus bekannten Icener-Königin Boudicca organisiert ist. Andererseits muss auch auf radikale Vorstellungen wie jene einer „weißen, sächsischen Herrenrasse" von Charles Wentworth Dilke verwiesen werden, die gerade mit dem Höhepunkt des Empire ihre machtvollste Ausprägung auf mehreren Kontinenten fanden (Hingley 2005, 31–37; Dmitriev 2009, 128–138. Für den weiteren soziopolitischen und mentalitätsgeschichtlichen Kontext der römischen Archäologie in England und im British Empire siehe Hingley 2000).

Zugleich wurde in jüngsten britischen Debatten um den Brexit deutlich, dass die postkolonialen Strömungen in der römischen Archäologie der letzten dreißig Jahre mit ihrem Bild von Rom als Kolonialmacht und Unterdrücker paradoxerweise in einem Teil der öffentlichen Debatte aufzugehen scheinen, der die EU mit dem unterdrückerischen Habitus des römischen Reiches gleichsetzt und den indigenen Widerstandsgeist gegen dieses „Imperium" betont – sozusagen zurückgreifend auf das vermeintliche Substrat einer prärömisch-keltischen bzw. unverfälscht angelsächsischen Bevölkerung, die als weitgehend homogen konzeptualisiert wird (Gardner

2017; Bonacchi et al. 2018; Hingley et al. 2018). Hier wird sehr deutlich, dass die jüngeren Debatten innerhalb der römischen Archäologie – obwohl die hochgradig spezialisierten Publikationen mit Sicherheit kaum bis gar keinen Einfluss auf die aktuelle politischen Gemengelage genommen haben werden – mit ihrer Fokusverschiebung auf das Lokale und Indigene bzw. auf die unterschiedlichen Ausprägungen der „Akkulturation" im Endeffekt einer Verschiebung im Zeitgeist zugearbeitet haben, die im Moment eine starke Wiederbelebung des nationalen Gedankens quer durch die europäische Staatenwelt erkennen lässt.

Die Perspektiven

Dieser einleitende Überblick über die Entwicklung und Perspektiven der römischen Archäologie stellt zugegebenermaßen eine Vergröberung und Zuspitzung einer komplexen Forschungsrealität dar und sollte nicht als umfassende „Standortbestimmung" oder konventionelle „Forschungsgeschichte" verstanden werden. Vielmehr haben wir uns für diese Darstellungsperspektive entschieden, um die Aufmerksamkeit von Beginn an auf bestimmte Aspekte und zentrale Fragestellungen zu lenken. Wofür steht „Römische Archäologie" heute, und welche Stellung hat sie in unserer Gesellschaft? Sichtet man die mediale Präsenz der „Römische Archäologie", so erscheint das Fach im öffentlichen Diskurs zumeist nur als Randnotiz in den Kulturnachrichten für das immer geringer werdende Publikum des gehobenen Bildungsbürgertums oder – wegen (oftmals vermeintlich) ungewöhnlicher Entdeckungen vor Ort – in der Lokalpresse. Dabei ist die Sehnsucht nach der fremden, exotischen Vergangenheit in unserer Gesellschaft weitaus stärker verbreitet, als man zunächst glauben mag. Dabei steht freilich mehrheitlich nicht der wissenschaftliche Anspruch im Vordergrund, sondern der Eventcharakter und der Zauber des Fremden mitsamt einem geradezu voyeuristisch-schaudernden Blick, wie ihn noch das 19. und frühe 20. Jh. für die kolonialen „Völkerschauen" hatte (z. B. Wolter 2005) – man denke nur daran, dass keine archäologische Führung ohne Erwähnung der römischen Toilettenhygiene (Stichwort Xylospongium und seine umstrittene Anwendung) auskommt. Der Vergleich mit dem kolonialen Blickwinkel hat auch deswegen seine Berechtigung, da wir dadurch die Frage aufwerfen können, welches Gesellschaftsbild eine römische Archäologie reflektiert. Sicher bieten Aufführungen von Gladiatorenspielen bei Römerfesten, die Teilnahme an Reenactmentgruppen (vgl. dazu die Beiträge in Archäologische Informationen 39, 2016; Agnew et al. 2019), welche die Realien des römischen Militärs nachfertigen und für sich haptisch erleben wollen, oder die musealen Präsentationen in großen und kleinen Museen ganz unterschiedliche Zugänge an die römische Welt. Abgesehen von der differenzierten Erlebnisdichte und dem ungleichen fachlichen Anspruch haben alle Aktivitäten jedoch eines gemeinsam: sie konstruieren ein öffentliches Bild (vgl. Samida – Arendes 2019) auf Grundlage dessen, was die Archäologie liefert.

Hier lässt sich eine weitere Entwicklung festmachen, die illustriert, wie das Fach die Wahrnehmung der Vergangenheit formt. Waren noch in bis in die 1970er Jahre die „großen Männer" der römischen Geschichte (bzw. die Auswirkungen ihrer Aura und Taten auf den antiken „lifestyle", wie Ideologie, Kunst, Bautätigkeit, etc.) das Primat der Forschung, so bildete sich mit zunehmendem Einfluss der technisch-naturwissenschaftlichen Entwicklungen eine professionalisierte Feldarchäologie aus, welche durch die Archäologie am Ort den lokalen Ereignissen stärkeres Gewicht verlieh. Interessanterweise konnten die Ideen der New Archaeology trotz der fachlichen Nähe zur Ur- und Frühgeschichte in der deutschsprachigen Forschung nur schwer Fuß fassen. Dazu war die Provinzialrömische Archäologie von Grunde auf bereits zu sehr in ihrer Tradition auf Materialauswertung durch Erstellung von Corpora verhaftet und zugleich der mediterrane Blickwinkel der deutschsprachigen Klassischen Archäologie von den Vorstellungen der ur- und frühgeschichtlichen Forschung und ihrer extremen Theoriebildung (vielleicht auch wegen der Sprachbarriere) zu weit entfernt (James – Krmnicek 2020, xx–xxi). Der innovative Beitrag der deutschsprachigen Forschung lag dagegen seit den 1980er Jahren in der Formulierung und Anwendung neuer Fragestellungen und Methoden in der archäologischen Bildwissenschaft, besonders über den Zugang der Semantik (Hölscher 1987; Zanker 1987). Nach den wenigen und meist in Nischendiskussionen verpuffenden marxistischen und feministischen Ansätzen in der deutschsprachigen römischen Archäologie der 1980er Jahren – man vergleiche dazu die zeitgleichen gesellschaftspolitischen Mehrheitsverhältnisse in der wahlberechtigten Bevölkerung –, konnte erst der schrittweise aus der angelsächsischen Welt rezipierte Postkolonialismus auch im deutschsprachigen Raum neue Perspektiven der Forschung eröffnen.

Nach über eineinhalb Jahrzehnten mit einer beinahe alles überstrahlenden „Romanisierungs"-Debatte steht die römische Archäologie heute vor ganz neuen gesellschaftsrelevanten Weichenstellungen und methodischen Grundsatzfragen. Mit Themen wie Migration, wachsender politischer und sozialer Instabilität und ökonomischen und ökologischen Unsicherheiten sind wir aktuell mit vielfältigen Herausforderungen konfrontiert, auf die auch die Archäologie reagieren muss. Gerade vor dem Hintergrund der gesellschaftlichen Transformationen muss sich die römische Archäologie fragen, ob sie (zu Recht?) als exklusiver und elitärer akademischer Zeitvertreib angesehen wird. Angesichts des demografischen Wandels in Europa gilt es insbesondere zu überlegen, an welche Bevölkerungsgruppen und an welches Publikum sich die römische Archäologie richtet. Ist die römische Vergangenheit ein Identitätsmarker nur für eine weiße, indigene, europäische, westliche Zivilisation? Welche Rolle kann die römische Archäologie in einer Gesellschaft im quantitativen und strukturellen demografischen Wandel spielen? Welche Strategien könnte die römische Archäologie entwickeln, um möglichst alle Schichten der Bevölkerung einzubeziehen (vgl. zum Verhältnis Öffentlichkeit und Archäologie: Marx et al. 2017)?

Während die englischsprachige Forschung durch die Emanzipation der sogenannten postprozessualen Archäologie von der älteren „New Archaeology" gegen Ende des 20. Jh. weitere vielfältige Impulse erfuhr (Richtungsweisend der Sammelband Hodder 1982; zuletzt im Überblick Hodder – Hutson 2003), scheint die deutschsprachige Forschung diese letzten Entwicklungen bislang kaum oder gar nicht zu rezipieren (vgl. die Einführungen zur Klassischen Archäologie: Borbein 2000; Hölscher 2002; einzige Ausnahme: Lang 2002). Im Gegenteil, vielfach wird hierzulande die Theorielastigkeit der jüngsten angelsächsischen Forschungsrichtungen wie „Agency", „Postcolonialism", „Phenomenology", etc. mit dem Hinweis auf fehlenden Realitäts- und Praxisbezug sogar offen abgelehnt, genauso wie führende Vertreter der angelsächsischen Roman Archaeology auf den vermeintlichen Mangel an theoretischem Unterbau des analogen deutschsprachigen Wissenschaftsbetriebes verweisen (bspw. für die Diskussion zu „Romanisierung" vgl. Versluys 2014; Van Oyen 2017; Fernández-Götz et al. 2020). Nicht zuletzt aufgrund der internationalen Mobilität der jüngeren deutschsprachigen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler und ihrer höheren Affinität zur Rezeption fremdsprachiger Literatur scheinen die Fragen und Diskussionen der Postprozessualen Archäologie in dieser Generation vermehrt auf fruchtbaren Boden zu fallen. Interessanterweise ist aber im Hinblick auf die Rezeption fremdsprachiger Fachliteratur in der jüngeren Generation englisch-muttersprachiger Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler genau die gegenteilige Entwicklung festzustellen: es hat (überspitzt formuliert) beinahe den Anschein, als würde für diese Forscherinnen und Forscher alles, was nicht in englischer Sprache publiziert wird, schlichtweg nicht existieren.

Kehren wir aber abschließend wieder zur Entwicklung in der deutschsprachigen Forschung zurück: Bereits mehrere Dissertationen und Forschungsarbeiten der oben angesprochenen Alterskohorte von Nachwuchswissenschaftlern zeigen eindrucksvolle Ergebnisse, wenn abstrakte Theoriemodelle mit soliden Fachkenntnissen um die Materielle Kultur – also Theorie und Praxis – sinngebend verknüpft werden (z. B. Burkhardt 2013; Nowak 2014; Sielhorst 2015). Das vorliegende Buchprojekt will genau diese ertragreichen und gemeinsamen Wege von Theorie und Praxis anhand von Fallbeispielen exemplarisch aufzeigen und damit die unnötige Dichotomie zwischen den von der Praxis abgehobenen Theorie-Luftschlössern und einer Negierung neuer Fragestellungen und Methoden auflösen. Auch für die oben angerissenen offenen Fragen unserer eigenen Jetztzeit will der vorliegende Band intellektuelle Denkansätze anbieten, mit denen die junge Generation im deutschsprachigen Raum die Grundlagen für weitere Diskussionen schaffen und die römische Archäologie in der Zukunft formen kann. Um der ständigen und unaufhaltsamen Veränderung des Faches im Spannungsfeld tages- wie hochschul- und forschungspolitischer Entwicklungen Rechnung zu tragen, ist das Buch mit Absicht nicht im Sinne einer umfassenden „Bestandsaufnahme" konzipiert. Vielmehr wollen wir in erster Linie die Zukunftsperspektiven in den Vordergrund rücken, weshalb der

Band eine Mischung aus allgemeiner gefassten Überblicksdarstellungen (z.B. zu römischer Architektur), konkreten Fallstudien (z.B. zu römischer Wandmalerei) und neuen Klassifikationsmodellen darstellt (z.B. zur römischen Keramik).

Die Beiträge sind in zwei Gruppen unterteilt. Der erste Abschnitt umfasst Studien zu den in der römischen Archäologie in Deutschland bestimmenden Objektkategorien und Themenfeldern, in denen neue theoretische und methodische Ansätze mit Fallbeispielen verknüpft werden. Der zweite Teil umfasst Beiträge aus Fachtraditionen benachbarter Länder, die gewissermaßen als Kalibrierung zur Selbstwahrnehmung bei der Positionsbestimmung und den Perspektiven zur römischen Archäologie in Deutschland zu verstehen sind. Gerade durch den Spiegel einer Außenwahrnehmung soll nicht nur der Horizont des eigenen Schaffens erweitert, sondern zugleich der Gedankenaustausch innerhalb der römischen Archäologie über Staats- oder Sprachgrenzen hinweg in einer globalisierten Welt sichtbar gemacht werden. Den ersten Teil der theoretisch-methodischen Forschung zu Objektkategorien und Themenfeldern eröffnet Marcel Danner mit seinem Beitrag „Semiotische Perspektiven zum römischen Haus“, in dem er die Anwendbarkeit verschiedener zeichentheoretischer Modelle auf römische Wohnhäuser und ihre Ausstattung diskutiert. Ausstattungselemente werden dabei als Zeichen innerhalb eines Kommunikationsprozesses und die römische Architektur als das zugrundeliegende Zeichensystem aufgefasst. Dieser Ansatz erlaubt es Danner, das römische Wohnhaus als ein vielschichtiges Amalgam von Form und Bedeutung zu begreifen, dessen kulturgeschichtliche Bedeutung weit über die Ergebnisse konventioneller Typologien und Funktionsanalysen hinausgeht.

In vergleichbarer Weise plädiert Dominik Mascheks Beitrag „Zurück zur Geschichte! Römische Architektur als historische Quelle“ dafür, römische Bauten wieder verstärkt als Kristallisation sozialer, politischer und wirtschaftlicher Rahmenbedingungen, Strukturen und Prozesse zu begreifen. Ein solches Verständnis fokussiert nicht nur auf Aspekte wie Typologie, Symbolik und Wahrnehmung, sondern erstreckt sich von der Materialität und Prozesshaftigkeit der Baustelle bis zur Nutzung der resultierenden Gebäude, die für Normen und Vorstellungen bestimmter sozialer Gruppen und Individuen innerhalb spezifischer, zeitlich wie geographisch klar umrissener historischer Situationen stehen. In den Bereich der Ausstattungskunst führt im Anschluss der Beitrag „Neue methodische Positionen zur Römischen Skulptur“ von Johannes Lipps. Am Beispiel der sogenannten Idealstatuen zeigt er auf, wie einmal entwickelte Statuenschemata oft über Jahrhunderte hinweg in immer neuen Versionen tradiert, formal variiert und in unterschiedliche materielle, räumliche und funktionale Kontexte integriert wurden. Diese Betrachtungsweise erlaubt es, die Dynamik und transformativen Kräfte der Rezeptionsprozesse gegenüber traditionellen Fragen wie jenen nach „Original“ und „Kopie“, „städtisch“ und „provinziell“ oder „griechisch“ und „römisch“ in den Vordergrund zu rücken und antike Statuen als Produkte kreativer Aneignung zu verstehen.

Katharina Lorenz untersucht in ihrem Beitrag „Alte Wände – Viele Sichten: die Methoden der römischen Wandmalereiforschung“ die zentralen Elemente Stil, Raum und Bildthemen, und ihre jeweiligen Formen der Wissensproduktion in einem relationalen Verhältnis, um im Rahmen einer solchen Ontologie Möglichkeiten für den Umgang mit der Gattung „Wandmalerei“ darzulegen. Die Analyse der komplexen Innenausstattung der dafür gewählten Casa del Menandro in Pompeji hilft aufzuzeigen, welche heuristischen Möglichkeiten die einzelnen Methoden bieten, wo ihre Grenzen liegen, und wie sie in ein produktives Zusammenspiel gebracht werden können. Das Themenfeld der Gebrauchsobjekte wird von Anne Sieverling und Georg Pantelidis eröffnet. Ihr Beitrag „Gefäßfunktion als Parameter für die Klassifikation kaiserzeitlicher Keramik“ stellt das Potenzial einer auf funktionalen Kriterien basierenden Ordnung von Gefäßformen heraus. Solche objektimmanenten Funktionsanalysen bieten eine vielversprechende Grundlage für die künftige Aufnahme und Auswertung römischer Keramikinventare, die sich nicht nur mit formaler Typologie und Datierungsfragen, sondern auch verstärkt mit kulturgeschichtlichen Aspekten wie antiken Ernährungsweisen, ökonomischen Strategien oder der Nutzung von Keramik in kultischen Kontexten beschäftigt.

Stefan Krmnicek diskutiert in seinem Beitrag „Münzen: Kontextuelle Numismatik“ den jüngsten und innovativsten Zugang in der numismatischen Forschung. Dabei wird eine intensive Verknüpfung zwischen archäologischem Befund und Fundgattung Münze angestrebt, um den Gebrauch von Münzen durch den antiken Menschen in individuellen Situationen erforschen zu können. In seinem Beitrag „Militaria – Beobachtungen zur Erforschung römischer Militärausrüstung in der jüngeren deutschsprachigen und britischen Archäologie“ untersucht Florian Schimmer ausführlich die Erforschung römischer Militaria vor dem Hintergrund der methodischen und strukturellen Unterschiede zwischen deutschsprachiger und angelsächsischer Fachtraditionen. Durch diesen Blickwinkel über den Tellerrand zeigt der Beitrag nicht nur Perspektiven für die Überwindung der (vermeintlichen) Gegensätze zwischen theoretischen und praxisorientierten Forschungsansätzen auf, sondern leitet auch inhaltlich zum zweiten Teil des Buches über, in dem die unterschiedlichen Entwicklungen und gegenseitige Einflüsse zwischen deutscher Forschung und benachbarten Fachtraditionen im Mittelpunkt stehen.

Anna Flückiger und Andrew Lawrence eröffnen diesen zweiten Teil. In ihrem Beitrag „Neues in der römischen Archäologie: Die Sicht aus der Schweiz“ präsentieren sie einen umfassenden Blick auf die Situation der römischen Archäologie in der Schweiz. Die Autoren heben dabei besonders auf die institutionellen und strukturellen Rahmenbedingungen ab, welche die Entfaltung des Faches in der Schweiz maßgeblich bestimmen und lenken. Christoph Hinkers Beitrag „Anmerkungen zur Theorierezeption der Provinzialrömischen Archäologie in Österreich“ zeigt anhand ausgewählter Beispiele, wie bestimmte Themen (z. B. Akkulturation, Ethnizität,

Identität, Romanisierung und Taphonomie) in jüngere Fachpublikationen zur Austria Romana eingeflossen sind. Dabei wird deutlich, dass der spezifischen Geschichte des Faches in Österreich sowie einer Reihe traditionell etablierter Grabungsprojekte eine zentrale Rolle in der Rezeption theoretischer Konzepte in Forschung und Lehre zukommt.

In ihrem Beitrag „Si fueris Romae, romano vivito more – Zeitgenössische Theorien, Methoden und Vorgehensweisen der römischen Archäologie in Italien“ bietet Francesca Diosono einen konzisen und kritischen Überblick über die Geschichte der modernen römischen Archäologie in Italien, beginnend in der Mitte des 20. Jhs. bis hin zur verstärkten Übernahme digitaler und kontextueller Ansätze. Als besonders wichtig wird dabei das Spannungsverhältnis zwischen Universitäten, Forschungsinstitutionen und der staatlichen Denkmalpflege herausgestrichen. In ihrem Beitrag „Archaeological Theory and Roman Archaeology: the Case of The Netherlands“ konturiert Fleur Kemmers ausführlich die Situation der Römischen Archäologie in den Niederlanden bzw. der Niederlande. Sie macht dabei deutlich, wie sehr sich die Schulen der provinzialrömischen und der klassisch-mediterranen-römischen Archäologie hinsichtlich ihrer theoretisch-methodischen Ausrichtung voneinander unterscheiden und das Fach und die Wissenschaftstradition unterschiedlich beeinflussen.

Im Anschluss widmet sich Louise Revell in ihrem Beitrag „The British Tradition” der Entwicklung der römischen Archäologie in Großbritannien in den letzten 30 Jahren. Als prägend streicht sie die rasante Zunahme verfügbarer Daten, neuer Analysemethoden sowie neuer theoretischer Interpretationsmodelle heraus, wobei sie in erster Linie auf den „material turn“ und Aspekte wie „Identität“ und kulturellen Wandel fokussiert. In seinem Beitrag „Theory, Methods, Practice, and Everything in Between. Archaeology Discourses on the Other Side of the Pond“ diskutiert Andrea U. De Giorgi die Position der römischen Archäologie in den USA. Im Mittelpunkt stehen Beobachtungen zur Aneignung theoretischer Modelle aus den Sozialwissenschaften und der Kulturanthropologie sowie Überlegungen zu den institutionellen Rahmenbedingungen des Faches in den USA, mit denen die römische Archäologie auf Fragen globaler Herausforderungen antworten kann.

So heterogen, wie das Fach und seine unterschiedlichen Strömungen sind, so heterogen sind auch die hier gesammelten Beiträge. Dennoch stellen sie einen repräsentativen und aufschlussreichen Befund zur römischen Archäologie in Deutschland dar und helfen zu einer notwendigen und aktuellen Positionsbestimmung und Diskussion künftiger Perspektiven.

Danksagung

Die Herausgeber danken Kerstin Hofmann (Frankfurt a. M.) und Gabriele Rasbach (Frankfurt a. M.) für ihr konstruktives Feedback zu einer früheren Version des Buchmanuskriptes und den beiden anonymen Gutachten zur Annahme des Buchprojekt bei Propylaeum-DOK. Gefördert durch die Deutsche Forschungsgemeinschaft (DFG) – SFB 1391 – Projektnr. 405662736.

Anmerkung

Aufgrund der bewussten Wahl eines Text-Autor-Jahr-Zitiersystems sind die Literaturangaben in der Bibliographie in modifizierter Form nach den Richtlinien des Deutschen Archäologischen Instituts gestaltet. In gleicher Weise haben die einzelnen Beiträgerinnen und Beiträger die Werke antiker Autoren je nach ihrer jeweiligen Fachtradition zitiert.

Bibliographie

Agnew, V. – Lamb, J. – Tomann, J. (Hrsg.) 2019. The Routledge Handbook of Reenactment Studies: Key Terms in the Field (London).

Baertschi, A. M. – King, C. G. (Hrsg.) 2009. Die modernen Väter der Antike. Die Entwicklung der Altertumswissenschaften an Akademie und Universität im Berlin des 19. Jahrhunderts (Berlin).

Bechert, T. 2003. Römische Archäologie in Deutschland. Geschichte. Denkmäler. Museen (Stuttgart).

Becker, K. – von Schnurbein, S. 2001. Dokumente zur Geschichte der Römisch-Germanischen Kommission, BerRGK 82, 447–506.

Bonacchi, C. – Altaweel, M. – Krzyzanska, M. 2018. The Heritage of Brexit: Roles of the Past in the Construction of Political Identities Through Social Media, Journal of Social Archaeology 18, 174–192.

Boschung, D. – Busch, A. W. – Versluys, M. J. (Hrsg.) 2015. Reinventing ‚the Invention of Tradition'? Indigenous Pasts and the Roman Present (Paderborn).

Borbein, A. (Hrsg.) 2000. Klassische Archäologie. Eine Einführung (Berlin).

Brückler, T. 2020. Zur Geschichte der österreichischen Denkmalpflege: die Ära Helfert. Teil 1. 1863 bis 1891 (Wien).

Burkhardt, N. 2013. Bestattungssitten zwischen Tradition und Modifikation. Kulturelle Austauschprozesse in den griechischen Kolonien in Unteritalien und Sizilien vom 8. bis zum 5. Jahrhundert v. Chr. (Wiesbaden).

Calder, W. M. – Schlesier, R. (Hrsg.) 1998. Zwischen Rationalismus und Romantik. Karl Otfried Müller und die antike Kultur (Hildesheim).

Dmitriev, S. 2009. (Re-)constructing the Roman Empire: from ‚Imperialism' to ‚Post-colonialism': An Historical Approach to History and Historiography, AnnPisa. Classe di Lettere e Filosofia Serie 5, 1, 123–164.

Elsner, J. 2010. Alois Riegl and Classical Archaeology, in: P. Noever – A. Rosenauer – G. Vasold (Hrsg.), Alois Riegl Revisited. Beiträge zu Werk und Rezeption: Contributions to the Opus and Its Reception (Wien).

Engehausen, F. – Schlechter, A. – Schwindt, P. (Hrsg.) 2008. Friedrich Creuzer 1771–1858. Philologie und Mythologie im Zeitalter der Romantik, Begleitband zur Ausstellung in der Universitätsbibliothek Heidelberg 12. Februar – 8. Mai 2008 (Heidelberg).

Fernández-Götz, M. – Maschek, D. – Roymans, N. G. A. M. 2020. The Dark Side of the Empire: Roman Expansionism Between Object Agency and Predatory Regime, Antiquity 94, 1630–1639.

Fingernagel-Grüll, M. 2020. Zur Geschichte der österreichischen Denkmalpflege: die Ära Helfert. Teil 2. 1892 bis 1910 (Wien).

Foucault, M. 1986. Vom Licht des Krieges zur Geburt der Geschichte (Berlin).

Frodl, W. 1988. Idee und Verwirklichung. Das Werden der staatlichen Denkmalpflege in Österreich, Studien zu Denkmalschutz und Denkmalpflege 13 (Wien).

Gardner, A. 2013. Thinking about Roman Imperialism: Postcolonialism, Globalisation and Beyond?, Britannia 44, 1–25.

Gardner, A. 2015. Debating Roman Imperialism: Critique, Construct, Repeat?, in: M. J. Mandich – T. J. Derrick – S. González Sanchez (Hrsg.), TRAC 2015: Proceedings of the Twenty-fifth Annual Theoretical Roman Archaeology Conference which Took Place at The University of Leicester, 27–29 March 2015 (Oxford) 1–14.

Gardner, A. 2017. Brexit, Boundaries and Imperial Identities: A Comparative View, Journal of Social Archaeology 17, 3–26.

Gugl, C. 2007. Topographie und Forschungsgeschichte, in: C. Gugl – R. Kastler (Hrsg.), Legionslager Carnuntum: Ausgrabungen 1968–1977 (Wien) 15–17.

Häussler, R. 1998. Motivations and Ideologies of Romanization, in: C. Forcey – J. Hawthorne – R. Witcher (Hrsg.), TRAC 97: Proceedings of the Seventh Annual Theoretical Roman Archaeology Conference which Formed Part of the Second International Roman Archaeology Conference, University of Nottingham, April 1997 (Oxford) 11–19.

Heising, A. 2011. Römerforschung in Deutschland. Eine kurze Geschichte der Provinzialrömischen Archäologie, Freiburger Universitätsblatter 192, 61–76.

Heising, A. 2020. Reception and History of Research in the Roman Provinces of Germany, in: S. James – S. Krmnicek (Hrsg.), The Oxford Handbook of the Archaeology of Roman Germany (Oxford) 520–546.

Hensen, A. 2008. Friedrich Creuzer (1771–1858), ein Pionier der archäologischen Forschung und Lehre in Baden, Archäologische Nachrichten aus Baden 76/77, 105–109.

Hingley, R. 2000. Roman Officers and English Gentlemen: The Imperial Origins of Roman Archaeology (London).

Hingley, R. 2005. Globalizing Roman Culture: Unity, Diversity and Empire (London).

Hingley, R. – Bonacchi, C. – Sharpe, K. 2018. ‚Are You Local?' Indigenous Iron Age and Mobile Roman and Post-Roman Populations: Then, Now and In-Between, Britannia 49, 283–302.

Hodder, I. (Hrsg.) 1982. Symbolic and Structural Archaeology (Cambridge).

Hodder, I. – Hutson, S. 2003. Reading the Past. Current Approaches to Interpretation in Archaeology 3(Cambridge).

Hölscher, T. 1987. Römische Bildsprache als semantisches System, AbhHeidelberg 1987, 2 (Heidelberg).

Hölscher, T. 2002. Klassische Archäologie. Grundwissen (Darmstadt).

James, S. – Krmnicek, S. 2020. Editors' Introduction, in: S. James – S. Krmnicek (Hrsg.), The Oxford Handbook of the Archaeology of Roman Germany (Oxford) xi–xxvi.

Kandler, M. 1998a. Carnuntum, in: M. Kandler – G. Wlach (Hrsg.), 100 Jahre Österreichisches Archäologisches Institut: 1898–1998 (Wien) 140–148.

Kandler, M. 1998b. Unter fremden Namen: Die Jahre 1938–1945, in: M. Kandler – G. Wlach (Hrsg.), 100 Jahre Österreichisches Archäologisches Institut: 1898–1998 (Wien) 49–60.

Kandler, M. – Wlach, G. (Hrsg.) 1998. 100 Jahre Österreichisches Archäologisches Institut: 1898–1998 (Wien).

Kipper, R. 2009. Vorfahren als Vorbilder: Politischer Germanismus im 19. Jahrhundert, in: R. Asskamp (Hrsg.), 2000 Jahre Varusschlacht. Mythos: Begleitband zur Ausstellung Imperium, Konflikt, Mythos: 2000 Jahre Varusschlacht (Stuttgart) 210–216.

Kirchner, H.-M. 1996. Friedrich Thiersch. Ein liberaler Kulturpolitiker und Philhellene in Bayern, Vöffentlichungen des Instituts für Geschichte Osteuropas und Südosteuropas der Universität München 16 (München).

Kloft, H. 1995. Die Idee einer deutschen Nation zu Beginn der frühen Neuzeit: Überlegungen zur Germania des Tacitus und zum Arminius Ulrichs von Hutten, in: R. Wiegels – W. Woesler (Hrsg.), Arminius und die Varusschlacht: Geschichte – Mythos – Literatur (Paderborn) 197–210.

Koepp, F. 1918/1919. Bericht über die Tätigkeit der Römisch-Germanischen Kommission im Jahr 1919, BerRGK 11, 120–124.

Koepp, F. 1920. Bericht über die Tätigkeit der Römisch-Germanischen Kommission im Jahr 1920, BerRGK 12, i–xx.

Koepp, F. 1921. Bericht über die Tätigkeit der Römisch-Germanischen Kommission im Jahr 1921, BerRGK 13, i–iv.

Kösters, K. 2009. Mythos Arminius: Die Varusschlacht und ihre Folgen (Münster).

Kyrieleis, H. (Hrsg.) 2002. Olympia 1875–2000. 125 Jahre deutsche Ausgrabungen, Internationales Symposium Berlin, 9.–11. November 2000 (Mainz).

Lang, F. 2002. Klassische Archäologie. Eine Einführung in Methode, Theorie und Praxis (Tübingen).

Marx A. – Nurra F. – Salas Rossenbach K. (Hrsg.) 2017. Europeans & Archaeology. A Survey on the European Perception of Archaeology and Archaeological Heritage (Paris).

Mattingly, D. J. 2002. Vulgar and Weak „Romanization“, or Time for a Paradigm Shift?, JRA 15, 536–540.

Mattingly, D. J. 2004. Being Roman: Expressing Identity in a Provincial Setting, JRA 17, 5–26.

Mattingly, D. J. 2011. Imperialism, Power and Identity: Experiencing the Roman Empire (Princeton).

Mattingly, D. J. (Hrsg.) 1997. Dialogues in Roman Imperialism: Power, Discourse, and Discrepant Experience in the Roman Empire, JRA Suppl. 23 (Portsmouth).

Michaelis, A. 1879. Geschichte des Deutschen Archäologischen Instituts 1829–1879 (Berlin).

Millett, M. 1990. The Romanization of Britain: An Essay in Archaeological Interpretation (Cambridge).

Nowak, C. 2014. Bestattungsrituale in Unteritalien vom 5. bis 4. Jh. v. Chr. Überlegungen zur sogenannten Samnitisierung Kampaniens (Wiesbaden).

Nickau, K. 1989. Karl Otfried Müller, Professor der Klassischen Philologie 1819–1840, in: C. J. Classen (Hrsg.), Die Klassische Altertumswissenschaft an der Georg-August-Universität Göttingen: Eine Ringvorlesung zu ihrer Geschichte (Göttingen) 27–50.

Pesditschek, M. 1997. Zur Geschichte des Instituts für Alte Geschichte, Altertumskunde und Epigraphik der Universität Wien (anläßlich seines 125jährigen Bestehens), Sprache 39, 1–24.

Ployer, R. 2013. Der norische Limes in Österreich, FuBerÖ, Materialhefte Reihe B 3 (Wien).

Pollak, M. 2015. Forschungsgeschichte und Denkmalpflege, in: V. Gassner – A. Pülz (Hrsg.), Der römische Limes in Österreich: Führer zu den archäologischen Denkmälern (Wien) 9–20.

Radt, W. 2016: Pergamon: Geschichte und Bauten einer antiken Metropole [3](Mainz).

Rampley, M. 2013. The Vienna School of Art History: Empire and the Politics of Scholarship, 1847–1918 (University Park).

Rebenich, S. 2008. „Die Urgeschichte unseres Vaterlandes“. Theodor Mommsen, die Reichslimeskommission und die Konstruktion der deutschen Nationalgeschichte im 19. Jahrhundert, in: M. Reddé – S. von Schnurbein (Hrsg.), Alésia et la bataille du Teutoburg: Un parallèle critique des sources (Ostfildern) 105–120.

Reddé, M. 2020. Roman Germania? What Germania?, in: S. James – S. Krmnicek (Hrsg.), The Oxford Handbook of the Archaeology of Roman Germany (Oxford) 558–569.

Revell, L. 2009. Roman Imperialism and Local Identities (Cambridge).

Rieche, A. (Hrsg.) 1979. Die Satzungen des Deutschen Archäologischen Instituts 1828–1972 (Mainz).

Roloff, H.-G. 1995. Der Arminius des Ulrich von Hutten, in: R. Wiegels – W. Woesler (Hrsg.), Arminius und die Varusschlacht: Geschichte – Mythos – Literatur (Paderborn) 211–238.

Roselaar, S. T. (Hrsg.) 2015. Processes of Cultural Change and Integration in the Roman World (Leiden).

Rudolf, E. 1995. Pompeji vor den Toren Wiens. Die „Führergrabung“ von Carnuntum 1938/40, Hephaistos 13, 203–220.

Samida, S. – Arendes, C. 2019. Public History und Kulturelles Erbe, in: K. Minner (Hrsg.), Public History in der Regional- und Landesgeschichte (Münster) 29–51.

Schnapp, A. 1993. La conquête du passé: aux origines de l’archéologie (Paris).

Schnapp, A. 2008. Teutoburger Wald et Alésia: Deux figures de l’identité historique, in: M. Reddé – S. von Schnurbein (Hrsg.), Alésia et la bataille du Teutoburg: Un parallèle critique des sources (Ostfildern) 11–26.

Schörner, G. (Hrsg.) 2005. Romanisierung – Romanisation: Theoretische Modelle und praktische Fallbeispiele (Oxford).

Sedlarz, C. (Hrsg.) 2004. Aloys Hirt. Archäologe, Historiker, Kunstkenner (Hannover-Laatzen).

Sielhorst, B. 2015. Hellenistische Agorai. Gestaltung, Rezeption und Semantik eines urbanen Raumes (Berlin).

Sommer, C. S. 1993. 100 Jahre Reichs-Limeskommission: Zur Intensität der archäologischen Untersuchungen an den römischen Grenzen im südlichen Obergermanien, FuBerBadWürt 18, 235–239.

Szemethy, H. 2011. Archaeology and Cultural Politics: Ottoman-Austrian Relations, in: Z. Bahrani – Z. Çelik – E. Eldem (Hrsg.), Scramble for the Past: A Story of Archaeology in the Ottoman Empire, 1753–1914 (Istanbul) 331–375.

Van Oyen, A. 2017. Material Culture in the Romanization Debate, in: A. Lichtenberger – R. Raja (Hrsg.), The Diversity of Classical Archaeology (Turnhout) 287–300.

Versluys, M. J. 2014. Understanding Objects in Motion: An Archaeological Dialogue on Romanization, Archaeological Dialogues 21, 1–20.

Weber, E. 1976. 100 Jahre Institut für Alte Geschichte, Archäologie und Epigraphik der Universität Wien, RömÖ 4, 301–314.

Webster, J. 2001. Creolizing the Roman Provinces, AJA 105, 209–225.

Wiegels, R. 2008. „Varusschlacht“ und „Hermann“-Mythos: Historie und Historisierung eines römisch-germanischen Kampfes im Gedächtnis der Zeiten, in: M. Reddé – S. von Schnurbein (Hrsg.), Alésia et la bataille du Teutoburg: Un parallèle critique des sources (Ostfildern) 27–51.

Wiegels, R. – Woesler, W. (Hrsg.) 1995. Arminius und die Varusschlacht: Geschichte – Mythos – Literatur (Paderborn).

Wiplinger, G. – Wlach, G. (Hrsg.) 1996. Ephesos: 100 Jahre österreichische Forschungen (Wien).

Wohlers-Scharf, T. 1995. Die Forschungsgeschichte von Ephesos: Entdeckungen, Grabungen und Persönlichkeiten, Europäische Hochschulschriften: Reihe 38, Archäologie 54 (Frankfurt).

Wolter, S. 2005. Die Vermarktung des Fremden: Exotismus und die Anfänge des Massenkonsums (Frankfurt).

Zanker, P. 1987. Augustus und die Macht der Bilder (München).

Zelle, M. 2015. Arminius – Cheruskerfürst und deutscher Held: Zur Rezeptionsgeschichte einer antiken Figur in der Neuzeit, in: D. Boschung – A. W. Busch – M. J. Versluys (Hrsg.), Reinventing ‚the Invention of Tradition'? Indigenous Pasts and the Roman Present (Paderborn) 45–66.

Zimmermann, M. 2011. Pergamon: Geschichte, Kultur, Archäologie (München).

SEMIOTISCHE PERSPEKTIVEN ZUM RÖMISCHEN HAUS

Marcel Danner

Keywords: Römisches Haus – Wohnkultur – Semantik – Zeichentheorie – Kommunikation – Diskursanalyse

Abstract: Der vorliegende Beitrag möchte zeichentheoretische Überlegungen für die Frage nach dem methodischen Zugriff auf die semantische Dimension römischer Wohnhäuser und ihrer Ausstattung fruchtbar machen. Zu diesem Zweck werden zunächst einige allgemeine Grundzüge der Semiotik skizziert und die Begrifflichkeiten definiert. In Auseinandersetzung mit verschiedenen architektursemiotischen Arbeiten nähern wir uns anschließend einer Betrachtungsweise an, die einzelne Ausstattungselemente als Zeichen innerhalb eines Kommunikationsprozesses und die römische Architektur als das zugrundeliegende Zeichensystem auffasst. Die Anwendbarkeit dieses Ansatzes wird am Beispiel zweier Einzelzeichen erprobt. Hier erweist sich, dass eine Anwendung nur vor dem Hintergrund umfangreicher archäologischer Grundlagenforschung einerseits und einer eingehenden Auseinandersetzung mit den gesellschaftlichen Diskursen andererseits sinnvoll ist.

Einleitung

Die folgenden Überlegungen gehen von einem konkreten Problem aus, das mich seit der Abfassung meiner Dissertation beschäftigt (Danner 2017, 163), in jener aber noch nicht zufriedenstellend gelöst werden konnte: Wie können wir die Bedeutung antiker Wohnhäuser und ihrer einzelnen Ausstattungselemente – mit einem in der archäologischen Forschung nur allzu häufig verwendeten Begriff: ihre Semantik – in den Augen ihrer ehemaligen Bewohner und Benutzer greifen? Die anschließenden Ausführungen verstehen sich als ein erster, sicherlich noch vorläufiger Entwurf eines theoretischen Ansatzes, dessen Anwendbarkeit durch zukünftige Arbeiten erprobt werden muss.

Die hier diskutierte Fragestellung ist im Grunde genommen weder neu noch originell. Die Klassische Archäologie befasste sich in den letzten Jahrzehnten verstärkt

Publiziert in: Stefan Krmnicek – Dominik Maschek (Hrsg.), Römische Archäologie in Deutschland. Positionsbestimmung und Perspektiven (Heidelberg, Propylaeum 2023) doi: https://doi.org/10.11588/propylaeumdok.00005852

mit der Funktion von Architektur und Ausstattung als Bedeutungsträgern im römischen Haus. Neben der inhaltlichen Klärung von Bildthemen wurde vor allem der Frage nach der Selbstdarstellung der Hausherren, ihrer sozialen Identität oder der Generierung von Atmosphäre nachgegangen (z. B. Hales 2003; Lorenz 2008; Muth 1998; Neudecker 1988; Nevett 2010, 119–141; Zanker 1995, bes. 18–20; vgl. Maschek in diesem Band). Dies geschah jedoch meist mit zwei wichtigen Einschränkungen: Erstens fällt eine Vorliebe der Klassischen Archäologen für die Bedeutung des figürlichen Dekors in Form von Skulpturen, Mosaiken und Wandmalereien auf, für deren Analyse man auf ein bewährtes methodisches Instrumentarium zurückgreifen kann, während die Semantik anikonischer Ausstattungselemente und Bauteile nur am Rande thematisiert wird. Zweitens werden Begriffe wie ‚Semantik', ‚Zeichen' oder ‚Kommunikation' in der Regel nur schlagwortartig verwendet (z. B. Leach 1988; Leach 2004). Zwar mangelt es der Klassischen Archäologie nicht an dezidiert semiotischen Ansätzen, diese zielten bislang jedoch überwiegend auf bildwissenschaftliche Untersuchungen ab (z. B. Lorenz 2016, 101–166; Schneider et al. 1979; Schneider 2006; sowie Lorenz in diesem Band). In der archäologischen Wohnforschung fand eine systematische Reflexion der semiotischen Ansätze, deren methodisch-terminologischem Repertoire die oben genannten Begriffe entstammen, hingegen lange Zeit nicht statt. Der bedeutende Aufsatz *The Social Structure of the Roman House* von Andrew Wallace-Hadrill (Wallace-Hadrill 1988 – neu aufgelegt in Wallace-Hadrill 1994) steht semiotischen Ansätzen nahe, lässt eine systematische Integration derselben aber vermissen, was den Autor zu einigen im Folgenden zu hinterfragenden Einschätzungen veranlasste.

Dass eine Annäherung an die semantische Dimension von Architektur und Ausstattung römischer Wohnhäuser in Auseinandersetzung mit der semiotischen Fachliteratur bislang nur sehr bedingt erfolgte, dürfte vor allem zwei Umständen geschuldet sein: Einerseits ist die zeichentheoretische Forschung durch eine eigenwillige und sich von Autor zu Autor unterscheidende Terminologie geprägt, die eine Rezeption und einen Vergleich der verschiedenen Ansätze spürbar erschweren. Andererseits ist die methodische und theoretische Vielfalt der genuin interdisziplinären Semiotik kaum zu überblicken, wie das monumentale Referenzwerk *Semiotik: Ein Handbuch zu den zeichentheoretischen Grundlagen von Natur und Kultur* (Posner – Robering – Sebeok 1997–2003) eindrucksvoll illustriert. Wenn ich im Folgenden dennoch den Versuch einer Annäherung unternehme, so bleibt es im Rahmen eines Aufsatzes doch schlichtweg unmöglich, auch nur einen Bruchteil der relevanten semiotischen Literatur zu verarbeiten. Aufgrund der günstigen Quellenlage befasse ich mich ferner nur mit Zeugnissen der gehobenen städtischen Wohnkultur der späten Republik und der frühen Kaiserzeit. Die hier vorgestellte Herangehensweise eignet sich meines Erachtens jedoch auch für die Interpretation anderer Wohnstrukturen.

Grundlagen der Zeichen- und Kommunikationstheorie

Es wird dem Verständnis des Lesers zuträglich sein, wenn an dieser Stelle zunächst einige Grundannahmen und Begrifflichkeiten geklärt werden, die in der Klassischen Archäologie nur selten Verwendung finden (z. B. Hölscher 2015; Lorenz 2016, 101–166; Schneider et al. 1979; Schneider 2006). Dazu müssen wir auf die Vorarbeiten des amerikanischen Philosophen Charles Sanders Peirce (Pape 1998) zurückgreifen, der neben dem schweizerischen Linguisten Ferdinand de Saussure (Larsen 1998) als zentraler Vordenker der modernen Semiotik gilt. Peirces Werk ist zwar aufgrund des Umfangs und der hochgradigen Abstraktion seiner Schriften kaum rezipierbar, sein Zeichenbegriff wurde aber später durch Charles William Morris anschaulich dargestellt (Morris 1938 = 1988, 20–21). Von kleineren Abweichungen abgesehen wird dieses Modell von der semiotischen Forschung noch heute allgemein akzeptiert (Posner 1997, 4; vgl. Schneider et al. 1979, 9–11).

Das Zeichen (*sign*) wird von Peirce vor allem durch sein Verhältnis zu zwei weiteren Faktoren, dem Gegenstand (*object*) und dem Interpretanten (*interpretant*), innerhalb eines Vorgangs definiert, den wir Zeichenprozess oder Semiose nennen. Das Zeichen im engeren Sinne ist dabei der meist physisch erfassbare Bedeutungsträger, etwa das gesprochene Wort „Haus“. Man könnte es also auch als Mittel oder Medium des Zeichenprozesses definieren. Zum Zeichen werden physische Einheiten jedoch erst dadurch, dass sie auf einen bestimmten Gegenstand verweisen. In unserem Beispiel wäre dies die Bedeutung, die sich gemäß den Konventionen der deutschen Sprache sowie gegebenenfalls den situationsbedingten Umständen hinter dem Wort „Haus“ verbirgt, z. B. ein bewohnbares Bauwerk mit vier Außenwänden und einem Dach im Allgemeinen oder ein konkretes Gebäude in einer speziellen Sprechsituation. Das Zeichen und der Gegenstand würden jedoch noch nichts mitteilen, wenn sie im Geiste eines Interpreten aufgrund der ihm eigenen sozialen und mentalen Disposition keine bestimmte Vorstellung erzeugten. Dieser dritte Faktor, den Morris als den „Effekt, der in irgendeinem Rezipienten ausgelöst wird und durch den die betreffende Sache ihm als Zeichen erscheint“ (Morris 1938 = 1988, 20), umschreibt, wird von ihm als Interpretant bezeichnet. Andere Zeichenmodelle nennen hingegen den Interpreten anstelle des Interpretanten als dritten Faktor (Posner 1997, 4). Gleich wie der dritte Faktor benannt wird: Erst das Zusammenwirken aller drei Faktoren konstituiert laut Peirce eine Semiose.

Auf diesen aufbauend erkannte Morris in jedem Zeichenprozess drei unterschiedliche Dimensionen, in denen sich die Beziehungen zwischen dem Zeichen und den anderen Faktoren offenbaren sollen, die an der Semiose beteiligt sind (Morris 1938 = 1988, 23–28; vgl. Posner 1997, 4–6): Die semantische Dimension, die syntaktische Dimension und die pragmatische Dimension. Auf ersterer spielt sich die „Beziehung zwischen den Zeichen und den Gegenständen, auf die sie anwendbar sind“

(Morris 1938 = 1988, 24), ab. Die Semantik erscheint damit also als ein Teilbereich der Semiotik, der sich mit der Frage auseinandersetzt, aufgrund welcher Voraussetzungen von einem Zeichen auf dessen Gegenstand geschlossen werden kann. Dies wären z. B. die Regeln, nach denen ein einzelnes Objekt oder eine Gruppe von Dingen als Gegenstand des deutschen Wortes „Haus“ identifiziert werden kann. Die Syntaktik beschäftigt sich hingegen mit dem Verhältnis der unterschiedlichen Zeichen zueinander. Im Fall eines Satzes wie „Ich wohne in einem Haus.“ wäre dies die Klärung der formalen Relationen und der diesen zugrundeliegenden grammatikalischen Regeln. Aus mehreren Einzelzeichen entsteht hier also gemäß syntaktischer Regeln ein neues, komplexes Zeichen. Dieses speist sich aus dem Repertoire eines Zeichensystems, das wir (deutsche) Sprache nennen (vgl. Morris 1938 = 1988, 28). Als ein der Sprache vergleichbares Zeichensystem können aber auch andere, z. B. künstlerische Ausdrucksformen einer Gesellschaft bezeichnet werden, für die daher zuweilen von Bild- oder Architektursprache die Rede ist (so z. B. von Hesberg 2003; von Hesberg 2005, 32–62 *passim*; Hölscher 1987; Wallace-Hadrill 1994). Die Pragmatik untersucht schließlich die Beziehung zwischen Zeichen und Interpret. Hierunter fallen insbesondere die Voraussetzungen, die ein Interpret erfüllen muss, um ein Zeichen verstehen zu können. Im Falle des soeben genannten Beispielsatzes wäre dies vor allem eine ausreichende Kenntnis der deutschen Sprache und ihrer Regeln. Die drei Dimensionen nach Morris scheinen mir im vorliegenden Zusammenhang vor allem hilfreich, da sie eine Reflexion über den Begriff ‚Semantik‘ fordern. Dieser wird in der archäologischen Fachsprache oftmals undifferenziert mit ‚Bedeutung‘ gleichgesetzt und ist dadurch als analytischer Terminus kaum hilfreich. Als semiotische Kategorie lässt sich die semantische Dimension eines Zeichenprozesses jedoch, wie wir im Folgenden sehen werden, zum Zweck der Analyse noch weiter differenzieren. Die Definition der Semantik durch Morris erinnert uns ferner daran, dass es sich hier um nur eine Seite eines komplexeren Vorgangs handelt: Wollen wir einen Zeichenprozess in seiner Gesamtheit verstehen, so müssen wir auch seine syntaktische und seine pragmatische Dimension berücksichtigen.

Auf diese Überlegungen stützte sich Umberto Eco in seinem populären Werk *La struttura assente* (Eco 1968 = 2002). Für ihn untersucht die Semiotik nicht nur Sprache, sondern „alle kulturellen Prozesse als Kommunikationsvorgang“ (Eco 1968 = 2002, 38; vgl. Schneider et al. 1979, 20–24; Schneider 2006). Anders als Peirce und Morris betonte Eco damit vor allem den dynamischen und sozialen Charakter des Zeichenprozesses: Ausgangspunkt ist ein Sender, der einem Empfänger unter Zuhilfenahme eines bestimmten Zeichenrepertoires oder eines vollständigen Zeichensystems eine Botschaft zu übermitteln versucht. In diesem Zusammenhang führte Eco den Terminus ‚Code‘ ein (Eco 1968 = 2002, 129–134), unter dem er nicht nur die einzelnen Elemente eines Systems subsumierte, sondern auch deren mögliche Kombinationen und die diesen zugrundeliegenden Regeln. So können etwa verbale Sprachen als Codes bezeichnet werden, aber auch die in einer sozialen Gruppe

üblichen mimischen und gestischen Gewohnheiten oder die graphischen Konventionen mit Systemcharakter. Sobald ein Sender seinem Gedanken eine passende und verständliche Form zu geben versucht, greift er auf seine individuelle Erfahrung zurück, die sich in mehr oder weniger großem Umfang mit den konventionellen Codes deckt. So wird zum Beispiel ein deutscher Pharmazeut heutzutage die Botschaft, dass es sich bei seinem Laden um eine Apotheke handelt, durch Verwendung eines weißen Schilds mit rotem, gotischem A codieren, in dem ein weißer Arzneikelch mit Schlange zu sehen ist. Er beruft sich dabei auf die derzeit in Deutschland übliche Berufssymbolik[1], die ihm aufgrund seiner Sozialisierung geläufig ist. Auch der Empfänger muss sich eines Codes bedienen, um von dem physischen Zeichenträger auf dessen Gegenstand zu schließen. Im Idealfall verfügt er aufgrund eines vergleichbaren kulturellen Hintergrunds über die gleichen Codes wie der Sender, so dass er dessen Idee ohne Informationsverlust rekonstruieren kann. Im vorliegenden Fall dürfen wir davon ausgehen, dass einem deutschen Passanten die Decodierung des beschriebenen Zeichens keine Mühe bereitet, da er mit der zugrundeliegenden Berufssymbolik vertraut ist. Doch schon ein italienischer Tourist wird bei der Entschlüsselung des deutschen Apothekensymbols vor einem Problem stehen, da in seiner Heimat für die gleiche Botschaft das internationale Apothekensymbol in Form eines einfachen grünen Kreuzes verwendet wird.

Dieses Beispiel zeigt, dass Zeichen in der Regel nicht eindeutig sind und ihr Gegenstand nicht allein durch den Sender, sondern auch durch den Empfänger einer Botschaft definiert wird. Damit stellt sich für Zeichenprozesse – und in besonderem Maße für historische Zeichenprozesse, deren Sender und Empfänger nicht mehr direkt befragt werden können – die Frage, wie sich die Codes der involvierten Individuen rekonstruieren lassen. Wir werden auf dieses Problem weiter unten zurückkommen.

Grundzüge der Architektursemiotik

Seit den 1960er Jahren beschäftigen sich Vertreter unterschiedlicher Disziplinen mit der Frage, ob auch Architektur oder einzelne architektonische Elemente als Zeichen im Sinne der vorhergehenden Ausführungen gelten können (Dreyer 2003). Die Begriffe „Architektur“ und „architektonische Elemente“ verwende ich im Folgenden gemäß der Definition Ecos „für Phänomene der Architektur im eigentlichen Sinn wie für die des Design und des Städtebaus“ (Eco 1968 = 2003, 295), so dass sich darunter auch verschiedene Ausstattungselemente des römischen Wohnhauses subsumieren lassen.

Wegweisend sind die Schriften der Architekten Christian Norberg-Schulz und Giovanni Klaus Koenig, die in der Zeichentheorie vor allem ein Hilfsmittel zur Behebung

[1] Vgl. <https://www.abda.de> (05.11.2022).

von Missständen in der zeitgenössischen Architektur sahen (Norberg-Schulz 1963 = 1965; Koenig 1964). Eco ließ diese und andere Arbeiten in ein kommunikationstheoretisches Modell einfließen, das stärker auf die Anwendbarkeit im Zuge einer historischen Interpretation abzielte und sich daher als Ausgangspunkt für weitere Überlegungen eignet (Eco 1968 = 2002, 293–356). Die problemorientierte, auf nur wenige ausgesuchte Aspekte fokussierende Darstellung von Eco veranlasste wiederum Koenig, eine systematische Kommunikationstheorie der Architektur zu entwerfen (Koenig 1974, 102–280). Sie erweist sich in begrifflichen Fragen zwar als hilfreich, lehnt sich aber zu eng an Ecos Modell der sprachlichen Kommunikation an, obwohl dieser selbst die grundlegenden Unterschiede zwischen architektonischer und sprachlicher Kommunikation hervorhob (Eco 1968 = 2002, 330–331). Das zuletzt verstärkte Interesse an der Architektursemiotik hat zu einer intensiven und teils kontroversen Auseinandersetzung mit Ecos Modell geführt (z. B. Baumberger 2010; Baumberger 2014; Dreyer 2014a; Dreyer 2014b). Ich beschränke mich daher im Folgenden auf dessen Kernthesen, deren Gültigkeit auch in jüngeren Arbeiten noch mehrheitlich akzeptiert wird und die mir für eine Untersuchung antiker Wohnbauten Erfolg zu versprechen scheinen.

Am Zeichencharakter von Architektur besteht in der semiotischen Forschung spätestens seit Eco kein Zweifel mehr. Ihm zufolge verweist Architektur zunächst auf ihre konkrete Gebrauchsfunktion (Eco 1968 = 2002, 301–310): Ein bauliches Element wie eine Treppe wäre demnach vor allem deshalb in der vorhergesehenen Weise benutzbar, weil der Benutzer die intendierte Form der Verwendung im Laufe seines Lebens erlernt hat. Nimmt er eines der genannten Elemente wahr, so kann dieses für ihn aufgrund seines per Sozialisierung erlernten und mit dem Zeichenträger ‚Treppe' verknüpften Wissens auf eine bestimmte Nutzungsmöglichkeit verweisen. Eco nennt diese Form der Bezeichnung ‚architektonische Denotation'. Zudem können architektonische Elemente auch auf weitere Inhalte Bezug nehmen oder diese, um es mit Ecos Worten auszudrücken, ‚konnotieren' (Eco 1968 = 2002, 310–311). Man denke in diesem Zusammenhang an Ecos Beispiel eines Thrones, der in den Augen eines entsprechend sozialisierten Interpreten nicht nur auf die Gebrauchsfunktion des Sitzens, sondern auch auf ideologische Gegenstände wie majestätische Würde verweisen kann. Ein architektonisches Zeichen kann also gleichzeitig und in unterschiedlicher Weise auf mehrere Inhalte verweisen. Ein auf der Symboltheorie Nelson Goodmans (Goodman 1968) basierendes Modell von Christoph Baumberger, auf das hier aus Platzgründen nicht weiter eingegangen werden kann, unterscheidet gar vier unterschiedliche Arten der Bezugnahme architektonischer Zeichen (Baumberger 2010, 69–452).

Nicht nur einzelne bauliche Elemente, sondern auch größere architektonische Zusammenhänge können einen Zeichencharakter aufweisen. Norberg-Schulz fasste die Architekturform „als ein Ganzes, in dem viele verschiedene Formen vereinigt

sind“, auf (Norberg-Schulz 1963 = 1965, 100; vgl. Dreyer 2003, 3239–3247). Gemeinsam bilden die einzelnen Elemente demnach eine architektonische Ganzheit, ein komplexes Zeichen. Dieses dient den Einzelzeichen seinerseits als Kontext und leitet die Rezeption durch den Interpreten, indem es bestimmte Interpretationen stimuliert und andere unterbindet (vgl. Dreyer 2014a, 21). Bei einem entsprechend hohen Grad der Reflexion kann ein gesamter Bau von einem Interpreten daher als komplexes Zeichen der seiner Errichtung zugrundeliegenden Ideologie gedeutet werden. Für die Mehrzahl der Benutzer von Architektur wird ein derart intellektueller Zugang freilich kaum anzunehmen sein. Vielmehr kennzeichnet er die Auseinandersetzung des Spezialisten – z. B. des Bauforschers, Soziologen, Ethnologen oder Archäologen – mit Architektur (vgl. Dreyer 2014b, 72–73). So können etwa Norbert Elias’ Ausführungen zu den Wohnformen des *ancien régime* und Pierre Bourdieus Untersuchung des kabylischen Hauses als Analysen komplexer Zeichen der sozialen Strukturen jener Gesellschaften angesehen werden (Bourdieu 1970 = 1976; Elias 1969 = 2000, 75–114). Auch die Archäologie erscheint aus einer semiotischen Perspektive als Deutung von Zeichen, die uns vergangene Kulturen hinterlassen haben – ein in der prähistorischen Archäologie durchaus verbreiteter Ansatz (vgl. Burmeister 2009, 80–85; Schneider 2006, 12–13 mit weiterführender Literatur).

Wie jedes andere Zeichen, so muss auch das architektonische Zeichen innerhalb eines Kommunikationsaktes gedacht werden (vgl. Koenig 1974, 102–280; Dreyer 2014b, 70–73): Als Sender fungieren hier üblicherweise Auftraggeber und Architekt, deren vordringliches Anliegen es in der Regel sein dürfte, eine bauliche Entsprechung für ein gesellschaftliches Bedürfnis zu finden. Jenem entsprechen die praktischen und ideologischen Funktionen der Architektur. Damit diese für die Benutzer auch verständlich sind, werden als Botschaften ideologische Sinnzuschreibungen übermittelt und konkrete Handlungsangebote unterbreitet. Ob nun ein bestimmtes architektonisches Zeichen primär eine praktische oder auch eine ideologische Botschaft vermittelt, ob letztere vom Auftraggeber intendiert oder dem Gebrauchszweck unbewusst angelagert ist, lässt sich erst durch eine eingehende Zeichenanalyse bestimmen. Die Empfänger der Botschaft sind im vorliegenden Fall die Benutzer, wobei wir uns unter Benutzung ganz unterschiedliche Formen des Umgangs mit dem Bauwerk vorstellen können (Dreyer 2014b, 72–73): Der Benutzer kann das architektonische Zeichen wahrnehmen und nicht weiter beachten, daran aufgrund seines Vorwissens bestimmte Ideen knüpfen und diese reflektieren sowie entsprechend der architektonischen Botschaft – oder in bewusster Opposition dazu – handeln. Dadurch wirkt Architektur auch auf die Gesellschaft zurück, die sie geschaffen hat (Delitz 2010; Delitz 2012; vgl. Dreyer 2014a, 20–23).

Sowohl bei der Produktion, als auch bei der Interpretation architektonischer Zeichen kommt gesellschaftlichen Regeln und Konventionen eine große Bedeutung zu. Diese können mit Eco als „architektonische Codes“ bezeichnet werden (Eco 1968 =

2002, 325–331; vgl. Dreyer 2003, 3256–3258; Dreyer 2014, 79–85; Koenig 1974, 129–145, 213–215; Norberg-Schulz 1963 = 1965, 50–81, 100–108): Der Sender vermittelt seine Botschaft durch physische Zeichen unter Verwendung bestimmter Codes, der Empfänger schließt seinerseits dank bestimmter Codes von dem Zeichen auf eine Botschaft. Da die Codes, auf die der Teilnehmer einer Zeichenhandlung zurückgreift, jeweils im Zuge seiner Sozialisierung erlernt wurden, können sich die Codes von Sender und Empfänger zum Teil deutlich voneinander unterscheiden.

Zu einer Semiotik des römischen Hauses

Im Rahmen des vorliegenden Beitrags kann ein architektursemiotischer Ansatz nur in kursorischer Weise angewendet werden. Zu diesem Zweck soll das Modell des architektonischen Kommunikationsvorgangs zunächst auf unseren Gegenstand übertragen und der konkrete Rahmen für das Wirken gebauter Zeichen skizziert werden.

Wir stellen uns die architektonische Kommunikation weiterhin im Sinne Ecos als einen konkreten Prozess vor, der die Faktoren Sender, Code, Botschaft und Empfänger involviert. Unter dem Sender dürfen wir uns im vorliegenden Fall üblicherweise die Gemeinschaft aus Auftraggeber und Baumeister denken. Aber auch andere Konstellationen sind möglich, so z. B. im Fall von Geschenken oder Ehrungen durch Dritte, die den Hausherrn adressieren. Dieser gehörte zumindest im Fall der großen und reich dekorierten Stadthäuser, die uns vordringlich interessieren, üblicherweise der Führungsschicht eines Ortes an und hatte durch seine Sozialisierung ebenso wie durch eine standesgemäße Erziehung die Gepflogenheiten der gehobenen Gesellschaft erlernt (vgl. Christes 2003). Neben aristokratischen Auftraggebern und Bewohnern kommen zum Teil auch reiche Freigelassene und andere Aufsteiger als Eigentümer großer Stadthäuser in Frage – man denke z. B. an Trimalchio in Petrons *Satyrica*, dessen Haus bekanntermaßen der Schauplatz einer detailliert geschilderten Gelageszene ist (Petron. 27–78; vgl. Wallace-Hadrill 1994, 4–6). Allgemein wird davon ausgegangen, dass die Angehörigen derartiger Gruppen den Habitus der führenden Schichten zu imitieren versuchten (vgl. Wallace-Hadrill 1994, 143–174; Zanker 1995, 141–210). In Ermangelung einer entsprechenden Sozialisierung und Erziehung konnten sie jedoch nicht in exakter Weise auf die Codes der gesellschaftlichen Eliten zurückgreifen, wie Petron satirisch zeigt: Der durch Trimalchio zur Schau gestellte Materialluxus ist bereits jenseits der Grenzen des guten Geschmacks und die Inszenierung des Gastmahls ist so unkonventionell, dass sie sogar innerhalb der Erzählung einer Erläuterung bedürfen. Die Baumeister der römischen Antike sind für uns deutlich schwerer zu greifen als die Auftraggeber. Zwar scheint die Hinzuziehung eines Architekten bei der Errichtung von Wohnbauten ab spätrepublikanischer Zeit verbreitet gewesen zu sein (Anderson 1997, 3–67 *passim*; Donderer 1996, 55–57; Gros 2006, 504–518 *passim*), dieser genoss jedoch anders als moderne

Architekten kaum künstlerische Freiheiten. Über seine kulturelle Zugehörigkeit und seine praktische Ausbildung (Anderson 1997, 3–67 *passim*; Donderer 1996, 57–61; Gros 2006, 506–508) war der Baumeister mit den architektonischen Codes seines Umfelds vertraut.

Doch worin bestehen die architektonischen Codes der spätrepublikanischen und frühkaiserzeitlichen Gesellschaft? Wie können wir diese – um auf die bereits gestellte Frage zurückzukommen – aus der historischen Distanz rekonstruieren? Ich halte es für hilfreich, wenn wir uns die architektonischen Codes als ein sich laufend veränderndes Repertoire unterschiedlicher Konventionen vorstellen, die den kulturellen Praktiken zugrunde liegen und die innerhalb einer Gesellschaft stets aufs Neue verhandelt werden. Konventionen werden damit auch zum Gegenstand unterschiedlichster – z. B. sprachlicher, bildhafter oder performativer – Aussagen. Treten letztere in institutionalisierten, regelmäßigen Rede- und Ausdrucksweisen auf, können wir im Sinne Michel Foucaults von ‚diskursiven Formationen' sprechen (Foucault 1969 = 2018, 58). Da Aussagen stets medial vermittelt sind, können sie im archäologischen Befund ebenso wie in der literarischen Überlieferung bleibende Spuren hinterlassen, die mithin einer ‚historischen Diskursanalyse' unterzogen werden können. Deren wichtigste theoretische und methodische Ansätze wurden jüngst von Achim Landwehr anschaulich dargestellt, so dass eine ausführliche Diskussion an dieser Stelle ausbleiben kann (Landwehr 2018).

Ausgangspunkt jeder Diskursanalyse ist die Erstellung eines Corpus, in dem die relevanten Quellen gleich welcher Gattung gesammelt werden. Vergleichsweise klar definierte – weil gesetzliche – Vorschriften zum römischen Hausbau können etwa dem *Codex Theodosianus*, dem *Codex Iustinianus* und diversen historischen Quellen entnommen werden. Sie beschränkten z. B. die Baufreiheit, indem sie die zulässige Gesamthöhe innerstädtischer Gebäude begrenzten (z. B. Strab. 5, 3, 7; Suet. Aug. 89, 2; vgl. Rainer 2002). Einen besonderen Stellenwert nimmt ferner die Beschreibung des idealen römischen Hauses bei Vitruv ein (Vitr. 6, 2–5), aus der wir die Bedeutung geometrischer Richtlinien, der gesellschaftlichen Rolle des Hausherrn sowie der vorgesehenen Raumfunktionen für die Planung und Realisierung von Wohnbauten in der spätrepublikanisch-augusteischen Zeit ableiten können. Diese stellt denn auch die zentrale Quelle für Wallace-Hadrills Versuch einer Bestimmung der gesellschaftlichen Codes dar, die der Gestaltung römischer Wohnhäuser in spätrepublikanischer und augusteischer Zeit zugrunde lagen (Wallace-Hadrill 1994, 3–61). Während Wallace-Hadrill zu Recht die Bedeutung des sozialen Ranges eines Hausherrn für die Gestaltung seines Anwesens unterstreicht (Wallace-Hadrill 1994, 3–16 und *passim*; vgl. Coarelli 1989; Kunst 2000, 150–158), beachtet er die von Vitruv empfohlenen proportionalen und symmetrischen Relationen jedoch nur am Rande (dazu z. B. Hallier 1989; vgl. Dickmann 1999, 49–73). Das Spektrum der Funktionen, die ein Haus zu erfüllen hatte – z. B. als Arbeitsplatz, Rückzugsort oder

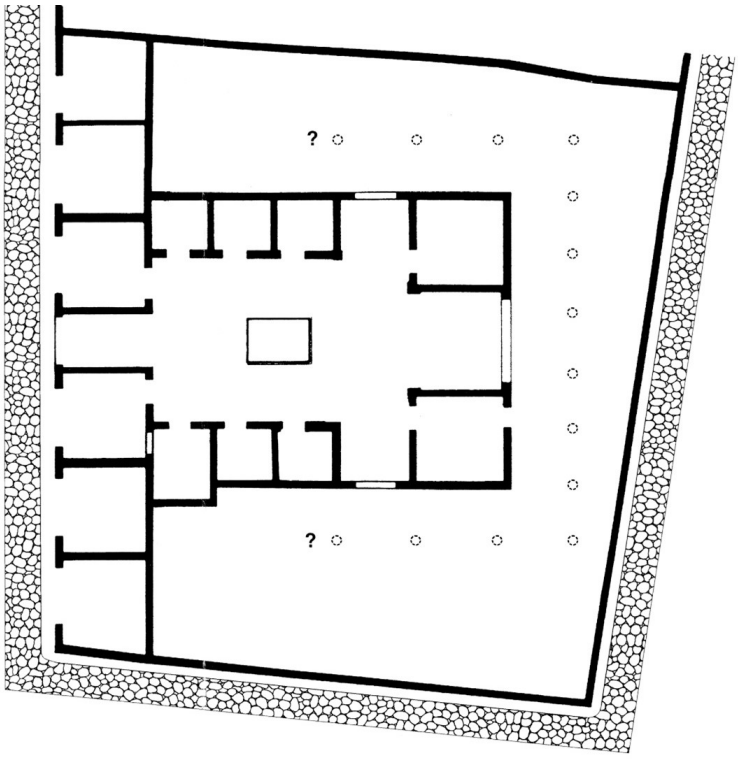

Abb. 1 Grundriss der Casa di Sallustio in Pompeji, zweite Hälfte des 2. Jh. v. Chr. (nach Dickmann 1999: Beil. 2c).

Ort des Gastempfangs –, resultierte laut Vitruv aber erst in zweiter Instanz aus dem Rang des Hausherrn (Vitr. 6, 5): Nur bedeutende Männer benötigten eindrucksvolle Vestibüle, Säle und Peristyle, die zahlreiche Besucher aufnehmen konnten – ein Zusammenhang, der sich auch in anderen Quellen der ausgehenden Republik und der frühen Kaiserzeit nachweisen lässt (so z. B. Cic. off. 1, 139). Daher wäre zu überlegen, ob Wallace-Hadrills vor allem auf die Dichotomie von Öffentlichkeit und Privatheit abzielendes Modell mit Blick auf die Wohnkultur anderer gesellschaftlicher Gruppen nicht modifiziert werden sollte.

Darüber hinaus liegen gerade für das 1. Jh. v. und das 1. Jh. n. Chr. zahlreiche eloquente Aussagen zum römischen Haus vor, die bereits verschiedentlich zusammengestellt wurden (so z. B. Dickmann 1999, 23–39 und *passim*; Kunst 2000, 149–248). Für andere Epochen ist die Quellenlage hingegen ungünstiger oder harrt noch der Erschließung. Ein Corpus der literarischen Quellen zum römischen Haus muss damit zwar als Desiderat gelten, wichtige Texte wurden aber z. B. für die kaiserzeitlichen und spätantiken Wohnhäuser in Nordafrika (Pugliara 2003) sowie für die spätantike Wohnkultur in Italien (Danner 2017, 141–174 *passim*; Sfameni 2006,

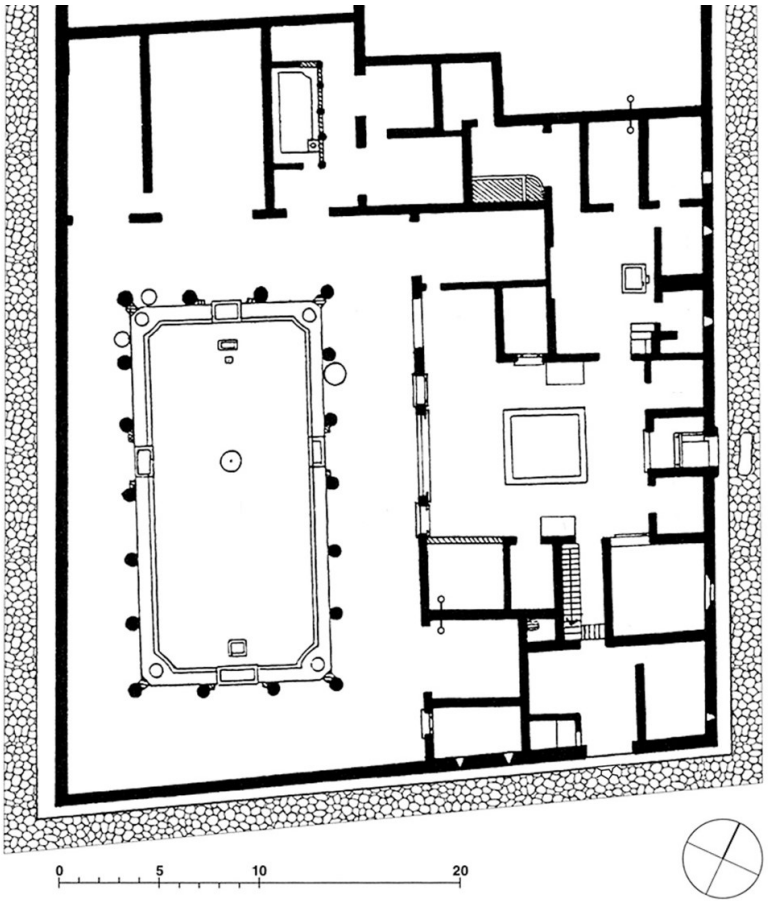

Abb. 2 Grundriss der Casa dei Vettii in Pompeji, 1. Jh. n. Chr. (nach Dickmann 1999: Beil. 7b).

146–158) gesammelt. Umso größere Bedeutung kommt hier der Deduktion zeit- und ortsspezifischer Konventionen aus dem archäologischen Befund zu. Es liegt auf der Hand, dass diese auf einer breiten, idealerweise statistisch relevanten Basis in Form zahlreicher Gebäude ermittelt werden müssen. Die Grundlagen dafür können m. E. nur durch umfangreiche Kataloge geschaffen werden, wie sie für verschiedene Regionen und Epochen bereits vorgelegt wurden (z. B. Bonini 2006; Bullo, Ghedini 2003; Carucci 2007; Chavarría Arnau 2007; Danner 2017; Ghedini – Annibaletto 2012; Sfameni 2006).

Illustrieren wir die Funktionsweise der architektonischen Codes anhand der Entwicklung der gehobenen städtischen Wohnformen in Mittelitalien (dazu Bentz – Reusser 2010; Dickmann 1999, 49–374; Gros 2006, 19–261): Spätestens ab dem 5. Jh. v. Chr. bildete sich dort aus einer Vielzahl miteinander konkurrierender und oft

recht einfacher Hausstrukturen eine dominante Form städtischen Wohnens heraus, die wir als ‚Atriumhaus' bezeichnen. In ihrer ab dem 2. Jh. v. Chr. belegten, konsequenten Umsetzung war sie durch das zentrale Atrium in Verbindung mit einem offenen Hauptraum in der Mittelachse sowie mehreren offenen und geschlossenen Nebenräumen gekennzeichnet (Abb. 1). Trotz zahlloser Varianten im Detail wurde dieses Schema für viele Generationen in nahezu allen großen Stadthäusern umgesetzt. Nach der Einführung des Peristyls in spätrepublikanischer Zeit setzte sich in der Kaiserzeit allmählich eine neue Form der räumlichen Organisation durch, in deren Zentrum nicht mehr das Atrium, sondern der bepflanzte Säulenhof stand. Dieser war umgeben von zumindest einem großen Speisesaal und mehreren Nebenräumen (Abb. 2).

Aus einer semiotischen Perspektive lässt sich dieser Wandel durch Veränderungen der architektonischen Codes erklären: Die wachsende Ausstrahlung hellenistischer Kultur ab dem 3. Jh. v. Chr. und die militärische Aneignung der östlichen Königreiche durch Rom im 2. Jh. v. Chr. wirkten sich auf die Konventionen der italischen Architektur aus. Im Auftrag siegreicher Feldherren kamen griechische Architekten an den Tiber. Dort errichteten sie mithilfe der Praktiken, die sie im Zuge ihrer eigenen Sozialisierung und Ausbildung erlernt hatten, Bauten nach dem Vorbild ihrer Heimatstädte (Anderson 1997, 15–19; Gros 2006, 509). Diese neue Art zu bauen, zu der etwa die Umsetzung bestimmter Maßverhältnisse in Grund- und Aufriss sowie die Verwendung griechischer Säulenordnungen gehörten, schlug sich in der monumentalen Architektur ebenso wie im Hausbau nieder. Dabei wurden Formen, die einst im öffentlichen Raum der griechischen Städte und in den Palästen hellenistischer Herrscher verwendet worden waren, in römische Adelsresidenzen übertragen (siehe z. B. Neudecker 1988, 5–30; Wallace-Hadrill 1994, 17–37). Die Codes der römischen Wohnarchitektur wurden also auf einer formalen, syntaktischen Ebene neu definiert. Parallel dazu wandelte sich der Mentalitätshaushalt der römischen Aristokratie, denn auch das traditionelle Bildungsideal wurde – zumal Aristokraten selbst an Feldzügen und diplomatischen Reisen in den Osten teilnahmen – unter dem Einfluss der hellenistischen Kultur neu verhandelt (Christes 2003, 115–116; Wallace-Hadrill 2008 *passim*). Philosophie, Literatur und Kunst bereicherten nun die Erziehung der senatorischen Oberschicht und verliehen ihnen neue Kompetenzen im Umgang mit Zeichen. Mit anderen Worten: Auch die pragmatischen Codes der Zeichennutzer wurden mit neuen Elementen angereichert.

Architektonische Codes befinden sich also in einem steten Wandel: Dieser findet immer dann statt, wenn Architektur von Individuen produziert oder benutzt wird. Infolge des geschilderten Prozesses konnten bestehende ebenso wie neue Zeichen – darunter Architekturformen, Baumaterialien und Ausstattungselemente – zu einem potenziellen Verweis auf einen neuen Gegenstand werden. So betitelte beispielsweise Cicero die von Säulenhallen eingefassten Villengärten seiner Zeit als

gymnasia und sah in ihnen Zeichen griechischer Gelehrsamkeit (Cic. Att. 1, 2, 2; 1, 4, 2; 1, 6, 3; 1, 9, 3; 1, 10, 5; Cic. de orat. 1, 98; 2, 20–21; vgl. Dickmann 1999, 36 mit weiteren Belegen) – eine Praxis, die hingegen sein Zeitgenosse Varro als neumodische Eitelkeit verurteilte (Varro rust. pr. 1, 2). Diese unterschiedlichen Positionen bezeugen einen kontrovers geführten Diskurs, innerhalb dessen die Semantik griechischer Bauteile in der römischen Villenarchitektur verhandelt wurde. In diesem Sinne ließen sich auch andere Veränderungen der römischen Wohnkultur als Wandel der gesellschaftlichen Codes erklären (vgl. Wallace-Hadrill 1994, 25–37, 51–60).

Bevor wir ausführlicher auf einzelne Beispiele eingehen, ist noch die architektonische Botschaft zu definieren. Unter diesem Begriff können wir gemäß der architektursemiotischen *communis opinio* die vorgesehenen Nutzungsmöglichkeiten eines Gebäudes, insbesondere die konkreten Gebrauchsfunktionen und die ideologischen Funktionen eines Bauwerks, verstehen. Es handelt sich hier um die zwei unterschiedlichen Formen architektonischer Botschaften, die Eco mithilfe der Dichotomie ‚Denotation' und ‚Konnotation' zu unterscheiden versuchte (Eco 1968 = 2002, 301–311). Stellen wir uns einen Architekten vor, der im Auftrag eines Senators zur Zeit der ausgehenden Republik ein Stadthaus in Rom errichten sollte: Dem Stande des Auftraggebers gemäß musste dieses neben den Wirtschaftsräumen und Bereichen für die persönliche Lebensführung auch angemessene Räumlichkeiten für zahlreiche Besucher umfassen, die das Haus des römischen Aristokraten zu bestimmten Zeiten frequentierten (Cic. off. 1, 139; Vitr. 6, 5). In der Regel gewährleistete ein Baumeister die Benutzbarkeit der unterschiedlichen Räume, indem er das Gebäude gemäß den Konventionen – also gemäß den ihm eigenen Codes – anlegte: Er reproduzierte das bekannte Schema des Atriumhauses mit einer geräumigen Empfangshalle und den zugehörigen Nebenräumen, passte es nur in einzelnen Abmessungen und Details der Ausstattung den gegebenen Umständen und den Sonderwünschen des Auftraggebers an. Die traditionelle Raumstruktur verwies auf die konventionellen Formen der Verwendung. Darüber hinaus ist es jedoch gerade für einen römischen Senator – der ja von einer regen Frequentation seines Hauses ausging – vorstellbar, dass er seinen Gästen und Besuchern gezielt bestimmte Ideen vermitteln wollte. Diese konnten ebenfalls Gegenstand der architektonischen Botschaft sein und wurden gemäß den gesellschaftlichen Konventionen codiert. In den Atrien scheint man dafür vor allem die Ausstattung bemüht zu haben (vgl. Dickmann 1999, 114–125), zu der in republikanischer Zeit nicht zuletzt erbeutete Waffen und Ahnenbildnisse zählten, die unter anderem auf die militärischen Tugenden des Hausherrn und auf die bedeutende Geschichte seines Geschlechts verweisen konnten (Plin. nat. 35, 6–8).

Wenden wir uns schließlich den Empfängern zu: Darunter können unabhängig davon, ob sie von dem Hausherrn oder dem Architekten vorgesehen waren, grundsätzlich alle Benutzer eines römischen Hauses aufgefasst werden – also die freien

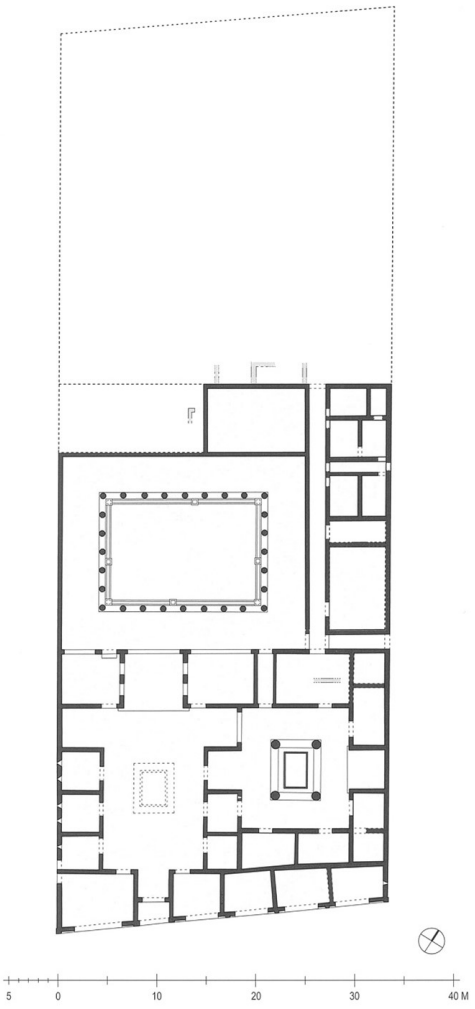

Abb. 3 Grundriss der Casa del Fauno in Pompeji, zweites Viertel des 2. Jh. v. Chr. (nach Faber, Hoffmann 2009: Beil. 9).

Bewohner und die unfreie Dienerschaft des Hauses, die Gäste ebenso wie ungeladene Besucher (vgl. Wallace-Hadrill 1994, 38–39). All diese Akteure konnten gemäß ihrer jeweiligen Sozialisierung auf bestimmte Codes zurückgreifen, die sich zum Teil deutlich voneinander unterschieden. So konnten gleichrangige *amici* des Hausherrn, die in einem vergleichbaren Umfeld aufgewachsen waren und eine ähnliche Erziehung genossen hatten, bestimmte Zeichen ähnlich wie ihr Gastgeber auslegen. Im Gegensatz dazu verfügte ein Besucher mit gänzlich anderer Sozialisierung nicht über dieselben Codes und konnte mithin viele Botschaften, die der Sender ursprünglich vorgesehen hatte, nicht verstehen. Ein Angehöriger der *plebs urbana* etwa dürfte die Skulpturen im Hause seines Patrons staunend oder gleichgültig zur Kenntnis genommen, aber nur in Ausnahmefällen als Zeichen für eine bestimmte mentale Disposition gedeutet haben. Erfolg und Misserfolg bei der

Deutung der Zeichen hatten auch Konsequenzen für das Verhalten des Interpreten: Nur eine richtige Auslegung befähigte ihn dazu, sich anschließend gemäß den sozialen Konventionen zu verhalten. Unangemessenes Verhalten im häuslichen Kontext, das gesellschaftlichen Außenseitern wie Fremden oder Freigelassenen von den Quellen bescheinigt wird, erscheint damit als eine unausweichliche Konsequenz aus der fehlenden Kenntnis der richtigen Codes. Man denke wiederum an Trimalchio, der mit zahlreichen gesellschaftlichen Konventionen bricht: So schickt er sich etwa an, vor seinen Gästen zu tanzen, was im Allgemeinen als unschicklich galt (Schnurbusch 2011, 172; Vössing 2004, 216–217) und wovor ihn seine Gattin Fortunata im letzten Moment mit Verweis auf seine Würde bewahrt (Petron. 52).

Eine Betrachtung römischer Häuser als komplexer Strukturen, die aus einer Vielzahl unterschiedlicher Zeichen zusammengesetzt ist, scheint also vielversprechend. Sie könnte dazu beitragen, das Bedeutungsspektrum von Architektur und Ausstattung in den unterschiedlichen Momenten der historischen Entwicklung zu erschließen. Dazu müsste eine Analyse der für unterschiedliche Phasen der römischen Wohnkultur repräsentativen Zeichen und der gesellschaftlichen Diskurse, in die diese eingebettet sind, durchgeführt werden. Wie diese aussehen könnte, sei im Folgenden an zwei Beispielen veranschaulicht.

Henner von Hesberg sieht in der Säule „den zentralen Wert römischer Architektur“ (von Hesberg 2005, 34). Dieses Bauteil empfiehlt sich somit für eine exemplarische Zeichenanalyse, die im Folgenden nur kursorisch durchgeführt werden kann. Dabei wird die oft zitierte These Wallace-Hadrills, bei der Säule handle es sich um ein „architectural feature with public associations“, zu überprüfen und gegebenenfalls zu modifizieren sein (Wallace-Hadrill 1994, 20; vgl. Coarelli 1989, 180–181).

Schon eine Betrachtung der syntaktischen Dimension, die sich hier auf wenige Beispiele beschränken muss, gemahnt zur Differenzierung: Während Griechen ebenso wie Italiker in der Sakralarchitektur – und erstere auch in zahlreichen weiteren Bauwerken – bereits ab archaischer Zeit umfangreichen Gebrauch von Säulen machten, traten sie in römischen Wohnhäusern nicht vor dem 2. Jh. v. Chr. in nennenswertem Umfang auf (vgl. Dickmann 1999, 127–144 mit diversen Beispielen). Erst ab diesem Zeitpunkt sahen die architektonischen Codes eine Verwendung von Säulen in Privatbauten vor. In syntaktischer Hinsicht sind für die frühesten Formen der Verwendung die konkreten architektonischen Zusammenhänge von Bedeutung. Sie lassen sich an der ersten Phase der Casa del Fauno (Abb. 3), die in das zweite Viertel des 2. Jhs. v. Chr. datiert wird, illustrieren (Faber – Hoffmann 2009, 48–50, 82–84): Säulen wurden hier anfangs nur im tetrastylen Atrium und im rückwärtigen Peristyl verbaut. Diese versah man mit korinthischen und dorischen Kapitellen, während man in der älteren Sakralarchitektur Mittelitaliens üblicherweise etruskische Kapitellformen verwendet hatte. In den darauffolgenden Jahrzehnten änderten sich die

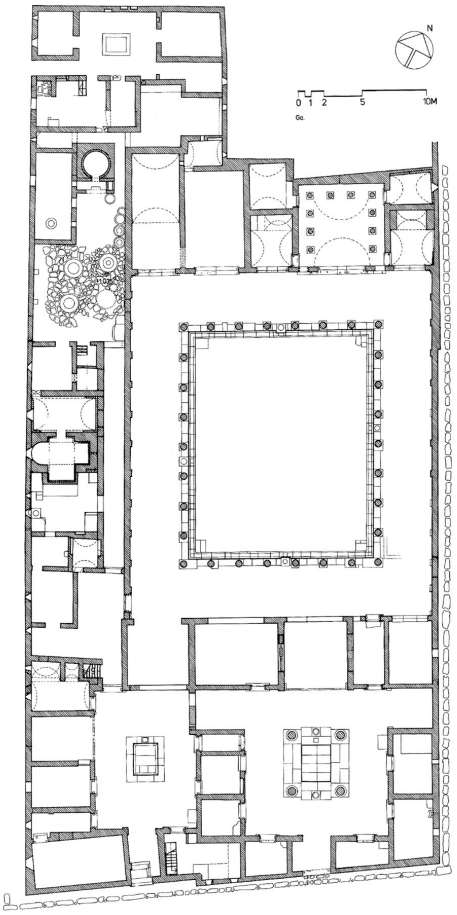

Abb. 4 Grundriss der Casa del Labirinto in Pompeji, 1. Jh. n. Chr. (nach Strocka 1991: Abb. 44).

baulichen Konventionen, die der Verwendung von Säulen in römischen Wohnhäusern zugrunde lagen. Im 1. Jh. v. Chr. fanden sie sich auch in geschlossenen Räumen, vor allem in den Empfangssälen großer Häuser, die in Anlehnung an Vitruv (6, 3, 8–9) als *oecus corinthius* oder *oecus aegyptiacus* bezeichnet werden (vgl. Dickmann 1999, 161–215 *passim*; Strocka 1991, 91–92; Wallace-Hadrill 1994, 18–22 mit diversen Beispielen). Als Beispiel kann ein gut erhaltener Raum in der pompejanischen Casa del Labirinto angeführt werden, dessen Ausstattung von Volker Michael Strocka in die Jahre 70 bis 60 v. Chr. datiert wurde (Strocka 1991, 44–48, 68–69, 91–92): Auf drei Seiten verlaufen hier stuckierte Ziegelsäulen in geringem Abstand zu den Außenmauern, auf denen gemalte Säulen, Metallgefäße und andere Luxusobjekte zu sehen waren (Abb. 4–5).

Mit den syntaktischen Veränderungen gingen auch Verschiebungen im Bereich der semantischen und der pragmatischen Dimensionen einher. Die Verwendung dorischer, ionischer und korinthischer Säulen in der römischen Architektur des 2. und

Abb. 5 Ansicht des *oecus corinthius* in der Casa del Labirinto, Pompeji (Strocka 1991: Abb. 289).

1. Jhs. v. Chr. ist vor dem Hintergrund eines florierenden Kulturtransfers zwischen dem hellenistischen Osten und der Apenninenhalbinsel zu sehen. Im Rahmen dieses – freilich weder geradlinigen noch einseitigen (vgl. Maschek 2014) – Prozesses wanderten Baumeister und Handwerker, Formen und Ideen aus dem östlichen Mittelmeerraum nach Italien. Veranschaulichen wir dies am Beispiel des ionischen Peristyls der Casa del Fauno: Wie die oben genannten Passagen aus den ciceronischen Briefen zeigen, konnte ein Rezipient mit entsprechender Sozialisierung dessen Säulen innerhalb ihres konkreten Kontextes durchaus als Reminiszenzen an hellenistische Gymnasia verstehen (s. o.; vgl. Dickmann 1999, 127–158 *passim*; Wallace-Hadrill 2008, 170–175). Ein weltmännischer Gast, der mit dem Eigentümer im philosophischen oder kunstkritischen Disput durch die Portiken der Casa del Fauno wandelte, mag mit dieser Architektur zudem einen entsprechenden Lebensstil des Hausherrn assoziiert und diesen vor dem Hintergrund des oben angedeuteten Diskurses entweder mit Cicero positiv beurteilt oder mit Varro abgelehnt haben. Viele Besucher, die sich im Atrium aufhielten und von dort nur einen Teil des Peristyls wahrnahmen, werden in den Säulen hingegen griechisches Formengut erkannt (vgl. Zanker 1995, 39–49) oder – im Unterschied zu den schlichten Stützen älterer Tempel – nur eine fremdartige Wirkung empfunden haben. Erst einige Jahrzehnte nach der Erbauung der Casa del Fauno, als Säulen dieser Art in Pompeji zunehmend

präsent waren, mochten sie schließlich auch an öffentliche und sakrale Monumente wie die Neubauten im Theaterviertel, die Basilika, den Apollotempel und das Kapitol im Stadtzentrum Pompejis erinnert haben (Zanker 1995, 49–68; vgl. Coarelli 1983; Wallace-Hadrill 1994, 17–23).

Ähnlich mehrdeutig müssen wir uns auch die *oeci* des 1. Jhs. v. Chr. vorstellen: Wer die Empfangssäle hellenistischer Paläste aus eigener Anschauung kannte (Nielsen 1994 *passim*; Vössing 2004, 100–113), wird – unabhängig von der hier nebensächlichen Frage, ob die hellenistische Palastarchitektur tatsächlich als direktes Vorbild der gehobenen Wohnkultur spätrepublikanischer Aristokraten gedient hat (vgl. Dunbabin 2003, 47–50; Dickmann 1999, 214; Nielsen 1994, 164–171; Zanker 1995, 148–149) – womöglich formale Ähnlichkeiten des Saals der Casa del Labirinto mit jenen bemerkt und den Luxus orientalischer Fürstenhöfe erinnert haben (vgl. Wallace-Hadrill 1994, 22). Einschlägige Passagen in der spätrepublikanischen und frühkaiserzeitlichen Literatur erhärten diesen Verdacht. So suggerieren die vitruvianischen Termini *oecus corinthius* und *oecus aegyptiacus* eine entsprechende Provenienz, während Säulen in anderen Texten jener Zeit mit dem Subjekt *regia* oder dem Adjektiv *regalis* verbunden werden (z. B. Ov. met. 2, 1; Verg. Aen. 7, 170–171; Vitr. 5, 6, 9). Die massive Präsenz stuckierter und gemalter Säulen im korinthischen *oecus* der Casa del Labirinto mag manchen Zeitgenossen aber auch an das Tagesgeschehen im näher gelegenen Rom erinnert haben: So lässt sich aus einigen Passagen der Naturgeschichte des älteren Plinius noch eine kontrovers geführte Debatte um den Ausstattungsluxus in spätrepublikanischen Senatorenhäusern rekonstruieren, in der echte Marmorsäulen eine zentrale Rolle einnahmen (z. B. Plin. nat. 17, 6; 36, 4–7; 36, 48–49).

Das Zeichen ‚Säule' wurde im Kontext des römischen Wohnhauses also von ganz unterschiedlichen Individuen verwendet, die ihm gemäß ihrer jeweiligen Kenntnisse und der konkreten Rezeptionsumstände verschiedenste Bedeutungen zuschreiben konnten. Eine eindeutige Interpretation, die im Sinne Wallace-Hadrills allein auf eine Evokation öffentlicher Architektur abzielt, wird diesem Umstand nicht gerecht. Vielmehr muss das Zeichen ‚Säule' ebenso wie jedes andere Zeichen als potenziell mehrdeutig – als ‚polysem' – aufgefasst werden. Sinnvoller als der Versuch einer eindeutigen Interpretation eines bestimmten architektonischen Zeichens erscheint mir daher eine Rekonstruktion seines ‚semantischen Feldes' (Eco 1968 = 2002, 88–98) unter Berücksichtigung der jeweiligen gesellschaftlichen Diskurse.

Ein Haushalt besteht nicht nur aus der Architektur und den fest mit dieser verbundenen Dekorationen, sondern auch aus einer Vielzahl mobiler Ausstattungselemente, die von den antiken Autoren unter den Begriffen *supellex* oder *instrumentum domesticum* subsumiert werden. Einen Eindruck davon, was in einem gut ausgestatteten römischen Haus zu erwarten war, vermittelt eine Passage in den Digesten Justinians

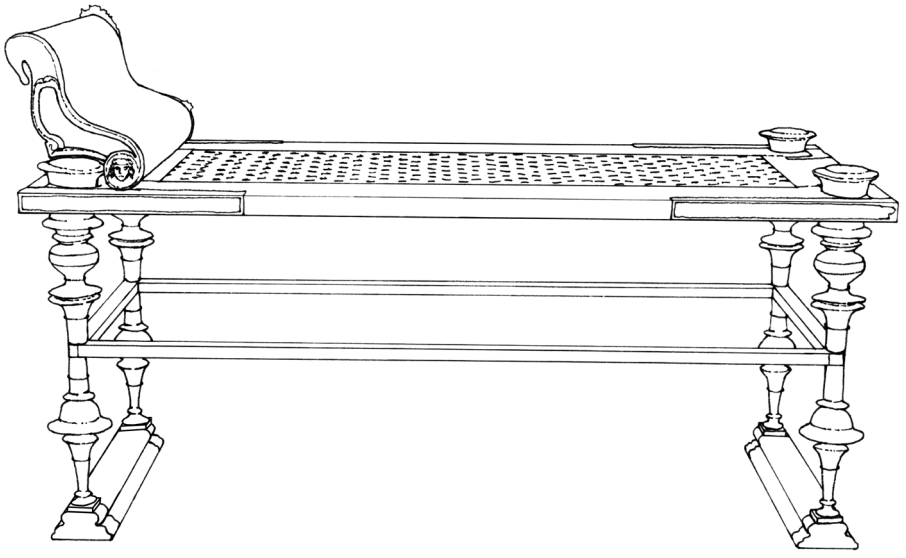

Abb. 6 Zeichnerische Rekonstruktion der ‚Kline III' aus dem Schiffsfund von Mahdia (M. Danner nach Hellenkemper Salies et al. 1994: Taf. 28).

(Dig. 33, 10): Dort ist etwa von Tischen, Sitz- und Liegemöbeln, aber auch von allerlei Gebrauchsgegenständen wie Textilien, Speisegeschirr und Lampen die Rede (vgl. dazu nun Hielscher 2022). Diese Objekte lassen sich meines Erachtens problemlos in den hier vorgeschlagenen Ansatz integrieren.

Ich möchte dies an den römischen Liegemöbeln illustrieren. Sie gehören zu den wenigen Möbeln, die für das römische Haus belegt sind, und wurden gleichermaßen als Speise- und als Ruhelager genutzt. Aus Pompeji und Herculaneum kennen wir Reste in ihrem ursprünglichen Verwendungszusammenhang (Allison 2004; Hielscher 2022, 68–73; Mols 1999), darüber hinaus sind vor allem dekontextualisierte Fragmente überliefert (Croom 2007, 32–67; Faust 1989). Die syntaktische Dimension der Liegen – ihre konkrete Zusammensetzung aus diversen Einzelteilen – kann dank zahlreicher Funde, Darstellungen und literarischer Quellen gut rekonstruiert werden. Sie unterscheiden sich hinsichtlich ihrer Form und der verwendeten Materialien (Croom 2007, 32–67; Mols 1999 *passim*): Einfache Liegemöbel basierten auf einem rechteckigen Holzgestell, dazu gegebenenfalls noch einem Kopf- und einem Fußteil. Ein Lattenrost, Seile oder Lederriemen dienten als Unterlage für eine Matratze, die im einfachsten Fall mit Stroh oder Heu gefüllt war. Aufwändigere Exemplare konnten hingegen reich dekoriert sein. Dazu gehörten etwa gedrechselte, furnierte und mit Bronze oder Elfenbein verkleidete Beine, aber auch Intarsien aus Stein, Elfenbein, teuren Hölzern und Edelmetall an Kopfstützen, Lehnen und einzelnen Gestellteilen. Mit Gänsedaunen gefüllte Matratzen aus erlesenen Stoffen dienten als Auflage. Neben einzelnen Liegen kennen wir solche von besonderer Breite sowie

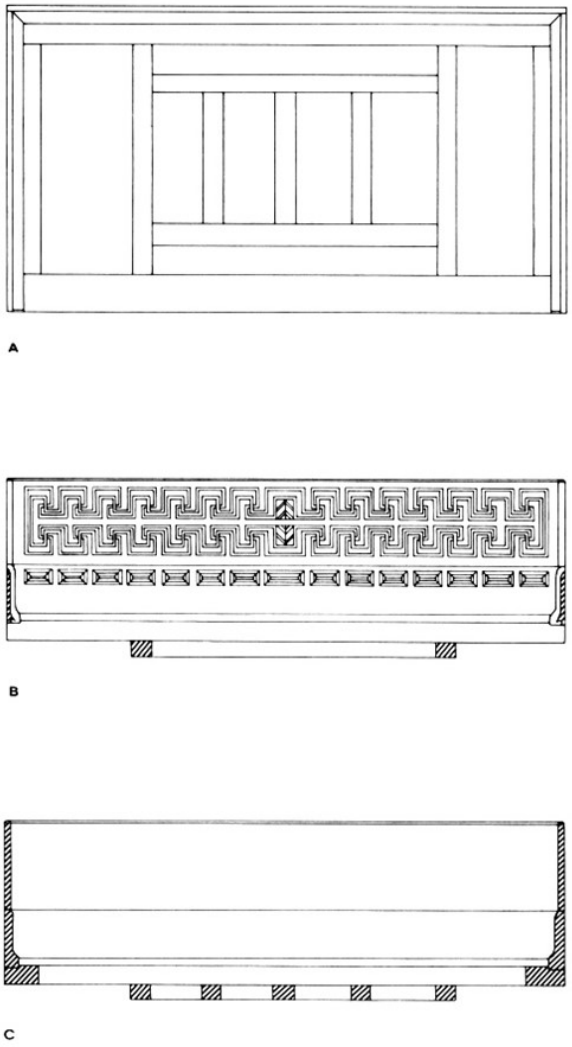

Abb. 7 Aufsicht (A), Ansicht (B) und Längsschnitt (C) einer Liege mit dreiseitig umlaufender Lehne aus Herculaneum (Mols 1999: Taf. 88 A–C).

von L-förmigem, C-förmigem oder Π-förmigem Grundriss, die mehrere Personen beherbergen konnten. Zu demselben Zweck konnten auch mehrere Einzelliegen zu einem Π-förmigen Lager zusammengeschoben werden.

Eine Geschichte des römischen Möbeldesigns konnte aufgrund der meist fragmentarischen Erhaltung der Funde und der oft unbekannten Fundumstände bislang nicht geschrieben werden (Anhaltspunkte dazu z. B. bei Dunbabin 2003; Faust 1989, bes. 151–154; Mols 1999, 39–42, 124–127; Schnurbusch 2011, 82–85; vgl. auch

Hielscher 2022). Die verschiedenen Formen scheinen jedoch die sich im Laufe der Zeit wandelnden Konventionen und somit Veränderungen der gesellschaftlichen Codes widerzuspiegeln: So lassen sich griechische Liegen mit reich dekorierten Beinen und Kopfstützen (Abb. 6), wie sie nicht zuletzt durch den berühmten Schiffsfund von Mahdia belegt sind (Faust 1994 sowie allgemein zum Wrack von Mahdia Hellenkemper Salies et al. 1994; Wallace-Hadrill 2008, 361–371), ebenso wie nach deren Vorbild auf der Apenninenhalbinsel angefertigte Klinen in Rom erst ab dem 2. Jh. v. Chr. greifen (Faust 1989, Karte 1; Wallace-Hadrill 2008, 433–434). Ihre typischen Kennzeichen sind bronzene oder elfenbeinerne Lehnenwangen, die mit Reliefs, rundplastischen Büsten und Tierprotomen versehen waren (Faust 1989; Mols 1999, 100–106). Ab der frühen Kaiserzeit fertigte man die Liegen hingegen in zunehmender Häufigkeit mit dreiseitig umlaufenden Lehnen an. Reste derartiger Möbel haben sich beispielsweise in Herculaneum erhalten (Abb. 7). Sie zeigen, dass sich die Verzierung aus nun meist geometrischen Intarsien hier auf die Lehnen konzentrierte (Faust 1989, 57–60, 153–154; Mols 1999, 35–42).

Wiederum können diese syntaktischen Veränderungen erst vor dem Hintergrund der pragmatischen und semantischen Dimensionen adäquat bewertet werden. Soweit dies zu rekonstruieren ist, gelangten die Liegemöbel griechischer Manier im Zuge der militärischen Aneignung des hellenistischen Ostens in größerer Stückzahl nach Rom. Nach Livius und Plinius sollen der siegreiche Feldherr Gnaeus Manlius Vulso und seine Gefolgsleute nach der Rückkehr aus Kleinasien im Jahre 187 v. Chr. als erste Speiseliegen mit bronzenen Beschlagteilen nach Rom gebracht haben (Liv. 39, 6, 7; Plin. nat. 34, 14; 37, 12). Auch wenn dieses konkrete Datum nachträglich konstruiert sein dürfte (vgl. Schnurbusch 2011, 57–58), scheint der allgemeine historische Kontext damit plausibel charakterisiert. In Rom trafen die hellenistischen Prunkmöbel offenbar den Geschmack der herrschenden Oberschicht, so dass sie in der Folgezeit gezielt importiert wurden, etwa aus den berühmten Bronzegießereien von Delos (Plin. nat. 33, 144; 34, 9). Symptomatisch sind die bereits erwähnten Liegen aus dem Schiffsfund von Mahdia, die im Osten produziert und gegen 80/70 v. Chr. vermutlich mit der Destination Rom oder Kampanien verschifft worden waren (s. o.).

Aufgrund ihrer Herkunft konnten derartige Prunkmöbel gebildete Römer bis in die frühe Kaiserzeit an den hellenistischen Osten erinnern. Auch im Fall des Mobiliars ist jedoch von einer Vieldeutigkeit der Zeichen auszugehen. Für einen römischen Senator des 2. Jhs. v. Chr., der selbst als Gast im Palast eines hellenistischen Potentaten geweilt hatte, waren die mit Bronze, Elfenbein, Silber und Gold verzierten Liegemöbel zweifellos Zeichen eines griechischen und – mehr noch – eines fürstlichen Lebensstils, aber auch einer konkreten Form der Raumnutzung: Er wird mit diesen Möbeln nämlich zugleich das Gastmahl verbunden haben, an dem er selbst nach griechischer Manier in gelagerter Haltung teilgenommen hatte (vgl. Vössing 2004,

27–186). Die Liegen wurden somit zum Zeichen für eine bestimmte Raumfunktion. Diese Assoziationen müssen auch fernab östlicher Königshöfe wirksam gewesen sein, etwa wenn unser Senator hellenistische Prunkmöbel im Hause eines Standesgenossen erblickte: Sie werden für ihn auch in diesem Kontext die Erinnerung an griechische Gastmähler oder an die griechische Kultur im Allgemeinen wachgerufen haben. Bezeichnenderweise ist der für dreiteilige Speiseliegen und entsprechend möblierte Räume ab dem 2. Jh. v. Chr. verwendete Begriff *triclinium* ein offensichtlicher Gräzismus (Dickmann 1999, 30–33; Schnurbusch 2011, 66–67; Vössing 2004, 561–566). Doch auch die spezifischere Verbindung der reich dekorierten Möbel mit fürstlicher Prachtentfaltung ist in zahlreichen literarischen Quellen der späten Republik und der frühen Kaiserzeit belegt und muss gebildeten Römern jener Zeit mithin geläufig gewesen sein (z. B. Liv. 39, 6, 7; Plin. nat. 33, 144; 34, 9; 34, 14; 37, 12–14; Cic. Tusc. 5, 61). Vor dem Hintergrund eines gesellschaftlich brisanten Diskurses über den Tafelluxus konnten Objekte wie die Prunkbetten, aber auch Silbergeschirr und erlesene Speisen, je nach persönlichem Standpunkt des Betrachters darüber hinaus ganz unterschiedlich konnotiert sein (Wallace-Hadrill 2008, 315–355; vgl. Maschek 2018, 215–226 mit weiterführender Literatur): Im positiven Sinne konnten sie etwa als Statussymbole auf den tatsächlichen oder erstrebten Rang eines Hausherrn verweisen, im negativen Sinn dagegen als Zeichen eitler Prunksucht, der *luxuria* oder *tryphê*, ausgelegt werden (so z. B. Liv. 39, 6, 3–9; Plin. nat. 37, 12–20; vgl. Schnurbusch 2011, 57–65, 81–96; Vössing 2004, 244–253). Für Angehörige der stadtrömischen *plebs* hingegen, die dem Einzug des Gnaeus Manlius Vulso in Rom beigewohnt hatten, mögen die reich dekorierten Speiseliegen gar Symbole eines militärischen Triumphes und mithin der *virtus* ihres neuen Eigentümers gewesen sein (vgl. die analogen Beobachtungen von Vössing 2004, 122 zum Bankettgeschirr). Als Zeichen raffinierter griechischer Speisesitten konnten sie von ihnen dagegen erst identifiziert werden, nachdem sich Berichte über die Herkunft und den einstigen Verwendungszweck der Möbel oder die Praktiken selbst in Rom verbreitet hatten.

Es liegt nahe, dass die oben erwähnten Liegen mit den dreiseitig umlaufenden Lehnen und geometrischen Intarsien anstelle figürlicher Appliken, die sich ab der frühen Kaiserzeit einer wachsenden Beliebtheit erfreuten, zumindest teilweise ein anderes semantisches Feld abdeckten. Aufgrund der formalen Unterschiede wird man sie kaum als Zeichen der prachtvollen Hofhaltung östlicher Monarchen interpretiert haben. Es wäre gar zu fragen, ob sich diese Möbel überhaupt noch für eine Nutzung im Rahmen des geselligen Gastmahls eigneten (vgl. Wallace-Hadrill 2008, 435). Ein entsprechend sozialisierter und aufmerksamer Betrachter mag in ihnen mithin eine bewusste Abkehr von der *luxuria* hellenistischer Prägung gesehen haben – eine mögliche Zeichendeutung, die umso näherliegt, als ja die Kritik an häuslicher Prachtentfaltung seitens einzelner Herrscher und Intellektueller noch in der Literatur der frühen Kaiserzeit bestens belegt ist (s. o.).

Fazit: Semiotische Perspektiven für die archäologische Wohnforschung

Es wäre reizvoll, die Entwicklung römischer Liegemöbel aus einem semiotischen Blickwinkel weiter zu verfolgen. Aus Platzgründen muss sich der vorliegende Beitrag jedoch auf die bis hierhin vorgestellten Analysen beschränken, die mir für die eingangs gestellten Fragen besonders erhellend schienen.

Dem hier erprobten Ansatz sind zweifellos Grenzen gesetzt: So liegt etwa auf der Hand, dass sich die Codes antiker Gesellschaften immer nur sehr partiell und unter großen Vorbehalten rekonstruieren lassen. Obwohl die Klassische Archäologie im Vergleich zu anderen archäologischen Wissenschaften nicht nur auf den materiellen Befund, sondern auch auf eloquente Schriftquellen zurückgreifen kann, bleibt unser Bild von den gesellschaftlichen Diskursen etwa der späten Republik oder der römischen Kaiserzeit, aus denen sich die Codes jener Zeit ableiten ließen, sehr ausschnitthaft. Wir greifen hier in aller Regel nur die Sinnzuschreibungen und Wertvorstellungen bestimmter Akteure, etwa der führenden Intellektuellen, der Protagonisten auf dem politischen Parkett oder der *principes* selbst. Mit welchen Augen die Angehörigen subalterner Gruppen die sie umgebenden Zeichen bewerteten, muss hingegen in aller Regel offenbleiben.

Hinzu kommt, dass die kognitive Zuschreibung von Bedeutung an eine visuell erfahrbare Umwelt, wie sie im Zentrum dieses Beitrags steht, nur einen Teil unserer Welterfahrung konstituiert. Ich bin der Meinung, dass eine semiotische Perspektive auch rezeptionsästhetische Überlegungen integrieren kann und sollte. Dabei kann es nicht allein darum gehen – wie schon Eco versuchte – räumliche Distanzen und Volumina mit den Begrifflichkeiten der Zeichen- und Kommunikationstheorie zu fassen (Eco 1968 = 2002, 343–352). Vielmehr gilt es, die Bedingungen und Umstände, unter denen einzelne Zeichen wahrgenommen werden, in die Betrachtung mit einfließen zu lassen. Annette Haug nähert sich in ihrer jüngsten Monografie über *Decor-Räume in pompejanischen Stadthäusern*, in der sie die Ausstattung einiger ausgesuchter Häuser in Pompeji hinsichtlich ihres räumlichen Wirkungszusammenhangs *und* semantischer Fragen untersucht, einem solchen integrativen Ansatz an (Haug 2020; vgl. auch Hielscher 2022). Eine ausführliche Würdigung ihrer umfangreichen Studie war im Rahmen dieses Beitrags allerdings nicht mehr möglich. Interessante Perspektiven eröffnet auch Hannah Platts' jüngst erschienenes Buch zum *Multisensory Living in Ancient Rome* (Platts 2020; vgl. Hernández 2020): Die Autorin überträgt das rezente Interesse an den unterschiedlichen Dimensionen sinnlichen Erlebens (Platts 2020, 12–14) auf die archäologische Wohnforschung und analysiert römische Häuser als Orte visueller, auditiver, olfaktorischer, taktiler und gustatorischer Erfahrungen. Damit sensibilisiert sie zurecht für einen Ansatz, der verschiedene Ebenen physiologischer Wahrnehmung in die Untersuchung einbezieht. Ob sich alle

sinnlichen Erfahrungen stets als „a means for displaying power and status to others“ (Platts 2020, 2) interpretieren lassen, sei freilich dahingestellt.

Um sich der Bedeutung antiker Wohnhäuser und ihrer Ausstattungselemente zu nähern, erscheint mir der hier vorgeschlagene zeichen- und kommunikationstheoretische Ansatz trotz aller genannten Einschränkungen vielversprechend. Er liefert keine vorgefertigte Methode, sondern mahnt vielmehr zur Vorsicht: So begreifen wir Wohnhäuser aus einer semiotischen Perspektive als eine komplexe Struktur, die sich aus vielen Einzelzeichen – Räumen, Bauteilen, Möbeln und figürlichen Ausstattungselementen – zusammensetzt, die von verschiedenen Individuen mit unterschiedlichen Bedeutungen aufgeladen werden. Nicht nur die von der Forschung oft favorisierten Bilder, sondern auch anikonische Elemente müssen demnach als Zeichenträger berücksichtigt werden. Zugleich rückt die Semiotik und insbesondere die Kommunikationstheorie die sozialen Prozesse, in die Architektur und ihre Ausstattung eingebunden sind, stärker in den Blick: Architektur wird von Menschen produziert und ist stets auch dazu bestimmt, von Menschen wahrgenommen und verstanden zu werden. Sie kann zwar als Medium gezielt Botschaften kommunizieren. Es ist jedoch keineswegs gesagt, dass ein Zeichen für den Sender und für den Empfänger (oder auch für mehrere verschiedene Rezipienten) stets auf den gleichen Gegenstand Bezug nimmt – schließlich erfolgt die Deutung eines Zeichens auf der Grundlage der jeweils individuellen Sozialisierung und Erziehung eines Menschen sowie der konkreten Situation. Angehörige verschiedener gesellschaftlicher Gruppen erfahren dasselbe Wohnhaus in unterschiedlicher Weise: Die Aufnahme griechischer Bauteile und Ausstattungselemente in die Residenzen der spätrepublikanischen Senatsaristokratie kann von einigen Zeitgenossen durchaus als Hellenisierung des römischen Hauses aufgefasst worden sein. Ebenso gut mögen sie aber auch als befremdliches Formengut oder als Verweise auf militärische Erfolge gegolten haben. Gerade in der Rekonstruktion dieser verschiedenen Wahrnehmungen, ihrer Voraussetzungen und ihrer Folgen scheint mir ein besonderer Reiz zu liegen.

Danksagung

Für Anregungen und Kritik zu den folgenden Überlegungen danke ich den Herausgebern und den anonymen Gutachtern, meinen Kollegen Jochen Griesbach, Florian Leitmeir und Matthias Steinhart sowie meiner Frau Elisa Bazzechi. Für die Erlaubnis, die weiter unten gezeigten Abbildungen zu reproduzieren, bin ich Jens-Arne Dickmann, Adolf Hoffmann, Stephan Mols, Volker Michael Strocka und dem Pfeil Verlag zu Dank verpflichtet. Publikationen, die ab 2016 erschienen sind, konnten nur mehr kursorisch berücksichtigt werden.

Bibliographie

Allison, P. M. 2004. Pompeian Households. An Analysis of Material Culture (Los Angeles).

Anderson, J. C. 1997. Roman Architecture and Society (Baltimore – London).

Baumberger, C. 2010. Gebaute Zeichen. Eine Symboltheorie der Architektur (Heusenstamm).

Baumberger, C. 2014. Neue Arbeiten zur Architektursemiotik. Zur Einführung, Zeitschrift für Semiotik 36, 1–2, 3–12.

Bentz, M. – Reusser, C. (Hrsg.) 2010. Etruskisch-italische und römisch-republikanische Häuser (Wiesbaden).

Bonini, P. 2006. La casa nella Grecia Romana: Forme e funzioni dello spazio privato fra I e VI secolo (Rom).

Bourdieu, P. 1970. La maison kabyle ou le monde renversé, in: J. Pouillon – P. Maranda (Hrsg.), Echanges et communications. Mélanges offerts à C. Lévi-Strauss à l'occasion de son 60e anniversaire (Paris) 739–758 = 1976. Entwurf einer Theorie der Praxis auf der ethnologischen Grundlage der kabylischen Gesellschaft (Frankfurt) 48–65.

Bullo, S. – Ghedini, F. (Hrsg.) 2003. *Amplissimae atque ornatissimae domus* (Aug. civ. II, 20, 26). L'edilizia residenziale nelle città della Tunisia romana 1–2 (Rom).

Burmeister, S. 2009. „Codierungen/Decodierungen". Semiotik und die archäologische Untersuchung von Statussymbolen und Prestigegütern, in: B. Hildebrandt – C. Veit (Hrsg.), Der Wert der Dinge – Güter im Prestigediskurs. „Formen von Prestige in Kulturen des Altertums", Graduiertenkolleg der DFG an der Ludwig-Maximilians-Universität München (München) 73–102.

Carucci, M. 2007. The Romano-African „Domus". Studies in Space, Decoration, and Function (Oxford).

Chavarría Arnau, A. 2007. El final de las „villae" en „Hispania" (siglos IV–VIII) (Turnhout).

Christes, J. 2003. s. v. Erziehung, DNP 4 (Stuttgart) 110–119.

Coarelli, F. 1983. Architettura sacra e architettura privata nella tarda repubblica, in: P. Gros (Hrsg.), Architecture et société. De l'archaïsme grec à la fin de la république romaine (Paris) 191–217.

Coarelli, F. 1989. La casa dell'aristocrazia romana secondo Vitruvio, in: H. Geertman – J. J. De Jong (Hrsg.), *Munus non ingratum*. Proceedings of the International Symposium on Vitruvius' De Architectura and the Hellenistic and Republican Architecture (Leiden) 178–187.

Croom, A. T. 2007. Roman Furniture (Stroud).

Danner, M. 2017. Wohnkultur im spätantiken Ostia (Wiesbaden).

Delitz, H. 2010. Gebaute Gesellschaft. Architektur als Medium des Sozialen (Frankfurt).

Delitz, H. 2012. Architektur als Medium des Sozialen. Zur soziologischen Theorie des gebauten Raums, in: H.-G. Soeffner (Hrsg.), Transnationale Vergesellschaftungen. Verhandlungen des 35. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie (Frankfurt; CD-ROM).

Dickmann, J.-A. 1999. *Domus frequentata*. Anspruchsvolles Wohnen im pompejanischen Stadthaus (München).

Donderer, M. 1996. Die Architekten der späten römischen Republik und der Kaiserzeit. Epigraphische Zeugnisse (Erlangen).

Dreyer, C. 2003. Semiotische Aspekte der Architekturwissenschaft. Architektursemiotik, in: R. Posner, K – Robering – T. A. Sebeok (Hrsg.), Semiotik. Ein Handbuch zu den zeichentheoretischen Grundlagen von Natur und Kultur 3 (Berlin – New York) 3234–3278.

Dreyer, C. 2014a. Neue Aspekte in der Architektursemiotik, Zeitschrift für Semiotik 36, 1–2, 13–24.

Dreyer, C. 2014b. Architektonische Zeichen und ihre Bedeutungen, in: J. H. Gleiter (Hrsg.), Symptom Design. Vom Zeigen und Sich-Zeigen der Dinge (Bielefeld) 69–92.

Dunbabin, K. M. D. 2003. The Roman Banquet. Images of Conviviality (Cambridge).

Eco, U. 1968. La struttura assente (Mailand) = 2002. Einführung in die Semiotik [9](Paderborn).

Elias, N. 1969. Die höfische Gesellschaft. Untersuchungen zur Soziologie des Königtums und der höfischen Aristokratie (Darmstadt – Neuwied) = 2002. Die höfische Gesellschaft. Untersuchungen zur Soziologie des Königtums und der höfischen Aristokratie [2](Frankfurt).

Faber, A. – Hoffmann, A. 2009. Die Casa del Fauno in Pompeji (VI 12) 1. Bauhistorische Analyse. Stratigraphische Befunde der Ausgrabungen in den Jahren 1961 bis 1963 (Wiesbaden).

Faust, S. 1989. Fulcra. Figürlicher und ornamentaler Schmuck an antiken Betten (Mainz).

Faust, S. 1994. Die Klinen, in: G. Hellenkemper Salies – G. Bauchhenß – H.-H. von Prittwitz und Gaffron (Hrsg.), Das Wrack. Der antike Schiffsfund von Mahdia (Köln) 573–606.

Foucault, M. 1969. L'archéologie du savoir (Paris) = 2018. Archäologie des Wissens [18](Frankfurt).

Ghedini, F. – Annibaletto, M. (Hrsg.) 2012. *Atria longa patescunt*. Le forme dell'abitare nella Cisalpina Romana (Rom).

Goodman, N. 1968. Languages of Art. An Approach to a Theory of Symbols (Indianapolis).

Gros, P. 2006. L'architecture romaine du début du III[e] siècle av. J.-C. à la fin du Haut-Empire 2. Maisons, palais, villas et tombeaux [2](Paris).

Hales, S. 2003. The Roman House and Social Identity (Cambridge).

Hallier, G. 1989. Entre les règles de Vitruve et la réalité archéologique. L'atrium toscan, in: H. Geertman – J. J. De Jong (Hrsg.), *Munus non ingratum*. Proceedings of the International Symposium on Vitruvius' De Architectura and the Hellenistic and Republican Architecture (Leiden) 194–211.

Haug, A. 2020. Decor-Räume in pompejanischen Stadthäusern. Ausstattungsstrategien und Rezeptionsformen (Berlin – Boston).

Hellenkemper Salies, G. – Bauchhenß, G. – von Prittwitz und Gaffron, H.-H. (Hrsg.) 1994. Das Wrack. Der antike Schiffsfund von Mahdia (Köln).

Hernández, C. M. 2020. Rez. zu H. Platts, Multisensory Living in Ancient Rome. Power and Space in Roman Houses, ClR 70, 2, 483–486.

Hielscher, A. 2022. 'Instrumenta domestica' aus Pompeji und ihr Design. Eine Untersuchung zur decorativen Gestaltung der Kleinfunde aus Insula I 10 (Berlin – Boston).
Hölscher, T. 1987. Römische Bildsprache als semantisches System (Heidelberg).
Hölscher, T. 2015. Semiotics to Agency, in: C. Marconi (Hrsg.), The Oxford Handbook of Greek and Roman Art and Architecture (Oxford).
Koenig, G. K. 1964. Analisi del linguaggio architettonico (Florenz).
Koenig, G. K. 1974. Architettura e comunicazione [2](Florenz).
Kunst, C. 2000. Römische Wohn- und Lebenswelten. Quellen zur Geschichte der römischen Stadt (Darmstadt).
Landwehr, A. 2018. Historische Diskursanalyse [2](Frankfurt).
Larsen, S. E. 1998. Ferdinand de Saussure und seine Nachfolger, in: R. Posner – K. Robering – T. A. Sebeok (Hrsg.), Semiotik. Ein Handbuch zu den zeichentheoretischen Grundlagen von Natur und Kultur 2 (Berlin – New York) 2040–2073.
Leach, E. W. 1988. The Rhetoric of Space. Literary and Artistic Representations of Landscape in Republican Augustan Rome (Princeton).
Leach, E. W. 2004. The Social Life of Painting in Ancient Rome and on the Bay of Naples (Cambridge).
Lorenz, K. 2008. Bilder machen Räume (Berlin – New York).
Lorenz, K. 2016. Ancient Mythological Images and Their Interpretation. An Introduction to Iconology, Semiotics, and Image Studies in Classical Art History (Cambridge).
Maschek, D. 2014. Der Tempel neue Kleider? Rezeptionsästhetische und semantische Aspekte von Bauornamentik im spätrepublikanischen Mittelitalien, in: J. Lipps – D. Maschek (Hrsg.), Antike Bauornamentik: Grenzen und Möglichkeiten ihrer Erforschung (Wiesbaden) 181–202.
Maschek, D. 2018. Die römischen Bürgerkriege. Archäologie und Geschichte einer Krisenzeit (Darmstadt).
Mols, S. T. A. M. 1999. Wooden Furniture in Herculaneum. Form, Technique and Function (Amsterdam).
Morris, C. W. 1938. Foundations of the Theory of Signs (Chicago) = 1988. Grundlage der Zeichentheorie [2](Frankfurt).
Muth, S. 1998. Erleben von Raum – Leben im Raum. Zur Funktion mythologischer Mosaikbilder in der römisch-kaiserzeitlichen Wohnarchitektur (Heidelberg).
Neudecker, R. 1988. Die Skulpturenausstattung römischer Villen in Italien (Mainz).
Nevett, L. C. 2010. Domestic Space in Classical Antiquity (Cambridge).
Nielsen, I. 1994. Hellenistic Palaces. Tradition and Renewal (Aarhus).
Norberg-Schulz, C. 1965. Logik der Baukunst (Frankfurt – Berlin) = 1963. Intentions in Architecture (Cambridge, MA).
Pape, H. 1998. Peirce and His Followers, in: R. Posner – K. Robering – T. A. Sebeok (Hrsg.), Semiotik. Ein Handbuch zu den zeichentheoretischen Grundlagen von Natur und Kultur 2 (Berlin – New York) 2016–2040.
Platts, H. 2020. Multisensory Living in Ancient Rome. Power and Space in Roman Houses (London).

Posner, R. 1997. Semiotics and Its Presentation in This Handbook, in: R. Posner – K. Robering – T. A. Sebeok (Hrsg.), Semiotik. Ein Handbuch zu den zeichentheoretischen Grundlagen von Natur und Kultur 1 (Berlin – New York) 1–14.

Posner, R. – Robering, K. – Sebeok, T. A. (Hrsg.) 1997–2003. Semiotik. Ein Handbuch zu den zeichentheoretischen Grundlagen von Natur und Kultur 1–3 (Berlin – New York).

Pugliara, M. 2003. L'edilizia privata romana in Africa. Il contributo delle fonti letterarie, in: S. Bullo – F. Ghedini (Hrsg.), *Amplissimae atque ornatissimae domus* (Aug. civ. II, 20, 26). L'edilizia residenziale nelle città della Tunisia romana 1 (Rom) 261–279.

Rainer, J. M. 2002. Aspekte des römischen Baurechtes und Ostia, in: C. Bruun – A. G. Zevi (Hrsg.), Ostia e Portus nelle loro relazioni con Roma. Atti del Convegno all'Institutum Romanum Finlandiae, 3 e 4 dicembre 1999 (Rom) 33–39.

Schneider, L. – Fehr, B. – Meyer, K.-H. 1979. Zeichen – Kommunikation – Interaktion. Zur Bedeutung von Zeichen-, Kommunikations- und Interaktionstheorie für die klassische Archäologie, Hephaistos 1, 7–41.

Schneider, L. 2006. Zeichen, Spur, Gedächtnis. Der semiotische Blick und die Fachwissenschaft Archäologie, Zeitschrift für Semiotik 28, 1, 7–52.

Schnurbusch, D. 2011. *Convivium*. Form und Bedeutung aristokratischer Geselligkeit in der römischen Antike (Stuttgart).

Sfameni, C. 2006. Ville residenziali nell'Italia tardoantica (Bari).

Strocka, V. M. 1991. La Casa del Labirinto (VI 11,8–10) (München).

von Hesberg, H. 2003. Römisches Ornament als Sprache. Die sanfte Gegenwart der Macht, in: L. de Blois (Hrsg.), The Representation and Perception of Roman Imperial Power. Proceedings of the Third Workshop of the International Network Impact of Empire (Roman Empire, c. 200 B.C. – A.D. 476) (Amsterdam) 48–68.

von Hesberg, H. 2005. Römische Baukunst (München).

Vössing, K. 2004. *Mensa regia*. Das Bankett beim hellenistischen König und beim römischen Kaiser (München).

Wallace-Hadrill, A. 1988. The Social Structure of the Roman House, PBSR 56, 43–97.

Wallace-Hadrill, A. 1994. Houses and Society in Pompeii and Herculaneum (Princeton).

Wallace-Hadrill, A. 2008. Rome's Cultural Revolution (Cambridge).

Zanker, P. 1995. Pompeji. Stadtbild und Wohngeschmack (Mainz).

ZURÜCK ZUR GESCHICHTE! RÖMISCHE ARCHITEKTUR ALS HISTORISCHE QUELLE

Dominik Maschek

Keywords: Römische Architektur – Bauforschung – Typologie – Architekturgeschichte – Sozialgeschichte – Bauökonomie

Abstract: Ausgehend von einer kritischen Revision traditioneller Schwerpunkte in der Erforschung antiker Architektur, vom 19. Jahrhundert bis in die jüngste Gegenwart, setzt es sich der vorliegende Beitrag zum Ziel, den Wert römischer Bauwerke als historische Archive wieder mit Nachdruck in den Vordergrund zu stellen. Architektur als historischer Gegenstand wird dementsprechend als Kristallisation sozialer, politischer und wirtschaftlicher Rahmenbedingungen, Strukturen und Prozesse definiert. Schon der Vorgang des Bauens selbst ist ein historischer Moment, dem, verkörpert durch die Materialität und Prozesshaftigkeit der Baustelle, symbolische ebenso wie konkrete Bedeutung zukommt. Die resultierenden Gebäude stehen für Normen und Vorstellungen bestimmter sozialer Gruppen und Individuen innerhalb spezifischer, zeitlich wie geographisch klar umrissener historischer Situationen. Als eigenständige Quellengattung liefern sie uns somit Informationen über politische, soziale und wirtschaftliche Kontinuitäten und Veränderungen, die wir aus den Schriftquellen allein nicht gewinnen.

Seit dem Beginn der Neuzeit haben die baulichen Überreste der römischen Welt das populäre Bild des antiken Rom in maßgeblicher Weise geprägt. Von Mantegna und Dürer bis zu Napoleon Bonaparte und Albert Speer wurden Triumphbögen im römischen Stil zur Chiffre von Sieg und ewigem Ruhm. Das Kolosseum und die Geisterstadt Pompeji haben sich zu Ikonen des modernen Massentourismus entwickelt. Filme wie „Quo Vadis?“ und „Gladiator“ haben ihren Teil dazu beigetragen, diese ikonische Wirkung römischer Architektur im visuellen Gedächtnis der heutigen Mediengesellschaft zu verankern.

Aus dieser langen Rezeptionsgeschichte ergibt sich allerdings auch eine paradoxe Brechung: Denn einerseits üben die römischen Ruinen nach wie vor eine anhaltende Faszination aus, doch andererseits wird ihr materieller Ist-Zustand, bedroht

Publiziert in: Stefan Krmnicek – Dominik Maschek (Hrsg.), Römische Archäologie in Deutschland. Positionsbestimmung und Perspektiven (Heidelberg, Propylaeum 2023)
doi: https://doi.org/10.11588/propylaeumdok.00005852

von Verfall und Zerstörung, durch eine Vielzahl an mehr oder weniger populären Deutungen, Rekonstruktionen und Ergänzungen überlagert. So lernen etwa selbst im frühen 21. Jahrhundert noch immer Generationen von Schulkindern und Studierenden das Stadtbild des antiken Rom durch die Augen von Italo Gismondi kennen (Pisani Sartorio 1991; 2006; Filippi 2007; Tschudi 2012), dessen aus dem Geist des italienischen Faschismus geborenes Stadtmodell in jüngster Zeit in dem eindrucksvollen Rom-Panorama von Yadegar Asisi einen scheinbar unpolitischen, weil postmodernen Nachfolger gefunden hat (Asisi 2006; Cain et al. 2011). An solchen und anderen Beispielen wird deutlich, wie gering die Breitenwirkung der akademischen Klassischen Archäologie heutzutage tatsächlich ist: Die von der Forschung angebotenen Erklärungen, Deutungen und Darstellungen römischer Architektur konkurrieren nämlich auf dem freien Markt mit einer Unzahl an *urban legends* und fest auf der kulturellen Netzhaut eingebrannten Imaginationen der Vergangenheit – und sie tun das, so muss man selbstkritisch feststellen, mit äußerst beschränktem Erfolg.

Möchte man sich trotz dieser pessimistischen ersten Einschätzung an die Entwicklung von neuen Forschungsperspektiven zu römischer Architektur machen, so kann das nicht ohne eine vorausgehende Bestandsaufnahme des Status Quo erfolgen. Im Folgenden soll deshalb zunächst eine forschungs- wie zeitgeschichtlich unterfütterte Darstellung verschiedener Positionen in der Erforschung römischer Architektur entwickelt werden. Im zweiten Teil des Beitrags folgt dann die Darlegung einer möglichen Neuorientierung, die sich, den programmatischen Ton des Titels aufgreifend, vor allem auf das Verständnis von Architektur als historische Quelle konzentriert.

Römische Architektur zwischen Kunsthistorie, Sozialgeschichte und Technikgeschichte

Römische Architektur im Speziellen wird, ebenso wie antike Architektur ganz generell, in der deutschsprachigen Klassischen Archäologie und in der von Architekten getragenen archäologischen Bauforschung traditionellerweise mit dem Begriff der „Baukunst“ verbunden. Wie der Titel eines im Jahr 2005 erschienen Überblickswerks von Henner von Hesberg zeigt, hat sich dieser Brückenschlag zwischen Architektur- und Kunstgeschichte auch bis in das 21. Jahrhundert gehalten. Das dahinterstehende ideengeschichtliche Konzept findet sich in der archäologischen Forschung besonders eindrücklich seit den epochalen Untersuchungen Alois Riegls zur „Spätrömischen Kunstindustrie“ vom Beginn des 20. Jahrhunderts (Bernbeck 1997, 232–233; Lachnit 2005; Elsner 2010; Rampley 2013). Riegl definierte die Architektur als „eine gebrauchszweckliche Kunst“ und stellte weiter fest, dass „ihr Gebrauchszweck […] in der Tat allezeit auf Bildung begrenzter Räume [lautete], innerhalb deren dem Menschen die Möglichkeit freier Bewegung offenstehen sollte“ (Riegl 1901, 25). Ziel der somit definierten Baukunst sei es stets gewesen, einerseits Räume zu schaffen, andererseits die Grenzen dieser Räume baulich zu

definieren. Als Nutzer dieser architektonischen Räume imaginierte Riegl einen idealtypischen „Beschauer“ (Riegl 1901, 26), auf den die ästhetischen Leistungen der Architekten letzten Endes ausgerichtet gewesen seien. Architekturgeschichte ist hier im wesentlichen also Formgeschichte und damit ganz explizit und in erster Linie Kunstgeschichte. Gegenstand ihres Interesses ist die historische Entwicklung der künstlerischen Form, die sich aus den epochenspezifisch jeweils verschiedenen Zugängen zur Raumgestaltung auf gleichsam evolutionäre Weise ergibt, ja sogar ergeben muss.

Nicht ganz siebzig Jahre später wird in den entsprechenden Beiträgen zu dem von Theodor Kraus in der „Propyläen Kunstgeschichte“ herausgegebenen Band „Das römische Weltreich“ deutlich, dass sich an dieser primär formalästhetischen Betrachtungsweise römischer Architektur seit Riegls Tagen kaum etwas geändert hatte (Kraus 1967). Viel schärfer herausgearbeitet werden hier nun allerdings die kulturellen Spezifika der römischen „Baukunst“. Dies geschieht in erster Linie, um sie von der griechischen Architektur zu unterscheiden. Obgleich diese bereits bei Vitruv angelegte Unterscheidung zwischen „griechisch“ und „römisch“ letzten Endes auf eine Debatte des 18. Jhs. zurückgeht (Baumgartner 2000), ist die Idee von fundamentalen „strukturellen Unterschieden“ zwischen griechischer und römischer Architektur eindeutig in der Tradition der sogenannten Strukturforschung zu verorten, wie sie seit den Zwanziger Jahren des 20. Jahrhunderts von Archäologen wie Guido Kaschnitz von Weinberg und anderen betrieben wurde (Bernbeck 1997, 235–237; Wimmer 1997; Raeck 2010; Becker – Raeck 2016). Argumentiert wird auch in dieser Betrachtungsweise in erster Linie anhand von kunstgeschichtlichen Qualitätsurteilen, wie etwa dem folgenden: „Eine griechische Quadermauer ist stets ein plastisches Gebilde, wirklich gefügt und gebaut. Die römische dagegen wird in ihrer amorphen Struktur zur Raumgrenze ohne körperlichen Eigenwert. Ihren Kern muß sie hinter einer Verkleidung verbergen. So weicht das Sein dem Schein: Gab es in der griechischen Architektur kaum ein Glied, dessen Funktion nicht auch äußerlich in Erscheinung trat – das stützende Element in der Säule, das lastende im Gebälk –, so wird die römische Mauer zur Fassade“ (Kraus 1967, 29).

Trotz ihrer beinahe schon poetischen sprachlichen Qualität werfen solche Feststellungen weitaus mehr Fragen auf als sie beantworten. Durch die geschliffene Beschreibung vermeintlicher formalästhetischer Unterschiede lassen sich nämlich beispielswese Funktion oder Datierung römischer Bauwerke keineswegs besser verstehen. Stattdessen handelt es sich bei solchen kunstgeschichtlichen Betrachtungsweisen letzten Endes um intellektuelle Fingerübungen, die nur im virtuellen Raum der Architekturästhetik gelingen. Derselbe virtuelle Raum manifestiert sich in den gestochen scharfen und in ihrer Perspektive und Licht-Schatten-Ästhetik meisterhaften Schwarz-Weiß-Photographien der späten 1880er- bis 1960er-Jahre, die jedoch in erster Linie weniger durch ihren dokumentarischen Wert als durch die völlige Abwesenheit von Menschen

zu erstaunen vermögen. Diese Photos ästhetisieren den leeren Innenraum und die aufragende Ruine, und angesichts der durchaus erhaltenen kaiserzeitlichen und spätrömischen Innenräume drängt sich der Verdacht auf, dass das schon von Riegl als spezifisch „römisch" definierte Schaffen von Innenräumen eher auf einer Beeinflussung durch das Erhaltene beruht denn auf einem tatsächlichen Vergleich mit den Innenräumen griechischer oder etruskischer Bauwerke, die in der überwiegenden Mehrzahl nur durch zeichnerische oder virtuelle Rekonstruktion zu gewinnen wären (Lipps – Maschek 2014, 14 mit Anm. 53; vgl. Grüner 2014b, 28–38).

Ist der Beitrag von Theodor Kraus noch deutlich den kunst- und formgeschichtlichen Ideen der Strukturforschung verhaftet, zeigen sich im gleichzeitigen Beitrag des zwölf Jahre jüngeren Architekten und Bauforschers Friedrich Rakob einige neue Einflüsse der Nachkriegszeit (Rakob 1967). Mit einem Zitat von Heinrich Drerup leitet Rakob seine Überlegungen zur römischen Architektur ein: „Es gibt keine Denkmälergruppe der Antike, die sich an *Eindringlichkeit*, *Prägekraft* und *Folgewirkung* auch nur entfernt mit der römischen Architektur messen könnte" (Rakob 1967, 153, Hervorhebung Verf.; Original bei Drerup 1966, 181). Hebt „Eindringlichkeit" auf die sensualistisch-atmosphärische Ebene römischer Bauwerke ab, also auf die überwältigende Wirkung der Gebäude und ihrer Überreste auf den Betrachter, so haben „Prägekraft" und „Folgewirkung" einen eindeutigen Bezug zur Stellung der römischen Architektur innerhalb dessen, was man als „westliche" bzw. „abendländisch-christliche" Kultur- oder Zivilisationsgeschichte bezeichnen könnte. All dies steht letzten Endes in direkter Tradition von Riegls römischer „Baukunst". Auch finden sich bei Rakob noch immer die Meistererzählungen der architektonischen Formgeschichte: Architektur schreitet hier voran, Schöpfung reiht sich an Schöpfung, wie Dominosteine auf dem völlig auf sich selbst beschränkten und sich selbst genügenden Spielfeld kunsthistorischer Entwicklungskräfte (Rakob 1967, 154–158). Man liest von den Bauten als eigenständigen historischen Akteuren, jedoch – abgesehen von gelegentlich eingestreuten Kaisernamen und den „Bedürfniss[en] großstädtischer Massen" (Rakob 1967, 155) – nichts von den Menschen, die sie errichteten.

Rakobs Erkenntnisinteresse und Darstellungsweise sind dabei repräsentativ für eine ganze Reihe römischer Architekturgeschichten der 1970er und 1980er-Jahre. Ihre Autoren betrachteten den architektonischen Entwurf und das fertiggestellte Ergebnis des Bauprozesses sowie die Figur des Architekten, dem man selbst in eher soziologisch unterfütterten Betrachtungen üblicherweise die Rolle des Baukünstlers zuschreibt, vorrangig unter dem Blickwinkel und mit den Interessen der Kunstgeschichte (MacDonald 1982, 122–143; vgl. v. a. Gros 1973; 1976b; 1983; 2006; Rawson 1975; Donderer 1996; Anderson 1997, 3–67; 2014; Masterson 2004; Taylor 2007; Nichols 2017). So lieferte John Bryan Ward-Perkins in seinem Handbuch „Roman Imperial Architecture" eine chronologisch aufgebaute Darstellung, die, abgesehen von einem isolierten Abschnitt zu Bautechnik und -organisation,

ausschließlich repräsentative Einzelbauten und typologisch relevante Ensembles sowie gegebenenfalls auch die Rolle einzelner Architekten in der stadtrömisch-kaiserlichen Architektur umfasste (Ward-Perkins 1981; ähnlich strukturiert: Sear 1982 und Gros 1996; 2001). In ähnlicher Weise wurde römische Architektur in der einflussreichen Darstellung von William MacDonald zum Träger einer ständig voranschreitenden Formgeschichte, eines autonomen und an den Erfindungsgeist bestimmter Individuen gebundenen formalen Entwicklungsprozesses (MacDonald 1982). Seine Erzählung mit ihrem Fokus auf den Biographien einiger weniger genialischer Architekten entsprach in letzter Konsequenz einer Individualisierung von Riegls Kunstwollen.

Als Reaktion auf diese primär an architektonischer Form- und Kunstgeschichte, am Eigenleben der Formen und an der Genie-Idee ausgerichteten Darstellungen bildete sich in den Sechziger Jahren des 20. Jhs. eine Betrachtungsweise heraus, die römische Architektur unter sozialgeschichtlichen und politischen Gesichtspunkten befragte (von Hesberg – Lipps 2010–2011, 221–226; Lipps – Maschek 2014, 14–15 mit Lit.). Hinweise auf diesen Wandel finden sich bereits in dem oben diskutierten Handbuchbeitrag von Rakob, der römische Architektur auch als „Ausdruck sozialer und politischer Bedingtheit" begreift und auf die „fruchtbare Spannung zwischen den Gattungsbereichen offizieller Staatsarchitektur, privatem Bauen und zweckhaft gebundenen Ingenieursleistungen" verweist (Rakob 1967, 153). Sozialgeschichte und politische Deutung gesellen sich hier also gleichwertig neben Kunst- und Formgeschichte. Darin spiegelt sich eine forschungsgeschichtliche Entwicklung der späten 1960er-Jahre, die in den folgenden drei Dekaden in den Werken von Paul Zanker (Zanker 1968; 1970; 1972; 1979; 1983; 1987b; 1987a; 1997a; Zanker – von Hesberg 1987; Trillmich – Zanker 1990), Pierre Gros (Gros 1976a; 1978; 1987), Andrew Wallace-Hadrill (Wallace-Hadrill 1994), James C. Anderson (Anderson 1997) und anderen ihren Höhepunkt finden sollte (z.B. Kienast 1980; Hänlein-Schäfer 1985; diverse Beiträge in Hofter 1988; Willers 1990; Clarke 1991; Gazda 1991; Sauron 1994; Barton 1996; Bauer 1996). All diesen Untersuchungen ist gemeinsam, dass sie Architektur weniger als autonome Kunstform denn als Ausdruck gesellschaftlicher und politischer Bedingtheiten verstanden, wie es auch Henner von Hesberg in der Einleitung zu seiner „Römischen Baukunst" auf den Punkt bringt: „Eine Analyse der architektonischen Gestaltungsweisen eröffnet […] entscheidende Einblicke in römische Mentalität in ihrer Abhängigkeit von unterschiedlichen Faktoren und ihrer Veränderung. Unter diesem Blickwinkel kann römische Architektur dem modernen Betrachter die Befindlichkeit einer Gesellschaft vermitteln, deren Bewegungsräume sie zu ihrer Zeit äußerlich markierte und in ihrer Bedeutung definierte und deren Wertvorstellungen sie auf vielfältige Weise Ausdruck gab" (von Hesberg 2005, 14; eine zweite Welle vergleichbarer Studien zum politischen Gehalt römischer Architektur ist in der letzten Dekade zu verzeichnen: z.B. Steinby 2012; Russell 2016; Davies 2017).

Zugleich spiegeln sich in von Hesbergs Buch zu Beginn des 21. Jhs. aber auch eine gewisse Ablösung von den rein auf Politisches und Soziales fokussierten Studien der vorangegangenen vierzig Jahre und eine Hinwendung zu einem Ansatz, der mehr an der Zeichenhaftigkeit von Architektur und an ihrer kulturanthropologischen Dimension interessiert ist. So bezeichnet von Hesberg in diesem und anderen Texten römische Architektur regelmäßig als „Medium" und „sichtbares Zeichen", dem er „allgemein verbindliche Kraft" und „überragende Bedeutung im Selbstbewußtsein der Römer" zumisst (von Hesberg 2005, 13–14). Durch diese Verwendung des Medienbegriffs lassen sich potenziell mehrere Ansätze integrieren, in denen römische Architektur als Bedeutungsträger gesehen wird. Eine der frühesten derartigen Arbeiten stammt von Heinrich Drerup, der in seinem Aufsatz „Architektur als Symbol" der „zeitgenössischen Bewertung der römischen Architektur" nachspürte und zu dem Schluss kam, dass das Gebaute „für den römischen Betrachter nicht in erster Linie ein Objekt formkünstlerischer Beurteilung" gewesen sei. Stattdessen seien es der „Diaphancharakter" römischer Architektur und ihre „Anonymität", die sie von den „gestalthaften" griechischen Bauten unterschieden (Drerup 1966, 196). Hier wird bereits deutlich, dass die Zeichenhaftigkeit von Architektur nicht zwangsläufig zu einer politischen oder sozialen Ausdeutung führen muss, wie sie seit den späten 1960er-Jahren dominant vertreten wurde, sondern dass ihre Beschreibung auch fast vollständig auf der Ebene der Ästhetik und des Essentialismus verbleiben kann – ein Befund, der gerade in jüngster Zeit wieder an Aktualität gewonnen hat.

Darüber hinaus bildeten in von Hesbergs Augen die Bauwerke „in vielfältiger Weise Grundlage und Gegenstand der Kommunikation und des Selbstverständnisses innerhalb der römischen Gesellschaft" (von Hesberg 2005, 244–245). Die historische Bedeutung römischer Architektur bringt er schließlich folgendermaßen auf den Punkt: „In diesem Sinn läßt sich die römische Baukunst als ein eindrucksvolles Beispiel verstehen, wie *eine für uns fremde und ferne* Gesellschaft sich in ihren Bauten einrichtete und zugleich auch von ihnen geprägt wurde" (von Hesberg 2005, 252, Hervorhebung Verf.). Diese Idee der Fremdheit und Ferne verbindet von Hesbergs Ansatz mit kulturanthropologischen Forschungen zur griechischen Religion und Polis-Gesellschaft, wie sie in den letzten drei Dekaden des 20. Jhs. insbesondere von Jean-Pierre Vernant und Pierre Vidal-Naquet betrieben wurden, aber auch mit Arbeiten von Tonio Hölscher zur griechischen und römischen Kunst und Kultur (Vernant 1976, 49; 1993, 10–11; Vidal-Naquet 1986, 1–12; Hölscher 2001, 176; Humphreys 2009).

In Rückschau und mit einem Abstand von fünfzehn Jahren lässt sich freilich feststellen, dass sich diese kulturanthropologische Ausrichtung auf dem Feld der römischen Architektur im Vergleich zu traditionelleren, kunstgeschichtlich oder sozialgeschichtlich-politisch orientierten Forschungen nicht wirklich durchgesetzt hat. In methodischer Hinsicht erwähnenswert ist hier der Ansatz von Edmund Thomas,

der sich römischer Architektur über den Aspekt der „Monumentalität“ annähert und versucht, eine gleichsam emische Definition des Terminus aus kaiserzeitlichen literarischen Quellen, vor allem Panegyrici, herzuleiten (Thomas 2009; vgl. Thomas 2014; 2015). Für den Vergleich der erhaltenen Bauwerke hilft das teilweise durchaus weiter, aber andererseits fehlen häufig brauchbare Paramater, um die komplexen Aspekte von monumentalem Bauen wie etwa Aufwand, Größe, Dauer oder Materialeinsatz hinreichend zu erfassen, und der Vergleich bleibt deshalb oft zwangsläufig wenig stichhaltig. Außerdem fokussiert auch Thomas auf die Figur des entwerfenden Architekten und kehrt damit wieder zu den kunsthistorischen, auf individuelles Genie konzentrierten Erzählungen von MacDonald und anderen zurück.

Darin spiegelt sich ein interessanter forschungsgeschichtlicher Befund. Denn zwar stellt Thomas in seiner Einleitung fest, dass es seit den 1970er-Jahren eine immer stärkere Hinwendung zu historischen Fragestellungen in der Betrachtung römischer Architektur gegeben habe, doch führt er als Beleg dafür in erster Linie solche Studien auf, die sich mit politischer Semantik und Urbanisierungsprozessen beschäftigten (Thomas 2009, 2 verweist in erster Linie auf Gros 1987; Trillmich – Zanker 1990; Balty 1991; vergleichbar ist auch die sehr ähnliche inhaltliche Ausrichtung bei Gros 1976a; Zanker – von Hesberg 1987; Zanker 1997a; Neudecker – Zanker 2005). Gerade die von ihm genannten Arbeiten folgten jedoch zumeist einem im Grunde konservativen, stil- und formgeschichtlichen Argumentationsmuster, das dann zusammenfassend auf die politische Bedeutung der Bauten, die oft bemühte ‚Selbstdarstellung‘ der Bauherren oder die Kommunikation zwischen Erbauern und Betrachtern abhob, aber damit keineswegs eine tiefenscharfe und mehrschichtige historische Analyse römischer Architektur erbrachte (vgl. Hölscher 1984; Zanker 1997b; 2000).

Einen dritten Weg neben Kunst- und Sozialgeschichte beschritten seit dem späten 19. Jh. all jene Forscher, die römische Architektur in erster Linie als Ausdruck technologischer Entwicklungen verstanden. In der Tradition von Drerup wird dabei nach wie vor implizit wie explizit zwischen den Feldern „Ingenieursleistung“ und „Baukunst“ unterschieden (Drerup 1966, 183–185). Dabei wurde und wird für das römische Bauwesen oft postuliert, es hätte seine besonderen Leistungen gerade in der ersteren Kategorie erbracht, während es in Hinblick auf die „Baukunst“ spätestens seit dem 2. Jh. v. Chr. von griechischen Vorbildern abhängig gewesen sei (Rakob 1967, 153, 157). Darüber hinaus ordnet man den Bau*prozess* traditioneller Weise dem Bereich der *Technikgeschichte* zu und bietet seine zentralen Aspekte zumeist in handbuchartiger Form dar, indem einzelne Bautechniken, Konstruktionsweisen und Werkzeuge sowie Baumaterialien und deren Herstellung vorgestellt werden (z.B. MacDonald 1982, 143–166). So findet sich etwa in Jean-Pierre Adams grundlegender Monographie „La construction romaine“ eine nüchterne Darstellung von Materialgewinnungs- und Bauprozessen, geordnet nach den verschiedenen logistischen

Schritten des Bauvorgangs, die jedoch zum größten Teil ohne übergeordnete historische Fragestellungen auskommt (Adam 1984; vergleichbar auch Lancaster 2005; 2015; Giuliani 2006; Taylor 2007). Dezidiert sozial- und wirtschaftsgeschichtliche Prämissen legte hingegen Janet DeLaine ihren Studien zur Errichtung der Caracallathermen und der Wohnarchitektur von Ostia zugrunde (DeLaine 1997; 2000b; 2000a; 2001; 2006; 2017; 2018). Im Anschluss an ihre bahnbrechende Methode zur modellhaften Berechnungen von Arbeitskraft und Baukosten entstand nicht nur eine Fülle weiterer Detailuntersuchungen, sondern sogar eine eigene Subdisziplin, die sich unter dem Namen „Archaeology of Roman Construction" zu regelmäßigen internationalen Konferenzen versammelt, trotz aller Betriebsamkeit jedoch gegenwärtig weder über eine kohärente Methodik noch über ein klares Endziel in Hinblick auf weiterführende historische Fragestellungen verfügt (v. a. Barresi 2003; 2004; Camporeale et al. 2008; 2010; 2012; Bonetto et al. 2014; DeLaine et al. 2016).

Datensammlung und Methodenvielfalt im Schatten von postmodernen ‚turns' und neuem Ästhetizismus

Gerade im Kontrast zwischen den Definitionen von Rakob (1967) und von Hesberg (2005) offenbart sich das epistemologische Spannungsfeld, das sich über den Zeitraum von gut vierzig Jahren in den Forschungen zu römischer Architektur eröffnet hat – und doch gibt es einige Kontinuitäten, so etwa die Verwendung des Begriffs „Baukunst" und die Konzentration auf Bautypen und Dekorformen. Ist nach den späten 1960er-Jahren also wirklich eine Neuorientierung in der Betrachtungsweise römischer Architektur zu konstatieren? Die Antwort auf diese Frage fällt nicht leicht, denn die vorhandenen Überblickswerke sind nach wie vor entweder als extrem inhaltsstarke und formaltypologisch gegliederte Handbücher konzipiert oder aber einer architekturästhetisch-kunstgeschichtlichen Betrachtungsweise verpflichtet (z. B. Gros 1996; 2001; Wilson Jones 2003; von Hesberg 2005; Senseney 2011; Ulrich – Quenemoen 2014; Yegül – Favro 2019). Wie einleitend deutlich wurde, war diese Art des Forschens über römische Architektur bereits seit dem ausgehenden 19. Jh. bis in die 1950er-Jahre im wesentlichen festgelegt worden. Auch die stärker politisch und sozialgeschichtlich ausgerichteten Forschungen der zweiten Hälfte des 20. Jhs. konnten sich dieser mächtigen Tradition nicht immer erfolgreich entziehen.

An diesem Punkt könnte man entgegenhalten, dass man sich in manchen Bereichen, so insbesondere in der römischen Wohnarchitektur und im Anschluss an die Debatte rund um die sogenannte *arte plebea* (Clarke 2003; Stewart 2008, 162–166; De Angelis et al. 2012; Petersen 2015), seit den 1990er-Jahren verstärkt mit der sozialen Komponente auseinandergesetzt habe (von Hesberg – Lipps 2010–2011, 225–225 mit Verweis u. a. auf Zanker 1979; Neudecker 1988; Wallace-Hadrill 1988; 1994). Ein Überblick über die relevante Literatur macht allerdings deutlich, dass diese Betrachtungsweise sich in erster Linie auf eine kleine gesellschaftliche

Gruppe beschränkt, nämlich die *Besitzer* der Wohnhäuser, die zum größten Teil der gesellschaftlichen Elite entstammten (v. a. Zanker 1979; Neudecker 1988; Clarke 1991; Gazda 1991; Dickmann 1999; Hales 2003; Leach 2004; Mayer 2005; Marzano 2007; Anguissola 2010; 2012; Tombrägel 2012; Zarmakoupi 2014; Platts 2019). Als paradigmatisch für diese Betrachtungsweise können die Studien zu römischen Villen und zum Wohnen in den Vesuvstädten gelten. Nur eine kleinere Zahl an Arbeiten widmet sich dezidiert der nicht-elitären Wohn- und Gewerbearchitektur und ihrer Bewohnerschaft (Neudecker 1994; Pirson 1999; Mayer 2012; Flohr 2013; 2016; Ellis 2018). Teilweise ist das mit Sicherheit auch dem Erhaltungszustand geschuldet, doch eine umfassendere Bewertung der römischen Architektur im *gesamten* sozio-ökonomischen Spektrum von Republik und Kaiserzeit ist nach wie vor ein Desiderat.

Wendet man sich vor diesem Hintergrund dem aktuellen Stand der Beschäftigung mit römischer Architektur zu, so haben zuletzt Henner von Hesberg und Johannes Lipps in einem grundlegenden Aufsatz eine Reihe von Forschungsfeldern herausgehoben, die sie für das frühe 21. Jahrhundert als charakteristisch bezeichnen (von Hesberg – Lipps 2010–2011, 226–230). Unter der Überschrift „Des années 1990 à l'époque actuelle: du spatial turn aux nouvelles technologies" identifizieren sie die folgenden Strömungen: 1) Die Hinwendung zu kulturanthropologischen und mentalitätsgeschichtlichen Fragestellungen, die sich zu den primär soziopolitischen Ansätzen der 1970er- und 1980er-Jahre gesellen; 2) die aus dem Geist des *spatial turn* geborene Vorstellung von Raum als dynamisches Resultat von sozialen Beziehungen und die Untersuchung der wechselseitigen Interaktion von Mensch und gebautem wie ungebautem Raum; 3) damit verbunden die Frage nach der Nutzung von Architektur und Räumen, mit besonderem Schwerpunkt auf der Erforschung antiker Städte; 4) einen starken Fokus auf Ausgrabung und multidisziplinären Kooperationsprojekten, insbesondere unter Einsatz neuer Technologien wie etwa Geoprospektion und Farbanalyse; 5) den immer stärkeren Einsatz von Informatik in Dokumentation und Visualisierung antiker Architektur; 6) eine Betrachtungsweise, in der römische Architektur als Quelle für Ideentransfer und Akkulturationsprozesse im weiteren Sinne verstanden wird.

Abschließend diagnostizieren von Hesberg und Lipps an der modernen Forschung nichts weniger als die holistische Absicht, möglichst *alle* Facetten – materiell und immateriell ebenso wie funktional – römischer Architektur zu erforschen, was sich etwa, mehr als 180 Jahre nach Gottfried Semper, in einer erneuten Beschäftigung mit der Polychromie von antiken Gebäuden und Bauteilen äußere (Semper 1834). Generell, so die beiden Autoren, gäbe es zu Beginn des 21. Jahrhunderts eine „tendance à une documentation plus exhaustive et à une observation plus attentive de la complexité des processus" (von Hesberg – Lipps 2010–2011, 228). Möchte man diese Entwicklung ideengeschichtlich einordnen, so fällt auf, dass die hier zurecht angesprochene Spezialisierung und der Fokus auf immer umfassendere Dokumentation

die Hinwendung zu einem neuen Positivismus erkennen lässt, der in auffallendem Kontrast zu den sozialgeschichtlichen, politischen und semantischen Betrachtungsweisen der späten 1960er-Jahre steht.

Das heißt freilich nicht, dass heute keine programmatischen Aussagen mehr möglich wären. So haben etwa von Hesberg und Lipps die Bedeutung des Gebauten für die römische Antike folgendermaßen definiert: „En effet, l'architecture, plus que n'importe quelle autre forme d'art, pénètre et détermine le cadre de vie de l'homme, dont elle reflète ainsi toutes les facettes. [...] De plus, l'architecture romaine se caractérise par la séparation entre noyau et parement décoratif [...]" (von Hesberg – Lipps 2010–2011, 215–216). Römische Architektur kann gemäß dieser Definition zu Beginn des 21. Jahrhunderts also in zweierlei Hinsicht verstanden werden: Erstens sagt sie grundsätzlich etwas über alle Aspekte des menschlichen Lebens aus. Zweitens ist es in gestalterischer Hinsicht bei römischen Gebäuden möglich, zwischen Kern und dekorativer Oberfläche zu unterscheiden.

Interessanterweise beziehen sich beide Aussagen nun nicht zwingend auf die mit den späten Sechzigerjahren des 20. Jahrhunderts zu verbindenden sozialgeschichtlichen Fragestellungen, sondern auf Strömungen, die spätestens seit Riegl und damit seit dem Ende des 19. Jhs. à la mode waren. Meines Erachtens ist das kein Zufall, sondern es verweist auf den generellen Umstand, dass die vermeintlich so revolutionären sozialgeschichtlichen Fragestellungen der 1960er-Jahre in der deutschsprachigen Klassischen Archäologie auf eine ganz eigentümliche Weise implementiert wurden: nämlich ohne den Humanismus des 19. Jahrhunderts tatsächlich ernsthaft zu überwinden (Altekamp 2001, 29–36; Graepler 2001, 354–360; Lehmann 2010, 399–400; optimistischer Hölscher 2000, 238–244 und 2001, 177–180). Das deckt sich mit der pointierten Rückschau von Sten Nadolny auf die Achtundsechziger-Bewegung, der zufolge „die Revolution daran gescheitert [sei], daß sie sich nur phantasiert hatte und zweifellos auch nur phantasieren konnte" (Nadolny 2012, 367). Ein möglicher Grund für dieses Scheitern liegt darin, dass sich Vorreiter dieser Bewegung letzten Endes mit ihren Ideen und Impulsen nahtlos in die überkommene universitäre Hierarchie integriert und ihrerseits den Habitus des bürgerlich-konservativen und damit letzten Endes humanistischen Mainstreams angenommen haben.

In der deutschsprachigen Klassischen Archäologie äußert sich das in erster Linie an der fehlenden methodischen Schärfentiefe der sozialgeschichtlichen und politischen Betrachtungsweisen. So fehlen etwa Ansätze zu römischer Architektur, die im weiteren Sinne strukturalistisch verfasst gewesen wären und sich von reiner Form- oder Wirkungsgeschichte emanzipiert hätten. Über einen Zeitraum von gut hundert Jahren und über die Bruchlinien der Weltkriege hinweg sind die Kernfragen sowie die angewandte Methodik, die auf akribischer Materialstudie und auf dem Lob der Autopsie beruht, weitestgehend gleich geblieben, während sich im Gefolge

zuerst der Achtundsechziger mit ihren soziopolitischen Fragestellungen und dann der Jahrzehnte nach 1989 mit ihren verschiedenen *turns* und dem Einzug von Kulturwissenschaften, Relativismus, Partikularismus, Multi-, Trans- und Interdisziplinarität sowie Technologiegläubigkeit in erster Linie die Etiketten geändert haben (Lehmann 2010, 400; vgl. Gotter 2001 und Cobet 2001 sowie die Diskussionen zu diesen Beiträgen).

Es ist nun aber nicht der Posthumanismus (weitgehend optimistisch zu Beginn des Jahrtausends noch Graepler 2001, 337–340; jüngere Versuche, die Prinzipien einer posthumanistischen Archäologie im Feld der ‚Roman Archaeology' zu etablieren: Versluys 2014; 2017; Pitts – Versluys 2015; Van Oyen – Pitts 2017; Pitts 2018; Selsvold – Webb 2020), der sich hier als Alternative aufdrängt, denn er ist mittlerweile durch die Entwicklungen der letzten zwanzig Jahre gründlich diskreditiert worden (Kritik an Konzepten wie „cultural economy", „agency" und „new materialism" bei Burmeister 2012; Ferrando 2013; Gregory 2014; Kipnis 2015; Bauer 2018; Fernández-Götz et al. 2020; Wolfe 2010 bietet eine nützliche Einführung in einige der wichtigsten Strömungen des keinesfalls als homogen zu verstehenden posthumanistischen Diskursfeldes). So haben der *spatial turn*, der *cultural turn* und auch der *iconic turn* seit den frühen 2000er-Jahren nicht zur Schärfung methodischer Instrumentarien geführt sondern im Gegenteil zwei ganz andere Entwicklungen eingeläutet (Hicks 2010; Bachmann-Medick 2018): einerseits die theoretische Unterfütterung des von Lipps und von Hesberg angesprochenen, sich immer weiter auf Detailprobleme fokussierenden Spezialistentums, und andererseits die Herausbildung eines Neo-Essentialismus, in dem Themen wie ‚Identität', ‚Erinnerung' oder ‚Atmosphären' wieder im Vordergrund stehen (Revell 2009; 2016; McAlpine 2014; Popkin 2016; Favro 2017; Davies 2018). Gerade im deutschen Sprachraum ist dabei ein verstärktes Interesse an sensualistischen Perspektiven und subjektiver Wahrnehmung von Architektur zu erkennen (Anguissola 2010; 2012; Grüner 2014a; 2014b; 2017; Haug 2014; 2020, 28–38, 45–49), die über eine semantische Ausdeutung von Bauwerken hinausgehen wollen, letztlich allerdings doch wieder in eine recht konventionelle Architekturästhetik münden (Vorläufer dieser aktuellen Studien finden sich in Publikationen aus dem postmodernen Klima der 1990er-Jahre, insbesondere bei Favro 1996; Purcell 1996; Mattern 1999).

In dieser Hinsicht bewegen sich die aktuellen Forschungen zu römischer Architektur allerdings nicht außerhalb der Norm, im Gegenteil: sie sind eingebettet in eine wesentlich breitere Entwicklung der letzten vierzig Jahre, die sich erst jetzt, in der Rückschau, einigermaßen verständlich beschreiben lässt. So hat Richard Evans die postmodernen *turns* der 1980er- bis frühen 2000er-Jahre treffend im Sinne einer akademischen Kompensationsstrategie verstanden (Evans 2000, 199–200). Intellektuelle im universitären Kontext versuchten dabei, sich selbst über den neu erkannten Primat des Textes und damit des Lesers oder Interpreten eine neue Autoritätsposition

innerhalb der Gesellschaft zuzuerkennen und gleichzeitig den zunehmenden Einflussverlust der Bildungselite im öffentlichen Diskurs auszugleichen (Evans 2000, 200). Dieser Trend begann bezeichnenderweise innerhalb eines Klimas, das in der Zeit von Margaret Thatcher, Ronald Reagan und George Bush sen. von konservativem Neoliberalismus und von der Ökonomisierung der Universitäten geprägt war, und er setzte sich auch unter wechselnden politischen Vorzeichen, etwa während der Regierungen Blair und Schröder, weiter fort. Aus diesem Grund waren in Europa und in den USA die Jahre bis zur Wirtschaftskrise des Jahres 2008 weitgehend von einer sich zusehends verschärfenden prekären Lage an Universitäten und Forschungseinrichtungen geprägt.

Vor diesem Hintergrund ist es kein Zufall, dass zeitgleich auch die esoterischen Zugänge und der postmoderne Diskursivierungs-Drang innerhalb der Forschung immer mehr zugenommen haben; und zugleich kam es auch innerhalb der Generation der ehemaligen Achtundsechziger zu einer auffälligen Neuorientierung: Die meisten beteiligten sich aus hochschulpolitischen Interessen an den postmodernen Planspielen, und viele gaben ihre ursprünglich sozialgeschichtlichen Fragestellungen auf und wandten sich den neuen Moden zu (sofern sie nicht bereits aufgrund ihres Schlagwortcharakters ikonisch geworden waren, wie etwa im Fall von Paul Zankers „Augustus und die Macht der Bilder“: Zanker 1987a; dazu vgl. die luziden Bemerkungen in Alföldy 1989 und Hölscher 2000, 243; ähnlich scharfsichtig auch Henderson 1998 zu Galinsky 1996). Die nachrückende Generation fühlte sich von letzteren ohnehin stärker angezogen – als Reaktion auf die sozialgeschichtlichen und politischen Deutungen der Achtundsechziger-Generation erfolgte in der deutschsprachigen Klassischen Archäologie eine Gegenbewegung in Form der sogenannten Bildwissenschaften im Gefolge des *iconic turn*, ein veritables *rinascimento* der Ästhetisierung und der Kunstgeschichte, der in sich selbst ruhenden Betrachtung von Bild und Kunstwerk (Muth 2008; Dietrich 2010; 2018; Bracker 2020; vgl. Lorenz 2016).

In Rückschau kann man ernüchternd feststellen, dass der *anything goes*-Ansatz der postmodernen *turns* gerade in einer explizit von subjektiver Hermeneutik, implizit auch stets von latentem Ästhetizismus geprägten Disziplin wie der deutschsprachigen Klassischen Archäologie die Entstehung von selbstgenügsamen Kunstbetrachtungen gefördert hat. Die wohl auffälligste Konsequenz dieser Entwicklung ist im Jahr 2020 die breite und kleinteilige Auffächerung von Fragestellungen zu römischer Architektur.

Das ist umso bemerkenswerter, als durch die Weltwirtschaftskrise des Jahres 2008, den wiederauflebenden Nationalismus der letzten Jahre und die aktuelle COVID19-Pandemie gerade in Europa und Nordamerika die zentrale Bedeutung von Sozialem, Wirtschaft und Politik in neuer Schärfe an die Oberfläche getreten

ist. Diese Situation böte Archäologen wie Historikern eigentlich eine neue Möglichkeit zur Synthesenbildung, denn „historians are always led by their present-day concerns“ (Evans 2000, 86). Aus diesem Grund ist die Zeit mehr als reif dafür, die Beschäftigung mit römischer Architektur von ihrer Nahsichtigkeit und ihrem Fokus auf das Ästhetisch-Zeichenhafte zu entkleiden und sie wieder viel stärker zu *historisieren* (Malfitana 2018). Unsere „present-day concerns“ sind naturgemäß andere als etwa die von Riegl zu Beginn des 20. Jahrhunderts oder von Zanker und Hölscher in den 1980er-Jahren. Sie unterscheiden sich aber auch fundamental von den Sorgen und Hoffnungen der späten 1990er- und frühen 2000er-Jahre, vor der Finanzkrise des Jahres 2008, als allerorts, auch in archäologischen Publikationen, ein beträchtliches Maß an gesetzter Zufriedenheit zu spüren war. Diese äußerte sich in der Beschäftigung mit den ‚schönen Dingen‘ und den ‚angenehmen Seiten des Lebens‘, mit abstrakten Vorstellungen von Architektur als eigentlich etwas anderem (z.B. als Medium der Kommunikation) oder als Ausdruck eines kreativen Spiels von Zeichen und Inhalten. Der immer stärker zunehmende Fokus auf Ästhetizismus und bildwissenschaftliche Analysen erscheinen im Gegensatz dazu wie eskapistische Tendenzen im Angesicht von Unsicherheit und Krise. Genau an diesem Punkt kann und muss eine historische Betrachtung römischer Architektur ansetzen.

Prolegomena zu einer neuen Geschichte römischer Architektur

Doch was, um mit der wohl offensichtlichsten Frage zu beginnen, ist mit „historischer Betrachtung“ von Architektur eigentlich gemeint? Auf welche Art der Analyse zielt sie ab, welche Fragestellungen verfolgt sie oder kann sie verfolgen? In seinen „Fragen eines lesenden Arbeiters“ umriss Bertolt Brecht die Architekturgeschichte als potenziell unerschöpfliches Forschungsfeld: „Wer baute das siebentorige Theben? In den Büchern stehen die Namen von Königen. Haben die Könige die Felsbrocken herbeigeschleppt? Und das mehrmals zerstörte Babylon, wer baute es so viele Male auf? In welchen Häusern des goldstrahlenden Lima wohnten die Bauleute? Wohin gingen an dem Abend, wo die chinesische Mauer fertig war, die Maurer? […] So viele Berichte, so viele Fragen“ (Brecht 1976, 656).

Die von Brecht hier aufgeworfenen Fragestellungen verweisen auf einen Punkt von zentraler Bedeutung: Bauwerke geben Aufschluss über von den Schriftquellen nur unzureichend Berichtetes aus vergangenen Zeiten. Dies deckt sich mit der Ansicht von Hans Lauter, der feststellte, dass „Gebäude […] in ganz anderem Sinn ‚Gebrauchsgegenstände‘ als etwa Bildwerke [sind]; ‚Kunst‘ ist an ihnen prinzipiell eine zusätzliche Qualität. Dadurch aber wird Architektur unmittelbar von praktischen Bedürfnissen geprägt, die ihrerseits in gesellschaftlichen Bedingungen wurzeln und oft durch politische Möglichkeiten begrenzt sind“ (Lauter 1986, 7). Oder, in den Worten von Ranuccio Bianchi Bandinelli: „Le arti figurative – pittura e scultura – sono soggette e fenomeni di moda o a improvvisazioni intellettualistiche assai

più che non l'architettura, la quale esprime più direttamente le esigenze di una determinata società ed è maggiormente legata, attraverso la costruzione di edifici pubblici, alla classe dirigente e alle possibilità economiche di cui essa dispone" (Bianchi Bandinelli 1969, 145).

Architektur als historischer Gegenstand stellt also eine Kristallisation sozialer, politischer und wirtschaftlicher Rahmenbedingungen, Strukturen und Prozesse dar. Das Gebaute steht für Normen und Vorstellungen bestimmter sozialer Gruppen und Individuen innerhalb spezifischer, zeitlich wie geographisch klar umrissener historischer Situationen. Schon der Vorgang des Bauens selbst ist ein historischer Moment, dem, verkörpert durch die Materialität und Prozesshaftigkeit der Baustelle, symbolische ebenso wie konkrete Bedeutung zukommt (Brunke et al. 2016; Brysbaert et al. 2018; Rheidt – Lorenz 2018; Buccellati et al. 2019). Dementsprechend macht es wenig Sinn, Architekturgeschichte als reine, überzeitliche Form- oder Kunstgeschichte zu praktizieren; ebenso ist es nicht zielführend, den historischen Entstehungszusammenhang von Gebäuden zugunsten vorgefasster Geschmacksurteile oder Erwartungen auszublenden. In diesem Zusammenhang muss auch auf die häufige De-Historisierung römischer Architektur durch die gängige Praxis der Rekonstruktion hingewiesen werden. Als Beispiel für diese Entwicklung, die über die engen akademischen Fachgrenzen hinweg weit in die interessierte Öffentlichkeit hinausstrahlt, können die populären Archäologieparks gelten. Hier werden „Erlebnisse" und „Atmosphären" in den Vordergrund gestellt, die durch die Präsentation von veritablen Archetypen, im Sinne von volkskundlichen Freilichtmuseen, generiert werden sollen. Die Zeitlichkeit und Zeitgebundenheit der Ruine wird hier ersetzt durch gleichsam festgefrorene Zustandsbilder, welche die dynamische Komponente geschichtlicher Zeit ganz bewusst unterdrücken (Müller et al. 2011; Rieche 2015; Zimmer 2016).

Die historische Realität von Architektur steht dazu naturgemäß im größtmöglichen Gegensatz, denn paradoxerweise ist sie zugleich beharrlich und wandlungsfähig. Dabei können gemäß der von Fernand Braudel vertretenen Einteilung verschiedene Ebenen von Zeitlichkeit unterschieden werden: Architektur spiegelt kurzfristige Ereignisse wie etwa Entscheidungsfindungen im Planungs-, Entwurfs- und Bauprozess ebenso wider wie längerfristige Prozesse (z. B. die Gebundenheit an die Beschaffung und Kontrolle von Ressourcen, die sozialen Aushandlungsprozessen gehorcht) und extrem langlebige Strukturen wie etwa die unterschiedliche Verfügbarkeit und Verwendung von Baumaterialien an bestimmten Orten. Dazu treten die Aspekte der Wiederverwendung, Überarbeitung und Weiternutzung römischer Architektur, die den erhaltenen und archäologisch dokumentierten Baubestand zu einem komplexen Palimpsest werden lassen (Maschek 2017, 39–42; vgl. außerdem Taylor 2007; Dessales 2011; Lancaster 2015; Barker – Marano 2017; Bernard 2018, 193–227; Mogetta 2019; Maschek 2022).

Die Überreste römischer Architektur sind somit vollwertige historische Archive – dies allerdings viel eher im Sinne jener sozioökonomischen Archive, die Braudel und die Historiker der Annales-Schule beschrieben und untersucht haben als im Sinne der von der Postmoderne überstrapazierten texthaften materiellen Diskurse, in die Betrachter, Benutzer oder Leser eine unbegrenzte Zahl an Bedeutungen hineininterpretieren können. Die Architektur der römischen Antike ist mehr als ein in materielle Formen gegossener Text oder politische Semantik. Sie ist unmittelbares Zeugnis von Produktion und Planung, von Handarbeit und Schweiß, von dem, was einer Gesellschaft bzw. einzelnen Gruppen innerhalb dieser Gesellschaft wichtig war und von ihnen als investitionswürdig betrachtet wurde (Brysbaert et al. 2018; Levenson 2019; McCurdy – Abrams 2019).

Vier Grundannahmen sind dabei von zentraler Bedeutung: 1) Römische Architektur ist das Produkt einer zutiefst ungleichen Gesellschaft; 2) sie gründet sich außerdem auf komplexe Prozesse der Verwaltung, Verteilung und Verarbeitung von Ressourcen, die sich innerhalb von sehr spezifischen, in weite Teile von Europa, Nordafrika und den levantinischen Raum exportierten, dort also ursprünglich nicht heimischen, Rechtsnormen und Produktionsbedingungen einer vorindustriellen Gesellschaft entfalteten; 3) sie ist ferner das Produkt spezifischer Machtbeziehungen, die sich in räumlicher wie zeitlicher Hinsicht verschiedenartig entwickeln; und sie ist schließlich 4) das Produkt von bestimmten Konventionen der Raumgestaltung, die wiederum auf keineswegs stabile sondern zeitlich und geographisch divergierende Normen und Erwartungen zurückgehen. Ausgehend von diesen Prämissen kann römische Architektur als ebenso reiche wie valide Quelle für größere geschichtliche Fragen nach sozialer Ungleichheit, Wirtschaftsformen, monetären und rechtlichen Bedingungen dienen, die zentral für die modellhafte Rekonstruktion der römischen Gesellschaft sind.

Dies ist umso wichtiger als das römische Bauwesen von Althistorikern in Studien zur römischen Wirtschaft nach wie vor weitestgehend ignoriert wird. So stellte etwa Peter Temin in seinem 2013 erschienenen, durchaus nicht unumstrittenen Buch „The Roman Market Economy“ lapidar fest, dass die Bauaktivität im kaiserzeitlichen Rom ebenso wie in den Provinzen „sporadisch“ gewesen sei (Temin 2013, 106, 116; archäologische Befunde römischer Architektur spielen auch in anderen zentralen Werken zur römischen Wirtschaftsgeschichte, z. B. Finley 1973; Duncan-Jones 1990; Scheidel 2012, kaum eine Rolle). Eine solche Aussage wird durch die erhaltenen archäologischen und epigraphischen Zeugnisse schnell als substanzlos entlarvt: So finden sich in Jack Hansons umfassender Datenbank römischer Städte nicht weniger als 9,472 *monumentale* Gebäude, Baukomplexe und groß angelegte städtische Infrastrukturprojekte in den vier Jahrhunderten zwischen 100 v. Chr. und 300 n. Chr. (Hanson 2016a; 2016b). Das entspricht einem Durchschnitt von nicht weniger als 24 monumentalen Bauprojekten, die reichsweit in diesem Zeitraum

jedes Jahr durchgeführt worden wären – allerdings ist auch das naturgemäß nur ein absolutes Minimum, da sich Hansons Datenbank nur auf die öffentliche Architektur urbaner Zentren beschränkt und private Bautätigkeit ebenso wie militärische Bauprojekte und außerstädtische Bauten keine Berücksichtigung finden. Diese Zahlen machen jedenfalls deutlich, in welch enormem Ausmaß die Architektur, wohl aufgrund ihrer vorrangig an Kunstgeschichte und politischer Semantik orientierten Erforschung, bislang als Quelle zum Verständnis der römischen Wirtschafts- und Sozialgeschichte unterschätzt worden ist. Ein tieferes Verständnis der zeitlichen wie räumlichen Entwicklung des römischen Bauwesens ist nicht nur von größter Bedeutung für weitere Debatten zur Leistungsfähigkeit vormoderner Wirtschaftsräume und Wirtschaftsformen, sondern auch für Untersuchungen zur Verbindung zwischen soziopolitischer Organisation und gesellschaftlicher wie wirtschaftlicher Leistungskraft in der römischen Antike (Wilson 2006; DeLaine 2017; 2018; Bernard 2018; Maschek 2020; Padilla Peralta 2020; vgl. Goldthwaite 1980).

Zwar gab es auch in später Republik und Kaiserzeit die Idee von Architektur im Sinne einer *ars* oder *disciplina*, aber diese gehörte im römischen Kontext zum Diskurs einer dünnen Elite, der sich im wesentlichen seit dem späteren 2. Jh. v. Chr. herausformte und dementsprechend als intellektualisierter Überbau erst vergleichsweise spät greifbar wird (Gros 1973; 1976b; 1978; 1983; 2006; Knell 1991; Callebat 1994; Zevi 1996; Grüner 2004; Masterson 2004; Nichols 2010; 2017; Oksanish 2019; Maschek 2022, 152–158). Moderne Archäologen tendieren jedoch dazu, in ihren Erkenntnisinteressen die Perspektive dieses Elitediskurses einzunehmen, was sich nicht zuletzt in der nach wie vor gängigen Verwendung von Begriffen wie „Baukunst“ manifestiert. Für die überwiegende Mehrzahl der römischen Bevölkerung war Architektur hingegen keine *Kunst*, sondern ein *Gewerbe* (vgl. Baxandall 1988, 1–27), das seine eigenen Institutionen hatte und nach ganz spezifischen Regeln und Gesetzen funktionierte (Brunt 1980; Domingo 2013; DeLaine 2015; Bernard 2016; 2019). Das römische Bauwesen muss dabei immer als Teil einer vorindustriellen Gesellschaft und Wirtschaftsform verstanden werden, die auf primär landwirtschaftlichen Grundlagen beruhte. Gerade diese Einbettung des Bauwesens und seiner Logistik in agrarische Produktionsformen und in eine entsprechend agrarisch geprägte Gesellschaft ist von höchster Bedeutung und muss bei jeder historischen Analyse römischer Architektur berücksichtigt werden (Bernard 2018; Padilla Peralta 2020). Aufgabe einer kritischen Architekturgeschichte ist es, dieses institutionelle Rahmenwerk in Bezug zu den erhaltenen Überresten zu setzen und daraus eine synthetische Darstellung zu entwickeln.

Die methodischen Instrumentarien für einen solchen Ansatz sind durchaus vorhanden, allerdings außerhalb der engen Fachgrenzen der Klassischen Archäologie. Möchte man Architekturgeschichte in erster Linie als Institutionengeschichte untersuchen, so bietet sich ein Blick in die Wirtschaftswissenschaften an, wo seit

den 1970er-Jahren der Ansatz der ‚New Institutional Economics', unter anderem vertreten durch den Nobelpreisträger Douglass North, an Bedeutung gewonnen hat (North 1991; Rutherford 2001, 185–190; North 2005, 48–64; Manning 2018, 27–32; Terpstra 2019, 13–20; Elliott 2020, 10–18). Nach der Definition von North bezeichnet der Begriff „Institutionen" die „humanly devised constraints that structure political, economic and social interactions. They consist of both informal constraints (sanctions, taboos, customs, traditions, and codes of conduct), and formal rules (constitutions, laws, property rights). Throughout history, institutions have been devised by human beings to create order and reduce uncertainty in exchange. [...] history in consequence is largely a story of institutional evolution in which the historical performance of economies can only be understood as a part of a sequential story" (North 1991, 97).

Auf dem Feld der römischen Architektur bietet sich durch Verwendung des Institutionen-Begriffs die Möglichkeit, sowohl die vielfältigen Modi ihrer soziopolitischen Bedingtheit als auch den potenziell wandlungsfähigen Charakter der damit verbundenen Strukturen und Prozesse schärfer zu fassen. Begreift man Architekturgeschichte als Institutionengeschichte, so sind die baulichen Überreste der römischen Antike nicht mehr primär als selbständige Kunstschöpfungen, sondern vielmehr als Ausdruck des Zusammenspiels von so verschiedenen Normsystemen wie Recht, Verwaltung, Religion, Familienstruktur, Spezialistentum und vielen mehr zu verstehen. Ein Beispiel für eine Kombination all dieser Aspekte wäre die bekannte *lex de parieti faciundo* des späten 2. Jhs. v. Chr. aus Puteoli, die mit großer Akribie die Modalitäten für die Errichtung der Umfassungsmauer eines Sakralbezirks festhält (CIL 1.577 = ILS 5317 = ILLRP 518; Wiegand 1894; Anderson 1997, 74–75; Dessales 2016). Bis hin zur exakten Menge der zu verwendenden Baumaterialien werden hier die einzelnen Kostenpunkte des Projekts aufgelistet und die genauen Verpflichtungen der ausführenden Bauunternehmer ebenso wie die Konditionen des Auftrags festgehalten. Aus dieser und anderen, weniger detaillierten Bauinschriften lassen sich wertvolle Aufschlüsse über das rechtliche Rahmenwerk, die Definition der Arbeitsschritte, das Ausmaß sozialer Kontrolle ebenso wie über die Abrechnung, Materialien und Logistik von spätrepublikanischen und kaiserzeitlichen Bauprojekten gewinnen. Dasselbe gilt in Hinblick auf jene juristischen Texte und Präzedenzfälle des 1. bis 3. Jhs. n. Chr., die von Susan Martin umfassend zusammengetragen und kommentiert wurden (Martin 1989). Fern von Kunstgeschichte und Semantik beruhten der Entwurf, die Bauweise und gegebenenfalls auch die Dekoration jedes römischen Bauwerks in institutioneller Hinsicht auf solchen rechtlichen Vereinbarungen, die letzten Endes über das erfolgreiche Gelingen des Auftrags und das korrekte Zustandekommen des Geschäfts entschieden.

An diesem Punkt kommen naturgemäß weitere Institutionen ins Spiel, denn verschiedene Arten der Bauorganisation (z.B. militärisch, öffentlich-städtisch, privat,

nachbarschaftlich) bedingten unterschiedliche Abläufe und konnten auf ganz verschiedenartige finanzielle und materielle Ressourcen zurückgreifen. In großem Maßstab könnten die Wirkung und Bedeutung dieser institutionellen Unterschiede in diachron wie geographisch abgestufter Perspektive freilich nur durch detaillierte Studien zu Logistik und Aufwand im römischen Bauwesen herausgearbeitet werden, wie sie seit den späten 1990er-Jahren durch die bahnbrechenden Untersuchungen von Janet DeLaine und anderen vorangetrieben wurden (DeLaine 1997; 2001; 2015; 2017; 2018; Barresi 2003; 2004; Camporeale et al. 2008; 2010; 2012; Barker – Russell 2012; Domingo 2012; 2017; Bonetto et al. 2014; DeLaine et al. 2016; Maschek 2016; Peveler 2018; Snyder et al. 2018; Courault – Márquez 2020). Auch hier ist die Kombination vieler unterschiedlicher Quellengattungen von zentraler Bedeutung, um das jeweilige Bauprojekt als umfassende Kontrollaufgabe in Hinblick auf Höhen- und Flächenentwicklung und Zeitmanagement verstehen zu können. Faszinierenden Einblick in diese zentralen Aspekte einer Großbaustelle geben etwa die von Rita Volpe vorgelegten Dipinti aus den Trajansthermen in Rom: hier wurden der Baufortschritt und die zeiträumliche Organisation der Baustelle unmittelbar auf dem erhaltenen Baubestand festgehalten, wofür in institutioneller Hinsicht wiederum eine Vielzahl an Gründen ausgemacht werden kann, so z.B. die soziale Kontrolle über die Arbeitskräfte, die Nachvollziehbarkeit der Arbeitsleistung oder die Zeitmessung des Baufortschritts (Volpe 2002; 2008; 2010; Volpe – Rossi 2012). In konventionellen Darstellungen römischer Architektur wird gerade diese prozesshafte Seite des Bauvorgangs nur selten visualisiert, obwohl Baustellen, unfertige Gebäude und Ruinen für viele Perioden der römischen Geschichte das Erscheinungsbild von Städten und Landschaften stark geprägt haben müssen (Grüner 2005; Rheidt – Lorenz 2018; Schreyer 2019).

Schließlich bietet eine Institutionengeschichte römischer Architektur auch in chronologischer Hinsicht eminente Vorteile. Denn der Wandel bzw. die Beharrlichkeit von Institutionen folgt einer jeweils eigenen Dynamik und richtet sich nicht nach den traditionellen Periodisierungen der modernen Forschung, wie es etwa die konventionelle Einteilung in „republikanische“ und „kaiserzeitliche“ Architektur suggeriert. Über die Periodengrenzen hinweg verklammerte die Tätigkeit des Bauens als sozialer Prozess eine Folge von sozialen Generationen, die ihre Entscheidungen auf ein sich ständig erweiterndes Reservoir von Erfahrungswissen begründeten (vgl. Lisón-Tolosana 1983, 170–201; Maschek 2018, 16–18). Zugleich blieb der Bauvorgang selbst immer ein *Ereignis* auf der historischen Mikroebene, während die gebaute Architektur als greifbarer Referenzpunkt und damit als *Struktur* im Braudelschen Sinne eine andere Zeitlichkeit besaß. Auf diese Weise veränderte das römische Bauwesen in kurz- wie langfristiger Perspektive provinziale Gesellschaften, da es in vielen Regionen Nordafrikas, West-, Mittel- und Nordeuropas eine fundamentale Neuorientierung von Lebens-, Arbeits- und Produktionsweisen erforderte (Blagg 1980–1981; 1984; 1990; Plattner 2004; Revell 2009; Lancaster 2015; Vitti

2016; Maschek 2017). Die Erforschung der spezifischen Etappen und der zeitlich wie geographisch abgestuften Auswirkungen dieser Veränderung ist bisher allerdings nur äußerst lückenhaft und wäre ein weiteres Desiderat einer neuen römischen Architekturgeschichte.

In ihrer Zeitgebundenheit liegen sowohl der Archivwert und Archivcharakter als auch die historische Signifikanz römischer Architektur begründet. Es geht nicht darum, dass man sie, wie jede andere Architektur aus jeder anderen beliebigen Epoche, als Zeichenträger deuten und lesen kann, sondern dass sie genuine Aussagen über einen *spezifischen Zeitraum* – die römische Republik und Kaiserzeit – in einem geographisch *klar umrissenen Gebiet* – dem Mittelmeerraum und großen Teilen West-, Mittel- und Osteuropas – erlaubt. Als eigenständige Quellengattung liefert sie uns Informationen über politische, soziale und wirtschaftliche Kontinuitäten und Veränderungen, die wir aus den Schriftquellen allein nicht gewinnen.

Römische Architekturgeschichte im 21. Jahrhundert: Resümee und Ausblick

„Die ewigen, überflüssigen, törichten Fragen nach dem ‚Warum' und ‚Wozu' meldeten sich wieder, einem das Herz zu vergiften." Auf diese Weise lässt Nikos Kazantzakis den Ich-Erzähler in seinem großen kretischen Roman „Alexis Sorbas" angesichts der Ruinen einer minoischen Siedlung räsonieren, bevor sich die folgende Konversation mit einem Hirtenjungen entspinnt: „Und was suchst du hier in den Ruinen? – ‚Ich sehe mir die Altertümer an.' – ‚Und was hast du davon?' – ‚Nichts.' – ‚Ich auch nicht. Die sind tot, wir leben.'" (Kazantzakis 2001, 192–193). Damit ist präzise jenes Spannungsfeld umrissen, das auch jede neue Geschichte der römischen Architektur bestimmen wird: Einerseits das akademische Tagwerk des ständigen Fragens nach den historischen Gründen und Ursachen, andererseits das Problem, wie man die erhaltenen Überreste vor dem Hintergrund gegenwärtiger Probleme betrachten und dadurch für eine breitere Öffentlichkeit relevant machen kann.

Aus dem Vorangegangenen ist deutlich geworden, dass sich die Erforschung römischer Architektur am Ende der zweiten Dekade des 21. Jhs. in zweifacher Hinsicht emanzipieren muss, wenn sie die Pole dieses Spannungsfeldes wieder in eine produktive Balance bringen möchte: Erstens gilt es, den technologiegläubigen, ja teilweise schon technokratischen Optimismus der letzten drei Jahrzehnte zugunsten klar definierter Fragestellungen zu überwinden (von Hesberg – Lipps 2010–2011, 226–228). Nicht die gewählte Dokumentationstechnologie sondern das historische Erkenntnisinteresse sollte die Forschungsthemen bestimmen. Dieses historische Erkenntnisinteresse kann sich allerdings nur dort entwickeln, wo Lehre und Anwendung von Technologien und Methoden auf dem Fundament einer profunden historisch-archäologischen Ausbildung stehen und nicht dem reinen Selbstzweck dienen.

Zweitens müssen die allzu stark auf politische Semantik fokussierten Interessen der Vorgängergenerationen überwunden werden. Die Leitlinien der Interpretation in der deutschsprachigen Forschung zu römischer Architektur orientieren sich nämlich nach wie vor weitgehend an jenen Fragen, die seit den späten 1960er-Jahren und dann vor allem in den frühen 1980er-Jahren aufgekommen sind. Im Zentrum dieser Fragen stehen die politische Bedeutung von Architektur, ihre semantische Aufladung sowie eine in erster Linie an der ‚Lebenswelt' der römischen Oberschicht interessierte soziale Ausdeutung. Weniger starke Beachtung finden hingegen die wirtschaftliche Bedeutung der Architektur und die sozioökonomischen wie politischen Institutionen des römischen Bauwesens, die, abseits der Kaiser, Villenbesitzer und städtischen Eliten, das gesamte Spektrum der römischen Gesellschaft umfassten, und zwar sowohl in Rom und Italien als auch in den Provinzen, und von der Republik bis in die Spätantike.

In der Tat ist derzeit im Windschatten der verschiedenen postmodernen *turns* eine gewisse Ablösung von diesen überkommenen Leitideen zu beobachten. Man bewegt sich weg von der Semantik und hin zu Konzepten wie individueller Wahrnehmung und Atmosphäre. Die Folgen dieses Schritts sind im Augenblick noch nicht absehbar. Allerdings besteht eine gewisse Gefahr, dass man hier das Kind mit dem Badwasser ausschüttet, denn die völlige Abkehr von politischen oder allgemeiner materialistischen Fragestellungen kann schnell dazu führen, dass sich Forschungen zu römischer Architektur in einem virtuellen Raum der ästhetisierten Architekturbetrachtung verlieren und damit auch die kritische Zeitgenossenschaft gegenüber der reinen Ästhetik aufgeben. Die Idee der Atmosphäre wird dabei oft auf die Architekturbetrachtung von Gernot Böhme zurückgeführt, steht aber in einem offenkundigen, wenngleich nicht weiter problematisierten, Naheverhältnis zu essentialistischen Auffassungen, die eine wirkliche Historisierung weder ermöglichen noch in letzter Konsequenz anstreben (Böhme 2013; vgl. die wichtige Kritik bei Borch 2014). Vielmehr erlauben sie es vermeintlich, sich in individuelle antike ‚Flaneure' oder ‚Benutzer' von Stadträumen und Bauwerken hineinzuversetzen.

Dieser Ansatz kommt der bereits seit den frühen 1990er-Jahren in der Ur- und Frühgeschichte praktizierten phänomenologischen Methodik von Christopher Tilley nahe (Tilley 1994; 2004). Die berechtigte, insbesondere von Andrew Fleming vorgetragene Kritik an Tilleys Methodik lässt sich deshalb auch auf die aktuellen Ansätze zu Atmosphäre in der römischen Architektur übertragen: „These ‚mindset' approaches are interesting and stimulating, but there is a risk that, without more source-critical rigour, they will themselves constitute a form of ‚dreaming' [...]" (Fleming 1999, 124; 2005; *contra*: Hamilton – Whitehouse 2006; vgl. Johnson 2012). Die Untersuchungen zu Atmosphäre und subjektiver Wahrnehmung in der römischen Architektur stehen vor einem ähnlichen Problem, zumindest gemessen an den strengen Kriterien einer nicht-essentialistischen modernen Wissenschaftstheorie bzw.

Historiographie. Man könnte zugespitzt sogar sagen, dass sich hier in der zweiten Dekade des 21. Jahrhunderts gleichsam durch die epistemologische Hintertür jene ästhetizistischen Architekturbetrachtungen wieder Bahn brechen könnten, die man seit den späten 1960er-Jahren eigentlich als weitgehend überwunden geglaubt hat.

Es steht in jedem Fall außer Frage, dass sich eine Rückkehr zur ganzheitlichen römischen Architektur*geschichte* jenseits von Sensualismus, Kunsthistorie oder politischer Semantik heute auf eine enorm breiten Datenbasis stützen könnte. Die Menge des publizierten und über Online-Publikationen und Daten verfügbaren Materials ist enorm und potenziell endlos. Ein gutes Beispiel dafür stellt die im Gefolge der Publikationen zur Basilica Aemilia (Lipps 2011 und Freyberger – Ertel 2016) veröffentlichte iDAI-Arachne-Datenbank aller Architekturteile und Bauaufnahme-Dokumente der Basilica Aemilia dar[1]. Der Umgang mit diesen riesigen, in der überwiegenden Mehrzahl der Fälle digitalen Datenmengen erfordert keine neue Methodik *per se*, aber eine neue Strenge und Konsequenz in der methodischen Durcharbeitung und Organisation des Materials. Es ist nicht mehr legitim, nur noch mit Einzelbeispielen zu argumentieren, sondern man muss innerhalb des Großen und Ganzen die charakteristischen Elemente identifizieren und systematisch beschreiben.

Dabei ist es auch geboten, die traditionellen Dokumentations- und Publikationsmechanismen des Fachs zu erweitern. Nach wie vor stützen sich die meisten Forschungen zu römischer Architektur auf die bewährten Mittel von Zeichnung, Photographie, Bauaufnahme und Plandarstellung, die in Form gedruckter Bücher und beschreibend-deutender Narrative veröffentlicht werden. Digitale Datenerfassung dient nach wie vor in erster Linie der Archivierung, doch werden die damit verbundenen Analysemöglichkeiten noch kaum genutzt. Dabei bietet sich hier ein ganz neues Feld, über römische Architektur nachzudenken, zu reden und auch zu schreiben. Die dynamische Visualisierung von diachronem Wandel sollte in mittelfristiger Perspektive gleichberechtigt neben die traditionelle Beschreibung treten. Virtuelle Modellierung bietet ganz neue Möglichkeiten für die Anwendung hypothetisch-deduktiver Verfahren auf die prozesshaften Aspekte des Bauablaufs, aus deren Rekonstruktion dann wiederum Rückschlüsse auf das jeweilige institutionelle Rahmenwerk gezogen werden können. Dasselbe gilt für das Anwendungspotenzial multivariater statistischer Verfahren wie Cluster- und Korrespondenzanalysen, die eine ganz neue Tiefe in der komplexen zeiträumlichen Auswertung römischer Architektur unter Berücksichtigung einer extrem hohen Zahl an Parametern gestatten. Gerade der Einsatz GIS-basierter Analysen eröffnet hier ein bislang noch kaum beschrittenes Feld, in dem es möglich ist, die unterschiedlichen Erscheinungsformen von Bauten über Zeiten und geographische Regionen hinweg mit der Betrachtung natur- und wirtschaftsräumlicher Faktoren zu kombinieren (Graham 2006; De Haas et al. 2011–2012; Gerding – Östborn 2015; 2016; 2017; Maschek 2020).

[1] <https://arachne.uni-koeln.de/drupal/?q=de_DE/node/112> (05.03.2021).

Umso wichtiger werden aber gewissenhafte und methodisch sauber argumentierte Synthesen, denn trotz oder gerade wegen der enormen Materialfülle bleibt das Überprüfen des Publizierten im Detail theoretisch zwar möglich, wird praktisch aber undurchführbar. Niemand kann und wird in der Flut des Verfügbaren jedes Detail prüfen. Diese Situation verlangt nach Synopsen, die auf klar definierten methodischen Prämissen beruhen und keine willkürlichen Begründungen, die *ex silentio* erfolgen oder sich auf eine fragwürdige oder selektive Auswahl von wenigen Schriftquellen stützen. Es bedarf eines sauberen und strengen Umgangs mit der Materialfülle, einer klaren und stringent begründeten Ordnung nach typologischen, funktionalen und anderen Kriterien sowie einer nachvollziehbaren Auswahl von in ihrer Gesamtheit erfassten Gebäuden. In der ersten Hälfte des 21. Jhs. muss eine neue römische Architekturgeschichte also sowohl auf die ganze tradierte Werkzeugpalette des Positivismus als auch auf die erzählerischen und synthetischen Fähigkeiten der vor-postmodernen Ära zugreifen, ohne die blinde Antikengläubigkeit und die esoterischen Züge des Historismus bzw. die akademisch-humanistische Trockenheit des Klassizismus wieder aufzunehmen. Sofern dies gelingt, wird römische Architektur als Quellengattung *sui generis* in einem bislang ungeahnten Ausmaß zur Geschichte der römischen Antike beitragen können.

Bibliographie

Adam, J.-P. 1984. La construction romaine: matériaux et techniques (Paris).

Alföldy, G. 1989. Rez. von P. Zanker, Augustus und die Macht der Bilder, Gnomon 61, 407–418.

Altekamp, S. 2001. Der Archäologe als Dilettant: Traditionen des Amateurhaften in der deutschen Klassischen Archäologie, in: S. Altekamp – M. R. Hofter – M. Krumme (Hrsg.), Posthumanistische Klassische Archäologie: Historizität und Wissenschaftlichkeit von Interessen und Methoden, Kolloquium Berlin 1999 (München) 17–37.

Anderson, J. C. 1997. Roman Architecture and Society (Baltimore).

Anderson, J. C. 2014. Architect and Patron, in: R. B. Ulrich – C. K. Quenemoen (Hrsg.), A Companion to Roman Architecture (Malden, MA) 127–139.

Anguissola, A. 2010. Intimità a Pompei: riservatezza, condivisione e prestigio negli ambienti ad alcova di Pompei (Berlin & New York).

Anguissola, A. (Hrsg.) 2012. Privata luxuria: Towards an Archaeology of Intimacy. Pompeii and Beyond: International Workshop, Center for Advanced Studies, Ludwig-Maximilians-Universität München (24–25 March 2011) (München).

Asisi, Y. 2006. Rom CCCXII (Leipzig).

Bachmann-Medick, D. 2018. Cultural Turns: Neuorientierungen in den Kulturwissenschaften [6](Reinbek bei Hamburg).

Balty, J. C. 1991. Curia ordinis: Recherches d'architecture et d'urbanisme antiques sur les curies provinciales du monde romain, Mémoires de la Classe des Beaux-Arts Collection in 4°; 2. sér., t. 15, fasc. 2 (Brüssel).

Barker, S. – Marano, Y. A. 2017. Demolition Laws in An Archaeological Context: Legislation and Architectural Re-use in the Roman Building Industry, in: P. Pensabene – M. Milella – F. Caprioli (Hrsg.), Decor: decorazione e architettura nel mondo romano: atti del Convegno Internazionale Roma, 21–24 maggio 2014 (Rom) 833–848.

Barker, S. – Russell, B. 2012. Labour Figures for Roman Stone-Working: Pitfalls and Potential, in: S. Camporeale – H. Dessales – A. Pizzo (Hrsg.), Arqueología de la construcción III: los procesos constructivos en el mundo romano: la economía de las obras, Ecole normale supérieure, Paris, 10–11 de diciembre de 2009 (Madrid) 83–94.

Barresi, P. 2003. Province dell'Asia minore: costo dei marmi, architettura pubblica e committenza, StArch 125 (Rom).

Barresi, P. 2004. Anfiteatro flavio di Pozzuoli, portico in summa cavea: una stima dei costi, in: E. C. De Sena – H. Dessales (Hrsg.), Metodi e approcci archeologici: l'industria e il commercio nell'Italia antica: Archaeological Methods and Approaches: Industry and Commerce in Ancient Italy (Oxford) 262–267.

Barton, I. M. (Hrsg.) 1996. Roman Domestic Buildings (Exeter).

Bauer, A. M. 2018. Questioning a Posthumanist Political Ecology: Ontologies, Environmental Materialities, and the Political in Iron Age South India, Archaeological Papers of the American Anthropological Association 29, 157–174.

Bauer, F. A. 1996. Stadt, Platz und Denkmal in der Spätantike: Untersuchungen zur Ausstattung des öffentlichen Raums in den spätantiken Städten Rom, Konstantinopel und Ephesos (Mainz).

Baumgartner, M. 2000. s.v. Griechen-Römer-Antithese, in: DNP 14 (Stuttgart) 253–266.

Baxandall, M. 1988. Painting and Experience in Fifteenth Century Italy: a Primer in the Social History of Pictorial Style 2(Oxford).

Becker, C. – Raeck, W. 2016. Guido von Kaschnitz-Weinberg: Gelehrter zwischen Archäologie und Politik (Frankfurt).

Bernard, S. G. 2016. Workers in the Roman Imperial Building Industry, in: K. Verboven – C. Laes (Hrsg.), Work, Labour, and Professions in the Roman World (Leiden & Boston) 62–86.

Bernard, S. G. 2018. Building Mid-republican Rome: Labor, Architecture, and the Urban Economy (Oxford).

Bernard, S. G. 2019. The Economy of Work, in: E. Lytle (Hrsg.), A Cultural History of Work in Antiquity (London) 19–32.

Bernbeck, R. 1997. Theorien in der Archäologie, UTB für Wissenschaft 1964 (Tübingen & Basel).

Bianchi Bandinelli, R. 1969. Roma: L'arte romana al centro del potere (Mailand).

Blagg, T. F. C. 1980–1981. Roman Civil and Military Architecture in the Province of Britain: Aspects of Patronage, Influence and Craft Organization, WorldArch 12, 27–42.

Blagg, T. F. C. 1984. An Examination of the Connexions Between Military and Civilian Architecture in Roman Britain, in: T. F. C. Blagg – A. King (Hrsg.), Military and Civilian in Roman Britain: Cultural Relationships in a Frontier Province (Oxford) 249–263.

Blagg, T. F. C. 1990. Architectural Munificence in Britain: The Evidence of Inscriptions, Britannia 21, 13–31.

Böhme, G. 2013. Atmosphäre: Essays zur neuen Ästhetik [2](Berlin).
Bonetto, J. – Camporeale, S. – Pizzo, A. (Hrsg.) 2014. Arqueología de la construcción IV: las canteras en el mundo antiguo: sistemas de explotación y procesos productivos, Padova, 22–24 de noviembre de 2012 (Madrid).
Borch, C. 2014. The Politics of Atmospheres: Architecture, Power, and the Senses, in: C. Borch (Hrsg.), Architectural Atmospheres: On the Experience and Politics of Architecture (Basel) 61–89.
Bracker, J. (Hrsg.) 2020. Homo pictor: Image Studies and Archaeology in Dialogue (Heidelberg).
Brecht, B. 1976. Fragen eines lesenden Arbeiters [1938–1941], Gedicht, in: B. Brecht, Gesammelte Werke 9, Gedichte 2 (Frankfurt) 656–657.
Brunke, H. – Bukowiecki, E. – Cancik-Kirschbaum, E. et al. 2016. Thinking Big: Research in Monumental Constructions in Antiquity, eTopoi: Journal for Ancient Studies 6, 250–305.
Brunt, P. A. 1980. Free Labour and Public Works at Rome, JRS 70, 81–100.
Brysbaert, A. – Klinkenberg, V. – Gutiérrez Garcia-M., A. et al. (Hrsg.) 2018. Constructing Monuments, Perceiving Monumentality and the Economics of Building: Theoretical and Methodological Approaches to the Built Environment (Leiden).
Buccellati, F. – Hageneuer, S. – van der Heyden, S. et al. (Hrsg.) 2019. Size Matters: Understanding Monumentality Across Ancient Civilizations (Bielefeld).
Burmeister, S. 2012. Nach dem Post-. Forum Kritische Archäologie 1, 45–51.
Cain, H.-U. – Haug, A. – Asisi, Y. (Hrsg.) 2011. Das antike Rom und sein Bild (Berlin & Boston).
Callebat, L. 1994. Rhétorique et architecture dans le „De Architectvra“ de Vitruve, in: Le projet de Vitruve: Objet, destinataires et réception du De architectura: Actes du colloque international de Rome (26–27 mars 1993) (Rom) 31–46.
Camporeale, S. – Dessales, H. – Pizzo, A. (Hrsg.) 2008. Arqueología de la construcción I: los procesos constructivos en el mundo romano: Italia y provincias occidentales, Mérida, Instituto de Arqueología, 25–26 de Octubre de 2007 (Mérida).
Camporeale, S. – Dessales, H. – Pizzo, A. (Hrsg.) 2010. Arqueología de la construcción II: los procesos constructivos en el mundo romano: Italia y provincias orientales, Certosa di Pontignano, Siena, 13–15 de noviembre de 2008 (Madrid).
Camporeale, S. – Dessales, H. – Pizzo, A. (Hrsg.) 2012. Arqueología de la construcción III: los procesos constructivos en el mundo romano: la economía de las obras, Ecole normale supérieure, Paris, 10–11 de diciembre de 2009 (Madrid).
Clarke, J. R. 1991. The Houses of Roman Italy, 100 B.C. – A.D. 250: Ritual, Space and Decoration (Berkeley, CA).
Clarke, J. R. 2003. Art in the Lives of Ordinary Romans: Visual Representation and Non-Elite Viewers in Italy, 100 B.C.–A.D. 315 (Berkeley, CA).
Cobet, J. 2001. Geschichte und Archäologie: Vergegenwärtigung und Rekonstruktion, in: S. Altekamp – M. R. Hofter – M. Krumme (Hrsg.), Posthumanistische Klassische Archäologie: Historizität und Wissenschaftlichkeit von Interessen und Methoden, Kolloquium Berlin 1999 (München) 287–300.

Courault, C. – Márquez, C. (Hrsg.) 2020. Quantitative Studies and Production Cost of Roman Public Construction (Córdoba).

Davies, P. J. E. 2017. Architecture and Politics in Republican Rome (Cambridge).

Davies, P. J. E. 2018. Constructing, Deconstructing and Reconstructing Civic Memory in Late Republican Rome, in: K. Sandberg – C. J. Smith (Hrsg.), Omnium Annalium Monumenta: Historical Writing and Historical Evidence in Republican Rome (Leiden & Boston) 477–511.

De Angelis, F. – Dickmann, J.-A. – Pirson, F. et al. (Hrsg.) 2012. Kunst von unten? Stil und Gesellschaft in der antiken Welt von der „arte plebea" bis heute: Internationales Kolloquium anlässlich des 70. Geburtstages von Paul Zanker, Rom, Villa Massimo, 8.–9. Juni 2007 (Wiesbaden).

De Haas, T. C. A. – Attema, P. A. J. – Tol, G. W. 2011–2012. Polygonal Masonry Platform Sites in the Lepine Mountains (Pontine Region, Lazio, Italy), Palaeohistoria 53/54, 195–281.

DeLaine, J. 1997. The Baths of Caracalla: A Study in the Design, Construction, and Economics of Large-scale Building Projects in Imperial Rome, JRA Suppl. 25 (Portsmouth, RI).

DeLaine, J. 2000a. Building the Eternal City: the Construction Industry of Imperial Rome, in: J. Coulston – H. Dodge (Hrsg.), Ancient Rome: the Archaeology of the Eternal City (Oxford) 119–141.

DeLaine, J. 2000b. Organising Roman Building and Space, JRA 13, 486–492.

DeLaine, J. 2001. Bricks and Mortar: Exploring the Economics of Building Techniques at Rome and Ostia, in: D. J. Mattingly – J. Salmon (Hrsg.), Economies Beyond Agriculture in the Classical World (London & New York) 230–268.

DeLaine, J. 2006. The Cost of Creation: Technology at the Service of Construction, in: E. Lo Cascio (Hrsg.), Innovazione tecnica e progresso economico nel mondo romano: Atti degli incontri capresi di storia dell'economia antica, Capri, 13–16 aprile 2003 (Bari) 237–252.

DeLaine, J. 2015. The Production, Supply and Distribution of Brick, in: E. Bukowiecki – R. Volpe – U. Wulf-Rheidt (Hrsg.), Il laterizio nei cantieri imperiali: Roma e il Mediterraneo: atti del I workshop „Laterizio" (Roma, 27–28 novembre 2014) (Florenz) 226–230.

DeLaine, J. 2017. Quantifying Manpower and the Cost of Construction in Roman Building Projects: Research Perspectives, Archeologia dell'Architettura 22, 13–19.

DeLaine, J. 2018. Economic Choice in Roman Construction: Case Studies from Ostia, in: A. Brysbaert – V. Klinkenberg – A. Gutiérrez Garcia-M. – I. Vikatou (Hrsg.), Constructing Monuments, Perceiving Monumentality and the Economics of Building: Theoretical and Methodological Approaches to the Built Environment (Leiden) 243–270.

DeLaine, J. – Camporeale, S. – Pizzo, A. (Hrsg.) 2016. Arqueología de la construcción V: Man-made Materials, Engineering and Infrastructure: Proceedings of the 5th International Workshop on the Archaeology of Roman Construction, Oxford, April 11–12, 2015 (Madrid).

Dessales, H. 2011. Les savoir-faire des maçons romains, entre connaissance technique et disponibilité des matériaux: La connaissance des roches et son application par les structores: Le cas pompéien, in: N. Monteix – N. Tran (Hrsg.), Les savoirs professionnels des gens de métier: études sur le monde du travail dans les sociétés urbaines de l'empire romain (Neapel) 41–63.

Dessales, H. 2016. La Lex parieti faciendo: de l'usage du vocabulaire de la construction à sa diffusion, in: R. Robert (Hrsg.), Dire l'architecture dans l'Antiquité (Paris) 381–410.

Dickmann, J.-A. 1999. Domus frequentata: Anspruchsvolles Wohnen im pompejanischen Stadthaus, Studien zur antiken Stadt 4 (München).

Dietrich, N. 2010. Figur ohne Raum? Bäume und Felsen in der attischen Vasenmalerei des 6. und 5. Jahrhunderts v. Chr., Image & Context 7 (Berlin & New York).

Dietrich, N. 2018. Das Attribut als Problem: eine bildwissenschaftliche Untersuchung zur griechischen Kunst, Image & Context 17 (Berlin).

Domingo, J. Á. 2012. Los costes de la arquitectura romana: el capitolio de Volúbilis (Mauretania Tingitana), ArchCl 63, 381–418.

Domingo, J. Á. 2013. The Differences in Roman Construction Costs: The Workers' Salary, Boreas 36, 119–143.

Domingo, J. Á. 2017. El coste del Arco de Caracalla en Theveste (Tébessa, Argelia): verificación empírica de una metodologia de cálculo, Archeologia dell'Architettura 22, 35–53.

Donderer, M. 1996. Die Architekten der späten römischen Republik und der Kaiserzeit: epigraphische Zeugnisse, Erlanger Forschungen: Reihe A, Geisteswissenschaften 69 (Erlangen).

Drerup, H. 1966. Architektur als Symbol: Zur zeitgenössischen Bewertung der römischen Architektur, Gymnasium 73, 181–196.

Duncan-Jones, R. 1990. Structure and Scale in the Roman Economy (Cambridge).

Elliott, C. P. 2020. Economic Theory and the Roman Monetary Economy (Cambridge).

Ellis, S. J. R. 2018. The Roman Retail Revolution: The Socio-Economic World of the Taberna (Oxford).

Elsner, J. 2010. Alois Riegl and Classical Archaeology, in: P. Noever – A. Rosenauer – G. Vasold (Hrsg.), Alois Riegl Revisited: Beiträge zu Werk und Rezeption: Contributions to the Opus and Its Reception (Wien)

Evans, R. J. 2000. In Defence of History 2(London).

Favro, D. G. 1996. The Urban Image of Augustan Rome (Cambrigde).

Favro, D. G. 2017. Reading Augustan Rome: Materiality as Rhetoric In Situ, Advances in the History of Rhetoric 20, 180–195.

Fernández-Götz, M. – Maschek, D. – Roymans, N. G. A. M. 2020. The Dark Side of the Empire: Roman Expansionism Between Object Agency and Predatory Regime, Antiquity 94, 1630–1639.

Ferrando, F. 2013. Posthumanism, Transhumanism, Antihumanism, Metahumanism, and New Materialisms, Existenz 8, 26–32.

Filippi, F. (Hrsg.) 2007. Ricostruire l'antico prima del virtuale: Italo Gismondi un architetto per l'archeologia, 1887–1974 (Rom).

Finley, M. I. 1973. The Ancient Economy (Berkeley, CA).
Fleming, A. 1999. Phenomenology and the Megaliths of Wales: a Dreaming too Far?, OJA 18, 119–125.
Fleming, A. 2005. Megaliths and Post-modernism: the Case of Wales, Antiquity 79, 921–932.
Flohr, M. 2013. The World of the Fullo: Work, Economy, and Society in Roman Italy (Oxford).
Flohr, M. 2016. Quantifying Pompeii: Population, Inequality, and the Urban Economy, in: M. Flohr – A. Wilson (Hrsg.), The Economy of Pompeii (Oxford) 53–84.
Freyberger, K. S. – Ertel, C. 2016. Die Basilica Aemilia auf dem Forum Romanum in Rom: Bauphasen, Rekonstruktion, Funktion und Bedeutung, Sonderschriften Deutsches Archäologisches Institut. Römische Abteilung 17 (Wiesbaden).
Galinsky, K. 1996. Augustan Culture: an Interpretive Introduction (Princeton, NJ).
Gazda, E. K. (Hrsg.) 1991. Roman Art in the Private Sphere: New Perspectives on the Architecture and Decor of the Domus, Villa, and Insula (Ann Arbor, MI).
Gerding, H. – Östborn, P. 2015. The Diffusion of Fired Bricks in Hellenistic Europe: a Similarity Network Analysis, Journal of Archaeological Method and Theory 22, 306–344.
Gerding, H. – Östborn, P. 2016. Brick Makers, Builders and Commissioners as Agents in the Diffusion of Hellenistic Fired Bricks: Choosing Social Models to Fit Archaeological Data, Journal of Greek Archaeology 1, 233–269.
Gerding, H. – Östborn, P. 2017. The Diffusion of Architectural Innovations: Modelling Social Networks in the Ancient Building Trade, in: E. H. Seland – H. F. Teigen (Hrsg.), Sinews of Empire: Networks in the Roman Near East and Beyond (Oxford) 71–84.
Giuliani, C. F. 2006. L'edilizia nell'antichità 2(Rom).
Goldthwaite, R. A. 1980. The Building of Renaissance Florence: an Economic and Social History (Baltimore, MD).
Gotter, U. 2001. ‚Akkulturation' als Methodenproblem der historischen Wissenschaften, in: S. Altekamp – M. R. Hofter – M. Krumme (Hrsg.), Posthumanistische Klassische Archäologie: Historizität und Wissenschaftlichkeit von Interessen und Methoden, Kolloquium Berlin 1999 (München) 255–280.
Graepler, D. 2001. Kunst – Bilderwelt – materielle Kultur: Über das unklare Verhältnis der Klassischen Archäologie zu ihrer kunstwissenschaftlichen Vergangenheit, in: S. Altekamp – M. R. Hofter – M. Krumme (Hrsg.), Posthumanistische Klassische Archäologie: Historizität und Wissenschaftlichkeit von Interessen und Methoden, Kolloquium Berlin 1999 (München) 337–373.
Graham, S. 2006. Ex figlinis: the Network Dynamics of the Tiber Valley Brick Industry in the Hinterland of Rome, BAR Int. Ser. 1486 (Oxford).
Gregory, C. 2014. On Religiosity and Commercial Life: Toward a Critique of Cultural Economy and Posthumanist Value Theory, HAU: Journal of Ethnographic Theory 4, 45–68.
Gros, P. 1973. Hermodoros et Vitruve, MEFRA 85, 137–161.

Gros, P. 1976a. Aurea templa: recherches sur l'architecture religieuse de Rome à l'époque d'Auguste, Bibliothèque des Écoles Françaises d'Athènes et de Rome 231 (Rom).

Gros, P. 1976b. Les premières générations d'architectes hellénistiques à Rome, in: L'Italie préromaine et la Rome républicaine I: Mélanges offerts à Jacques Heurgon (Rom) 387–410.

Gros, P. 1978. Architecture et société à Rome et en Italie centro-méridionale aux deux derniers siècles de la République, CollLatomus 156 (Brüssel).

Gros, P. 1983. Statut social et rôle culturel des architectes (période hellénistique et augustéenne), in: Architecture et société: De l'archaïsme grec à la fin de la République. Actes du Colloque international organisé par le Centre national de la recherche scientifique et l'École française de Rome (Rome 2–4 décembre 1980) (Rom) 425–452.

Gros, P. 1987. La fonction symbolique des édifices théâtraux dans le paysage urbain de la Rome augustéenne, in: L'Urbs: espace urbain et histoire (Ier siècle av. J.-C. – IIIe siècle ap. J.-C.), Actes du colloque international de Rome (8–12 mai 1985) (Rom) 319–346.

Gros, P. 1996. L'architecture romaine: du début du III^{e} siècle av. J.-C. à la fin du Haut-Empire, 1: Les monuments publics (Paris).

Gros, P. 2001. L'architecture romaine: du début du III^{e} siècle av. J.-C. à la fin du Haut-Empire, 2: Maisons, palais, villas et tombeaux (Paris).

Gros, P. 2006. Vitruve et la tradition des traités d'architecture: Fabrica et ratiocinatio, CÉFR 366 (Rom).

Grüner, A. 2004. Venus ordinis: Der Wandel von Malerei und Literatur im Zeitalter der römischen Bürgerkriege (Paderborn).

Grüner, A. 2005. Ruinen ohne Romantik: Zerstörte Gebäude als urbanistisches Problem der frühen Kaiserzeit, in: R. Neudecker – P. Zanker (Hrsg.), Lebenswelten: Bilder und Räume in der römischen Stadt der Kaiserzeit: Symposium am 24. und 25. Januar 2002 zum Abschluss des von der Gerda Henkel Stiftung geförderten Forschungsprogramms „Stadtkultur in der römischen Kaiserzeit" (Wiesbaden) 39–50.

Grüner, A. 2014a. Licht und Oberfläche bei Vitruv: Überlegungen zum Status sensualistischer Gestaltungsstrategien in der römischen Architektur, in: E. Emmerling – S. Correll – A. Grüner – R. Kilian (Hrsg.), Firmitas et Splendor: Vitruv und die Techniken des Wanddekors (München) 415–463.

Grüner, A. 2014b. Vom Sinn zur Sinnlichkeit: Probleme und Perspektiven des Ornamentbegriffs in der antiken Architektur, in: J. Lipps – D. Maschek (Hrsg.), Antike Bauornamentik: Grenzen und Möglichkeiten ihrer Erforschung (Wiesbaden) 25–51.

Grüner, A. 2017. Die Farben des Augustusforums: Der öffentliche Raum als ästhetisches System, in: M. Flecker – S. Krmnicek – J. Lipps – R. Posamentir – T. Schäfer (Hrsg.), Augustus ist tot – Lang lebe der Kaiser! Internationales Kolloquium anlässlich des 2000. Todesjahres des römischen Kaisers vom 20.–22. November 2014 in Tübingen (Rahden/Westf.) 559–584.

Hales, S. 2003. The Roman House and Social Identity (Cambridge).

Hamilton, S. – Whitehouse, R. 2006. Phenomenology in Practice: Towards a Methodology for a ‚Subjective' Approach, EJA 9, 31–71.

Hänlein-Schäfer, H. 1985. Veneratio Augusti: eine Studie zu den Tempeln des ersten römischen Kaisers, Archaeologica 39 (Rom).

Hanson, J. W. 2016a, Cities Database (OXREP databases). Version 1.0: <http://oxrep.classics.ox.ac.uk/databases/cities/> (05.03.2021).

Hanson, J. W. 2016b. An Urban Geography of the Roman World, 100 B.C. to A.D. 300 (Oxford).

Haug, A. 2014. Das Ornamentale und die Produktion von Atmosphäre: Das Beispiel der Domus Aurea, in: J. Lipps – D. Maschek (Hrsg.), Antike Bauornamentik: Grenzen und Möglichkeiten ihrer Erforschung (Wiesbaden) 219–239.

Haug, A. 2020. Decor-Räume in pompejanischen Stadthäusern: Ausstattungsstrategien und Rezeptionsformen, DECOR 1 (Berlin & Boston).

Henderson, J. 1998. Exemploque Suo Mores Reget, Hermathena 164, 101–116.

Hicks, D. 2010. The Material-Cultural Turn: Event and Effect, in: D. Hicks – M. C. Beaudry (Hrsg.), The Oxford Handbook of Material Culture Studies (Oxford) 25–98.

Hofter, M. R. (Hrsg.) 1988. Kaiser Augustus und die verlorene Republik: eine Ausstellung im Martin-Gropius-Bau, Berlin, 7. Juni – 14. August 1988 (Mainz).

Hölscher, T. 1984. Staatsdenkmal und Publikum: vom Untergang der Republik bis zur Festigung des Kaisertums in Rom, Xenia 9 (Konstanz).

Hölscher, T. 2000. Augustus und die Macht der Archäologie, in: A. Giovannini (Hrsg.), La révolution romaine après Ronald Syme: bilans et perspectives: sept exposés suivis de discussions, Vandœuvres-Genève, 6–10 septembre 1999 (Genf) 237–281.

Hölscher, T. 2001. Vorläufige Überlegungen zum Verhältnis von Theoriebildung und Lebenserfahrung in der Klassischen Archäologie, in: S. Altekamp – M. R. Hofter – M. Krumme (Hrsg.), Posthumanistische Klassische Archäologie: Historizität und Wissenschaftlichkeit von Interessen und Methoden, Kolloquium Berlin 1999 (München) 173–192.

Humphreys, S. C. 2009. The Historical Anthropology of Thought: Jean-Pierre Vernant and Intellectual Innovation in Ancient Greece, Focaal: European Journal of Anthropology 55, 101–112.

Johnson, M. H. 2012. Phenomenological Approaches in Landscape Archaeology, Annual Review of Anthropology 41, 269–284.

Kazantzakis, N. 2001. Alexis Sorbas 5(München).

Kienast, D. 1980. Zur Baupolitik Hadrians in Rom, Chiron 10, 391–412.

Kipnis, A. B. 2015. Agency Between Humanism and Posthumanism: Latour and His Opponents, HAU: Journal of Ethnographic Theory 5, 43–58.

Knell, H. 1991. Vitruvs Architekturtheorie: Versuch einer Interpretation 2(Darmstadt).

Kraus, T. 1967. Das römische Weltreich, Propyläen-Kunstgeschichte 2 (Berlin).

Lachnit, E. 2005. Die Wiener Schule der Kunstgeschichte und die Kunst ihrer Zeit: zum Verhältnis von Methode und Forschungsstand am Beginn der Moderne (Wien).

Lancaster, L. C. 2005. Concrete Vaulted Construction in Imperial Rome: Innovations in Context (Cambridge).

Lancaster, L. C. 2015. Innovative Vaulting in the Architecture of the Roman Empire: 1st to 4th centuries CE (New York).

Lauter, H. 1986. Die Architektur des Hellenismus (Darmstadt).
Leach, E. W. 2004. The Social Life of Painting in Ancient Rome and on the Bay of Naples (Cambridge).
Lehmann, S. 2010. Mit dem Rücken zur Geschichte? Bemerkungen zum Berliner Kolloquium „Posthumanistische Klassische Archäologie“ des Jahres 1999, in: T. Brüggemann – B. Meißner – C. Mileta – A. Pabst – O. Schmitt (Hrsg.), Studia hellenistica et historiographica: Festschrift für Andreas Mehl (Gutenberg) 397–411.
Levenson, F. 2019. Monuments and Monumentality – Different Perspectives, in: F. Buccellati – S. Hageneuer – S. van der Heyden – F. Levenson (Hrsg.), Size Matters: Understanding Monumentality Across Ancient Civilizations (Bielefeld) 17–40.
Lipps, J. 2011. Die Basilica Aemilia am Forum Romanum: der kaiserzeitliche Bau und seine Ornamentik, Palilia 24 (Wiesbaden).
Lipps, J. – Maschek, D. 2014. Antike Bauornamentik: Bemerkungen zum Forschungsstand und zu den Absichten des vorliegenden Bandes, in: J. Lipps – D. Maschek (Hrsg.), Antike Bauornamentik: Grenzen und Möglichkeiten ihrer Erforschung (Wiesbaden) 9–24.
Lisón-Tolosana, C. 1983. Belmonte de los Caballeros: Anthropology and History in an Aragonese Community 2(Princeton, NJ).
Lorenz, K. 2016. Ancient Mythological Images and Their Interpretation: an Introduction to Iconology, Semiotics and Image Studies in Classical Art History (Cambridge).
MacDonald, W. L. 1982. The Architecture of the Roman Empire 1: An Introductory Study 2(New Haven).
Malfitana, D. (Hrsg.) 2018. Archeologia quo vadis? Riflessioni metodologiche sul futuro di una disciplina: Atti del workshop internazionale, Catania, 18–19 gennaio 2018 (Catania).
Manning, J. G. 2018. The Open Sea: the Economic Life of the Ancient Mediterranean World from the Iron Age to the Rise of Rome (Princeton, NJ).
Martin, S. D. 1989. The Roman Jurists and the Organization of Private Building in the Late Republic and Early Empire, CollLatomus 204 (Brüssel).
Marzano, A. 2007. Roman Villas in Central Italy: A Social and Economic History, Columbia Studies in the Classical Tradition 30 (Leiden).
Maschek, D. 2016. The Marble Stoa at Hierapolis: Materials, Labour Force and Building Costs, in: T. Ismaelli – G. Scardozzi (Hrsg.), Ancient Quarries and Building Sites in Asia Minor: Research on Hierapolis in Phrygia and Other Cities in South-Western Anatolia: Archaeology, Archaeometry, Conservation (Bari) 393–402.
Maschek, D. 2017. Transfer, Rezeption, Adaption: Archäologische Erklärungsmodelle zur Verbreitung römischer Steinarchitektur zwischen Struktur und Prozess, in: J. Lipps (Hrsg.), Transfer und Transformation römischer Architektur in den Nordwestprovinzen: Kolloquium vom 6. – 7. November 2015 in Tübingen (Rahden/Westf.) 35–45.
Maschek, D. 2018. Die römischen Bürgerkriege: Archäologie und Geschichte einer Krisenzeit (Darmstadt).

Maschek, D. 2020. Assessing the Economic Impact of Building Projects in the Roman World: The Case of Late Republican Italy, in: C. Courault – C. Márquez (Hrsg.), Quantitative Studies and Production Cost of Roman Public Construction (Córdoba) 45–67.

Maschek, D. 2022. The Meaning of Building Materials in Late Republican Architecture: Moving from Semantics to Pragmatics, in: A. Haug – A. Hielscher – M. T. Lauritsen (Hrsg.), Materiality in Roman Art and Architecture: Aesthetics, Semantics, and Function, Decor 3 (Berlin) 151–162.

Masterson, M. 2004. Status, Pay, and Pleasure in the De Architectura of Vitruvius, AJP 125, 387–416.

Mattern, T. 1999. „Vielheit und Einheit“: Zu Erscheinungsbild und Wirkung römischer Tempelarchitektur, BJb 199, 1–30.

Mayer, E. E. 2012. The Ancient Middle Classes: Urban Life and Aesthetics in the Roman Empire (Cambridge, MA).

Mayer, J. W. 2005. Imus ad villam: Studien zur Villeggiatur im stadtrömischen Suburbium in der späten Republik und frühen Kaiserzeit, Geographica Historica 20 (Stuttgart).

McAlpine, L. J. 2014. Marble, Memory, and Meaning in the Four Pompeian Styles of Wall Painting (Diss. University of Michigan Ann Arbor, MI).

McCurdy, L. – Abrams, E. M. (Hrsg.) 2019. Architectural Energetics in Archaeology: Analytical Expansions and Global Explorations (Abingdon).

Mogetta, M. 2019. Monumentality, Building Techniques, and Identity Construction in Roman Italy: the Remaking of Cosa, post-197 BCE, in: F. Buccellati – S. Hageneuer – S. van der Heyden – F. Levenson (Hrsg.), Size Matters: Understanding Monumentality across Ancient Civilizations (Bielefeld) 241–268.

Müller, M. – Otten, T. – Wulf-Rheidt, U. (Hrsg.) 2011. Schutzbauten und Rekonstruktionen in der Archäologie: von der Ausgrabung zur Präsentation, Xanten, 21.–23. Oktober 2009 (Mainz).

Muth, S. 2008. Gewalt im Bild: das Phänomen der medialen Gewalt im Athen des 6. und 5. Jahrhunderts v. Chr., Image & Context 1 (Berlin).

Nadolny, S. 2012. Die Entdeckung der Langsamkeit 47(München).

Neudecker, R. 1988. Die Skulpturenausstattung römischer Villen in Italien, Beiträge zur Erschließung hellenistischer und kaiserzeitlicher Skulptur und Architektur 9 (Mainz).

Neudecker, R. 1994. Die Pracht der Latrine: zum Wandel öffentlicher Bedürfnisanstalten in der kaiserzeitlichen Stadt, Studien zur antiken Stadt 1 (München).

Neudecker, R. – Zanker, P. (Hrsg.) 2005. Lebenswelten: Bilder und Räume in der römischen Stadt der Kaiserzeit: Symposium am 24. und 25. Januar 2002 zum Abschluss des von der Gerda Henkel Stiftung geförderten Forschungsprogramms „Stadtkultur in der römischen Kaiserzeit“ (Wiesbaden).

Nichols, M. F. 2010. Contemporary Perspectives on Luxury Building in Second-Century BC Rome, PBSR 78, 39–61.

Nichols, M. F. 2017. Author and Audience in Vitruvius’ De architectura (Cambridge).

North, D. C. 1991. Institutions, Journal of Economic Perspectives 5, 97–112.

North, D. C. 2005. Understanding the Process of Economic Change (Princeton, NJ).

Oksanish, J. 2019. Vitruvian Man: Rome under Construction (Oxford).
Padilla Peralta, D. 2020. Divine Institutions: Religions and Community in the Middle Roman Republic (Princeton, NJ).
Petersen, L. H. 2015. ‚Arte Plebea' and Non-elite Roman Art, in: B. Borg (Hrsg.), A Companion to Roman Art (Chichester) 214–230.
Peveler, E., 2018. The Supply of Building Materials to Construction Projects in Roman Oxfordshire: Logistics, Economics, and Social Significance (Diss. University of Oxford).
Pirson, F. 1999. Mietwohnungen in Pompeji und Herkulaneum. Untersuchungen zur Architektur, zum Wohnen und zur Sozial- und Wirtschaftsgeschichte der Vesuvstädte, Studien zur antiken Stadt 5 (München).
Pisani Sartorio, G. 1991. La plan-relief d'Italo Gismondi: Méthodes, techniques de realization et perspectives futures, in: F. Hinard – M. Royo (Hrsg.), Rome: L'espace urbain & ses représentations (Paris) 257–277.
Pisani Sartorio, G. 2006. Il plastico di Italo Gismondi, in: C. Pavia (Hrsg.), Roma antica com'era: Storia e tecnica costruttiva del grande plastico dell'Urbe nel Museo della Civiltà Romana (Rom) 208–218.
Pitts, M. 2018. The Roman Object Revolution: Objectscapes and Intra-Cultural Connectivity in Northwest Europe, Amsterdam Archaeological Studies 27 (Amsterdam).
Pitts, M. – Versluys, M. J. (Hrsg.) 2015. Globalisation and the Roman World: World History, Connectivity and Material Culture (New York).
Plattner, G. A. 2004. Transfer von Architekturkonzepten und Ornamentformen zwischen Kleinasien und Rom in der Kaiserzeit, Römische historische Mitteilungen 46, 17–35.
Platts, H. 2019. Multisensory Living in Ancient Rome: Power and Space in Roman Houses (London).
Popkin, M. L. 2016. The Architecture of the Roman Triumph: Monuments, Memory, and Identity (Cambridge).
Purcell, N. 1996. The Roman Garden as a Domestic Building, in: I. M. Barton (Hrsg.), Roman Domestic Buildings (Exeter) 121–151.
Raeck, W. 2010. Kunstwollen, Volksbegabung, Kulturkreis: Die römische Kunst in der deutschsprachigen Klassischen Archäologie der Zwanziger bis Fünfziger Jahre des 20. Jahrhunderts, Hephaistos 27, 71–81.
Rakob, F. 1967. Römische Architektur, in: T. Kraus (Hrsg.), Das römische Weltreich (Berlin) 153–201.
Rampley, M. 2013. The Vienna School of Art History: Empire and the Politics of Scholarship, 1847–1918 (University Park).
Rawson, E. 1975. Architecture and Sculpture: the Activities of the Cossutii, PBSR 43, 36–47.
Revell, L. 2009. Roman Imperialism and Local Identities (Cambridge).
Revell, L. 2016. Ways of Being Roman: Discourses of Identity in the Roman West (Oxford).
Rheidt, K. – Lorenz, W. (Hrsg.) 2018. GroßBauen: Historische Großbaustellen als kulturgeschichtliches Phänomen (Basel).

Rieche, A. 2015. Rekonstruktion als Transformation: Nachbauten antiker römischer Architektur, Visual Past: a Journal for the Study of Past Visual Cultures 2, 243–269.
Riegl, A. 1901. Die spätrömische Kunst-Industrie nach den Funden in Österreich-Ungarn im Zusammenhange mit der Gesamtentwicklung der Bildenden Künste bei den Mittelmeervölkern (Wien).
Russell, A. 2016. The Politics of Public Space in Republican Rome (Cambridge).
Rutherford, M. 2001. Institutional Economics: Then and Now, Journal of Economic Perspectives 15, 173–194.
Sauron, G. 1994. Quis Deum? L'expression plastique des idéologies politiques et religieuses à Rome à la fin de la République et au début du Principat, Bibliothèque des Écoles Françaises d'Athènes et de Rome 285 (Rom).
Scheidel, W. (Hrsg.) 2012. The Cambridge Companion to the Roman Economy (Cambridge).
Schreyer, J. 2019. Zerstörte Architektur bei Pausanias: Phänomenologie, Funktionen und Verhältnis zum zeitgenössischen Ruinendiskurs, Studies in Classical Archaeology (Turnhout, Belgium) 5 (Turnhout).
Sear, F. B. 1982. Roman Architecture (London).
Selsvold, I. – Webb, L. (Hrsg.) 2020. Beyond the Romans: Posthuman Perspectives in Roman Archaeology (Oxford).
Semper, G. 1834. Vorläufige Bemerkungen über bemalte Architectur und Plastik bei den Alten (Altona).
Senseney, J. R. 2011. The Art of Building in the Classical World: Vision, Craftsmanship, and Linear Perspective in Greek and Roman Architecture (Cambridge).
Snyder, J. R. – Dilaver, O. – Stephenson, L. C. et al. 2018. Agent-based Modelling and Construction – Reconstructing Antiquity's Largest Infrastructure Project, Construction Management and Economics 36, 313–327.
Steinby, E. M. 2012. Edilizia pubblica e potere politico nella Roma repubblicana (Milan).
Stewart, P. 2008. The Social History of Roman Art (Cambridge).
Taylor, R. 2007. Roman Builders: A Study in Architectural Process (Cambridge).
Temin, P. 2013. The Roman Market Economy (Princeton, NJ).
Terpstra, T. 2019. Trade in the Ancient Mediterranean: Private Order and Public Institutions (Princeton, NJ).
Thomas, E. 2009. Monumentality and the Roman Empire: Architecture in the Antonine Age (Oxford).
Thomas, E. 2014. On the Sublime in Architecture, in: J. Elsner – M. Meyer (Hrsg.), Art and Rhetoric in Roman Culture (Cambridge) 37–88.
Thomas, E. 2015. Roman Architecture as Art?, in: B. Borg (Hrsg.), A Companion to Roman Art (Chichester) 344–364.
Tilley, C. 1994. A Phenomenology of Landscape: Places, Paths and Monuments (Oxford).
Tilley, C. 2004. The Materiality of Stone: Explorations in Landscape Phenomenology (Oxford).
Tombrägel, M. 2012. Die republikanischen Otiumvillen von Tivoli, Palilia 25 (Wiesbaden).

Trillmich, W. – Zanker, P. (Hrsg.) 1990. Stadtbild und Ideologie: die Monumentalisierung hispanischer Städte zwischen Republik und Kaiserzeit, Kolloquium in Madrid vom 19. bis 23. Oktober 1987 (München).

Tschudi, V. P. 2012. Plaster Empires: Italo Gismondi's Model of Rome, JSAH 71, 386–403.

Ulrich, R. B. – Quenemoen, C. K. (Hrsg.) 2014. A Companion to Roman Architecture (Malden, MA).

Van Oyen, A. – Pitts, M. (Hrsg.) 2017. Materialising Roman Histories (Oxford).

Vernant, J.-P. 1976. Religion grecque, religions antiques: leçon inaugurale de la chaire d'études comparées des religions antiques, Collège de france, 5 décembre 1975 (Paris).

Vernant, J.-P. 1993. L'homme grec (Paris).

Versluys, M. J. 2014. Understanding Objects in Motion: An Archaeological Dialogue on Romanization, Archaeological Dialogues 21, 1–20.

Versluys, M. J. 2017. The Global Mediterranean: A Material-cultural Perspective, in: T. Hodos (Hrsg.), The Routledge Handbook of Archaeology and Globalization (London) 597–601.

Vidal-Naquet, P. 1986. The Black Hunter: Forms of Thought and Forms of Society in the Greek World (Baltimore & London).

Vitti, P. 2016. Building Roman Greece: Innovation in Vaulted Construction in the Peloponnese, StArch 206 (Rom).

Volpe, R. 2002. Un antico giornale di cantiere delle Terme di Traiano, RM 109, 377–394.

Volpe, R. 2008. Le iscrizioni parietali dipinte delle Terme di Traiano, in: O. Brandt (Hrsg.), Unexpected Voices: the Graffiti in the Cryptoporticus of the Horti Sallustiani and Papers from a Conference on Graffiti at the Swedish Institute in Rome, 7 March 2003 (Stockholm) 175–186.

Volpe, R. 2010. Organizzazione e tempi di lavoro nel cantiere delle terme di Traiano sul colle Oppio, in: S. Camporeale – H. Dessales – A. Pizzo (Hrsg.), Arqueología de la construcción II: los procesos constructivos en el mundo romano: Italia y provincias orientales, Certosa di Pontignano, Siena, 13–15 de noviembre de 2008 (Madrid) 81–91.

Volpe, R. – Rossi, F. M. 2012. Nuovi dati sull'esedra sud-ovest delle Terme di Traiano sul Colle Oppio: Percorsi, iscrizioni dipinte e tempi di costruzione, in: S. Camporeale – H. Dessales – A. Pizzo (Hrsg.), Arqueología de la construcción III: los procesos constructivos en el mundo romano: la economía de las obras, Ecole normale supérieure, Paris, 10–11 de diciembre de 2009 (Madrid) 69–81.

von Hesberg, H. 2005. Römische Baukunst (München).

von Hesberg, H. – Lipps, J. 2010–2011. L'architecture romaine, évolution d'un champ d'études depuis les années 1950, Perspective: actualités de la recherche en histoire de l'Art: la revue de l'INHA 2, 215–239.

Wallace-Hadrill, A. 1988. The Social Structure of the Roman House, PBSR 56, 43–97.

Wallace-Hadrill, A. 1994. Houses and Society in Pompeii and Herculaneum (Princeton, NJ).

Ward-Perkins, J. B. 1981. Roman Imperial Architecture (Harmondsworth).

Wiegand, T. 1894. Die puteolanische Bauinschrift: sachlich erläutert (Leipzig).

Willers, D. 1990. Hadrians panhellenisches Programm: archäologische Beiträge zur Neugestaltung Athens durch Hadrian, Beiheft zur Halbjahresschrift Antike Kunst 16 (Basel).

Wilson, A. 2006. The Economic Impact of Technological Advances in the Roman Construction Industry, in: E. Lo Cascio (Hrsg.), Innovazione tecnica e progresso economico nel mondo romano: Atti degli incontri capresi di storia dell'economia antica, Capri, 13–16 aprile 2003 (Bari) 225–236.

Wilson Jones, M. 2003. Principles of Roman Architecture 2(New Haven).

Wimmer, H. H. 1997. Die Strukturforschung in der klassischen Archäologie, Europäische Hochschulschriften. Archäologie 60 (Bern).

Wolfe, C. 2010. What is Posthumanism?, Posthumanities 8 (Minneapolis).

Yegül, F. K. – Favro, D. G. 2019. Roman Architecture and Urbanism: From the Origins to Late Antiquity (Cambridge).

Zanker, P. 1968. Forum Augustum: das Bildprogramm, Monumenta artis antiquae 2 (Tübingen).

Zanker, P. 1970. Das Trajansforum in Rom, AA, 499–544.

Zanker, P. 1972. Forum Romanum: die Neugestaltung durch Augustus, Monumenta artis antiquae 5 (Tübingen).

Zanker, P. 1979. Die Villa als Vorbild des späten pompejanischen Wohngeschmacks, JdI 94, 460–523.

Zanker, P. 1983. Der Apollontempel auf dem Palatin: Ausstattung und politische Sinnbezüge nach der Schlacht von Actium, in: K. De Fine Licht (Hrsg.), Città e architettura nella Roma imperiale: atti del seminario del 27 ottobre 1981 nel 25° anniversario dell'Accademia di Danimarca (Odense) 21–40.

Zanker, P. 1987a. Augustus und die Macht der Bilder (München).

Zanker, P. 1987b. Pompeji: Stadtbilder als Spiegel von Gesellschaft und Herrschaftsform, TrWPr 9 (Mainz).

Zanker, P. 1997a. Der Kaiser baut fürs Volk (Opladen).

Zanker, P. 1997b. In Search of the Roman Viewer, in: D. Buitron-Oliver (Hrsg.), The Interpretation of Architectural Sculpture in Greece and Rome (Washington, D.C.) 178–191.

Zanker, P. 2000. Bild-Räume und Betrachter im kaiserzeitlichen Rom, in: A. H. Borbein – T. Hölscher – P. Zanker (Hrsg.), Klassische Archäologie: eine Einführung (Berlin) 205–226.

Zanker, P. – von Hesberg, H. (Hrsg.) 1987. Römische Gräberstraßen: Selbstdarstellung, Status, Standard, Kolloquium in München vom 28. bis 30. Oktober 1985 (München).

Zarmakoupi, M. 2014. Designing for Luxury on the Bay of Naples: Villas and Landscapes (c. 100 BCE–79 CE) (Oxford).

Zevi, F. 1996. Le élites municipali, Mario e l'architettura del tempo, Cahiers du Centre Gustave Glotz 7, 229–252.

Zimmer, K. B. (Hrsg.) 2016. Von der Reproduktion zur Rekonstruktion – Umgang mit Antike(n) II: Summerschool vom 16.–19. Juni 2014 in Tübingen (Rahden/Westf.).

POSITIONEN UND PERSPEKTIVEN ZUR ERFORSCHUNG RÖMISCHER SKULPTUR

Johannes Lipps

Keywords: Römische Skulptur – Statuenschemata – Aneignungsprozesse – Kontext

Abstract: Der vorliegende Beitrag greift aus der großen Fülle römischer Skulptur (Statuen, Porträts, Reliefs, Mobiliar etc.) die sog. Idealstatuen heraus, die sich anhand ihrer Formen großteils in Schemata ordnen lassen und in besonderem Maße charakteristisch für die griechisch-römische Antike sind. Ein einmal entwickeltes Statuenschema wurde oft über Jahrhunderte hinweg in immer neuen Versionen tradiert, formal variiert und in unterschiedliche materielle, räumliche und funktionale Kontexte integriert. Die Übernahme einer Form, aber auch deren Übersetzung in andere Sinnzusammenhänge und Materialien, konnte dabei intentional aus verschiedenen Motiven, z. B. ästhetischer, politischer und/oder religiöser Natur, erfolgen. Vielfach lassen sich hierfür aber auch rein pragmatische Gründe geltend machen, wie die Verfügbarkeit einer bestimmten Formvorlage oder nicht hinterfragte Produktionstraditionen, die zur Herstellung einer Statue in einem bestimmten Schema geführt haben. Dabei konnten die verschiedenen Produkte die einstigen semantischen Bezüge ihrer Vorlagen überwiegend oder auch nur teilweise beibehalten, aber auch mit neuen Bedeutungszuschreibungen versehen werden. In der Klassischen Archäologie wurden diese kontinuierlichen Prozesse der Formtradierung antiker Skulpturen vergleichsweise wenig untersucht, stattdessen wurde der Fokus auf dichotome Kategorien wie ‚Original' und ‚Kopie', ‚städtisch' und ‚provinziell' oder ‚griechisch' und ‚römisch' gelegt. Ziel des vorliegenden Beitrags ist es dagegen, am Beispiel ausgewählter Statuen die Dynamik und transformativen Kräfte der Rezeptionsprozesse ansatzweise aufzuzeigen. Damit ist die Absicht verbunden, unter Einbeziehung der jeweiligen zeitlichen, räumlichen und sozio-kulturellen Kontexte, die gleichberechtigt nebeneinander behandelt werden, die antiken Strategien und Mechanismen im Umgang mit statuarischen Vorlagen auszuloten und sich dabei nicht an der Frage der Formgenauigkeit, sondern an den verschiedenen Möglichkeiten im Umgang mit Formen und Bedeutung zu orientieren. Demnach sind antike Statuen, abgesehen von wenigen Innovationen, trotz ihrer Einbettung in Formtraditionen als Produkte kreativer Aneignung zu verstehen.

Publiziert in: Stefan Krmnicek – Dominik Maschek (Hrsg.), Römische Archäologie in Deutschland. Positionsbestimmung und Perspektiven (Heidelberg, Propylaeum 2023)
doi: https://doi.org/10.11588/propylaeumdok.00005852

Das Spektrum materieller Hinterlassenschaften, das man unter ‚Römischer Skulptur' subsumiert, ist zu groß, als dass man es im Rahmen eines Beitrags zu aktuellen methodischen Positionen der Römischen Archäologie umfassend in den Blick nehmen könnte. So umfasst ‚Skulptur' traditionell alle dreidimensionalen, körperhaften Objekte der Bildenden Kunst, die aus einem Material herausgearbeitet, also bspw. geschnitzt oder gemeißelt wurden. Zu nennen wären hier u. a. Statuen, Reliefs, Porträts, Mobiliar sowie Geräte aus Holz, Stein oder Elfenbein. Daneben werden von den Archäolog*innen seit langem aber auch ursprünglich als ‚Plastik' bezeichnete Objekte, z. B. aus Bronze, Stuck oder Terrakotta unter Skulptur subsumiert. Wurde das im Titel des vorliegenden Buches gewählte Wort ‚römisch' in der älteren Forschung oft ethnisch verstanden, um die Kunstproduktion eines bestimmten Volkes zu beschreiben, so dient es heute (und auch im vorliegenden Fall) eher dazu, materielle Hinterlassenschaften zu benennen, die in Zeiten und Gegenden römischer Herrschaft produziert oder genutzt wurden (ähnlich schon Lippold 1923, 4). Bei der römischen Skulptur handelt es sich somit um hunderttausende Objekte aus unterschiedlichsten Materialien, die heute in zahlreichen Museen, in Ausgrabungsstätten oder als Spolien wiederverwendet aufbewahrt werden. Sie sind als Ausdruck religiöser und ethischer Vorstellungen sowie politischer und sozialer Verhältnisse eines der wichtigsten Medien der griechisch-römischen Antike überhaupt. Kaum eine andere Kultur hat derartig viele und variantenreiche Erzeugnisse hervorgebracht. Ihre Erforschung ist so komplex, dass sich neben den herkömmlichen Fragen nach Rekonstruktion, Datierung und Bedeutung in der Zwischenzeit ganze Wissenschaftszweige etabliert haben, die bspw. allein den neuzeitlichen Sammlungstätigkeiten und Restaurierungen römischer Skulptur gewidmet sind (Fendt 2012; Friedland – Grunow Sobocinski 2015; Boschung 2016). Daneben erlauben neuere naturwissenschaftliche Analyseverfahren Erkenntnisse zur ursprünglichen Bemalung der Objekte oder zur Herkunftsbestimmung der verwendeten Rohstoffe, was wiederum neue Rückschlüsse auf das Verständnis der Stücke zulässt (vgl. bspw. Östergaard 2015; Attanasio – Bruno – Prochaska 2016).

Im Folgenden soll der Schwerpunkt auf die sog. Idealplastik gelegt werden, für deren Erforschung sich gerade in den letzten Jahren neue methodische Positionen ergeben haben. So ist es ein besonderes Charakteristikum antiker Statuen, dass sie sich anhand unterschiedlich enger formaler Übereinstimmungen (Stand- und Haltungsmotiv, Gewandart und -führung etc.) großteils in Schemata gliedern lassen. Unter einem Statuenschema verstehe ich dabei die Gesamtheit aller Skulpturen, die auf ähnliche Vorlagen zurückgeführt werden können und diese unterschiedlich genau reproduzieren (zum von mir gegenüber dem ‚Typusbegriff' in diesem Zusammenhang bevorzugten ‚Schemabegriffs': Dorka Moreno – Griesbach – Lipps 2021, 5). Ein einmal gefundenes Statuenschema wurde oft über Jahrhunderte hinweg in immer neuen Versionen tradiert und in unterschiedliche materielle, geographische und funktionale Kontexte integriert. Die Übernahme einer bestimmten Form konnte

dabei aus unterschiedlichen, zum Teil auch mehreren Gründen erfolgen. Zu nennen wären u. a. ästhetische, politische oder auch sakrale Motive. Oft waren es aber auch rein praktische Gründe, wie das Vorhandensein einer bestimmten Formvorlage oder nicht hinterfragte Produktionstraditionen, die zur Herstellung einer Statue in einem bestimmten Stand- oder Haltungsmotiv geführt haben. Dabei konnten die verschiedenen Produkte die ursprüngliche Bedeutung ihrer Vorlagen ganz oder teilweise beibehalten, aber auch in unterschiedlichem Maße mit neuen Sinnzusammenhängen aufgeladen und ihrerseits zu Bezugspunkten späterer Rezeption werden.

I. Positionen

In der Klassischen Archäologie wurden diese kontinuierlichen Prozesse von Formtradierung und -variation bei möglicher Bedeutungsverschiebung antiker Skulptur lange nicht hinreichend gewürdigt. Ein Grund hierfür ist die jahrhundertelange Konzentration auf mitunter seriell gefertigte, formal sehr enge Nachahmungen klassischer statuarischer Vorlagen, die seit späthellenistischer Zeit produziert (Pfanner 1989; Landwehr 2010) und neuzeitlich als ‚Kopien' oder ‚Repliken' eines meist auf ein klassisches ‚Original' zurückgehenden Typus bezeichnet wurden (Stähli 2008). Diese verstand man zum Teil schon in der Antike (Quint. 5.12.21; Lukian. Salt. 75) und besonders seit der Frühen Neuzeit als ‚römische' Tradierung ‚griechischer' Vorlagen hauptsächlich aus formalästhetischen Interessen (Barbanera 2011; Anguissola 2012, 25–66). Hatte man bereits im 18 Jh. erkannt, dass viele der antiken Statuen sich formal einer einheitlichen Gruppe zuweisen lassen (z. B. Richardson 1728, 100) und verdichtete sich diese Erkenntnis in der Folge durch die gezielte Reproduktion antiker Statuen in Form von Kupferstichen (de Clarac 1826–1841), so erlaubte besonders die Erfindung der Photographie im Laufe des 19. Jhs. erstmals einen großflächigen Vergleich getrennt aufbewahrter Statuen. Die Folge waren breit angelegte und von außerordentlichen Erfolgen begleitete Versuche, aus dem Bestand ‚römischer' Statuen heraus auf das Aussehen literarisch bekannter klassischer Statuen berühmter Künstler zu schließen. So ließen sich gegen Ende des 19. Jhs. bereits zahlreiche Statuenschemata (mit unterschiedlicher Sicherheit) auf Künstler wie Polyklet, Myron, Phidias, Praxiteles, Skopas oder Lysipp zurückführen.

Das Erkenntnisinteresse in der Beschäftigung mit den römischen Statuen galt dabei allein der Wiedergewinnung klassischer ‚Meisterwerke' (s. besonders Furtwängler 1893). Den ‚Römern' wurde hingegen jede Eigenleistung im Bereich der Skulptur abgesprochen (Hekler 1909, 218–224). Dass die römischen Steinmetze bei der Herstellung ihrer Statuen dagegen vielfach gar nicht das Ziel verfolgten, klassische ‚Meisterwerke' formgenau zu reproduzieren, trat erst zu Beginn des 20. Jhs. nicht zuletzt im Kontext einer grundsätzlichen Rehabilitation römischer Kunst u. a. eingeläutet durch die Arbeiten Franz Wickhoffs und Alois Riegls in den Blick der Forschung (Wickhoff 1912; Riegl 1927). Schließlich fanden sich immer wieder

unterschiedliche Gegenstände in den Händen oder zu Füßen der verschiedenen Statuen desselben Schemas. Aber auch in der Komposition der Skulpturen wurden so erhebliche Unterschiede deutlich, dass man diese nicht mehr mit den mangelnden Fähigkeiten der ‚römischen' Steinmetzen erklären konnte, sondern darin intentionale Akte erkennen musste, die durchaus einen souveränen künstlerischen Umgang erahnen ließen. Diesem Umstand begegnete Georg Lippold in seinem brillanten Buch über „Kopien und Umbildungen griechischer Statuen" durch die Einführung neuer Kategorien zur Benennung römischer Statuen wie „Repliken", „Wiederholungen" oder „Umbildungen" etc., die sich an dem Grad der formalen Referenz zu einem ‚griechischen' Original orientieren, denen Lippolds vorrangiges Interesse immer noch galt (Lippold 1923, 2–6). Gleichzeitig war dadurch aber der Weg bereitet, den Eigenwert römischer Skulptur anzuerkennen (Hofter 2005).

Dieses Interesse an ‚römischer' Idealskulptur vor dem Hintergrund ihrer eigenen Entstehungszeit verstärkte sich seit den 1960er Jahren schlagartig. In Deutschland bemühte man sich zunächst darum, Datierungskriterien für die bis dahin oft allgemein als ‚römisch' angesprochenen Objekte zu entwickeln, um die Skulpturen auf diese Weise für eine historische Mikroanalyse überhaupt erst fruchtbar zu machen (Lauter 1966). Wenig später untersuchten Raimund Wünsche und Paul Zanker klassizistische Statuen und zeigten u. a. unter Bezugnahme auf die antike Literaturkritik erneut, dass hellenistische und kaiserzeitliche Steinmetze in vielen Fällen keinen Anspruch erhoben, klassische Vorlagen exakt zu kopieren, sondern sich eher allgemein an griechisches Formgut anlehnten (Wünsche 1972; Zanker 1974). Zugleich wurde deutlich, dass die serielle Herstellung kein Alleinstellungsmerkmal der römischen Zeit war, sondern sich durchaus auch bei griechischen Skulpturen beobachten ließ (bspw. Strocka 1979; Mattusch 1996, 35–67; Schmidt 1996; vgl. zu ‚Kopien' vor der Kopie auch das entsprechende Kapitel bei Kovacs 2022). Das stellte die seit den Arbeiten Walter Benjamins in den 1930er-Jahren ohnehin fragwürdig gewordene Autorität eines ‚originalen' griechischen Kunstwerks zusätzlich in Frage (Benjamin 2007). In der Auseinandersetzung mit römischen Statuen betonte man stattdessen die Virtuosität ihrer Ausführungen in Marmor oder die Raffinesse in der Kombination unterschiedlicher Stilelemente (Gazda 2002; Perry 2005.); Sichtweisen, für die in der antiken Literatur ebenfalls Hinweise existieren (Preisshofen – Zanker 1970/1971; Wünsche 1972, 62–68**)**. Besondere Aufmerksamkeit widmete man ferner den häufig überdimensionalen Marmorstützen oder den an den Statuen belassenen Messpunkten, welche die Arbeit der Steinmetze ostentativ ins Bild setzen (Geominy 1998).

In der angelsächsischen Forschung hinterfragte man daraufhin für viele republikanische und kaiserzeitliche Statuen grundsätzlich, ob sie überhaupt klassische Vorlagen gehabt haben müssten, oder nicht gänzliche Neukonzeptionen späterer Jahre darstellten (bspw. Ridgway 1984, 99 f.; dazu Hallett 2005). Mag das für

manche Stücke zutreffen, wurden gerade in den vergangenen Jahren in Athen dagegen immer wieder klassische Statuenfragmente entdeckt, die tatsächlich Vorlagen für kaiserzeitliche Statuen belegen, deren Existenz zwischenzeitlich bezweifelt worden war (Despinis 2008). Daneben erkannte man seit den 1970er Jahren verstärkt die semantischen Qualitäten der römischen Statuen, deren Verwendung u. a. vom jeweiligen funktionalen Kontext abhängig war und auf die intendierten Raumnutzungen abzielen konnte. Schließlich zeichnete sich in Thermen eine gewisse Häufung von Statuen mit Wasserthematik, in der Palästra von Athleten und in Bibliotheken von Gelehrten ab (Cic. Att. 1.4.3; 1.6.2; Vitr. 7,5; Manderscheid 1981; Fuchs 1987; Neudecker 1988; Zanker 1992; Koortbojian 2002; Stewart 2003; Perry 2005, 28–49).

Erst in jüngster Zeit hat man dagegen begonnen, Nutzung und stete Wiederverwendung antiker statuarischer Formen durch die Fokussierung auf ein bestimmtes Schema diachron im Detail zu verfolgen. Das Potential solch einer Betrachtung als ein Schlüssel zum Verständnis antiker Kunst war bereits früher erkannt worden (Kraus 1960, 468; Linfert 1985, 582), die notwendigen Materialgrundlagen wurden aber erst in den vergangenen Jahren durch die Zusammenstellung und Publikation zahlreicher Skulpturensammlungen sowie neuer Grabungs- und Magazinfunde geschaffen. Bis dahin lag ein Fokus der Forschung vor allem auf den nachantiken Rezeptionsprozessen (Catoni – Ginzburg – Giuliani – Settis 2013). Es zeigt sich aber bereits für die Antike, dass eine Statue bzw. ein Schema in ihrem/seinem jeweils neuen Kontext zwar Elemente der ursprünglichen Bedeutung beibehalten kann, aber zugleich wesentlich von den Konditionen des neuen zeitlichen, regionalen und kulturtopographischen Kontextes bestimmt ist. So konnte Kathrin Zimmer feststellen, dass bei den hellenistischen Versionen der Aphrodite von Knidos die Identität der Statue erhalten blieb. Man erkannte in den Stücken also weiterhin das berühmte Kunstwerk von der kleinasiatischen Halbinsel und reproduzierte die Statue in vielen Fällen genau deshalb. Bei der Aphrodite Louvre-Neapel wurden dagegen bestimmte Formelemente ohne inhaltlichen Bezug auf die formale Vorlage weiterentwickelt, wodurch sich ihre Bedeutung veränderte (Zimmer 2014). In ähnlicher Weise wurden Untersuchungen zu polykletischen Statuen, zur Athena Parthenos, der Aphrodite von Korinth oder den Herkulanerinnen vorgenommen (Maderna-Lauter 1990a; 1990b; Nick 2002; Kousser 2008; Trimble 2011; Barbarnera 2011, 67–79). Dieselben Transformationsprozesse lassen sich auch für spätere, in der Kaiserzeit entwickelte Statuenentwürfe und deren Rezeption bspw. in den verschiedenen römischen Provinzen aufzeigen (Stewart 2010; Boschung 2014; Verzár-Bass 2017; vgl. hierzu schon Lippold 1923, 3).

Der gewollte formale wie inhaltliche Bezug einer römischen Idealskulptur zu einem bestimmten Vorbild (Original) mag also fraglos ein wichtiger Aspekt römischer Skulptur sein. Zahlreiche Schriftquellen sowie raffiniert kombinierte Statuenensembles der römischen Kaiserzeit verdeutlichen, dass man Statuen des Polyklet oder

Phidias aufgrund ihrer berühmten klassischen Bildhauer kannte und sehr genau reproduzieren ließ. Allerdings erfasst man damit nur einen Teil römischer Idealplastik. Neben dem oft betonten freien Umgang mit überliefertem Formgut wird nämlich auch zunehmend die Komplexität der kontinuierlichen Rezeptionsprozesse deutlich. Schließlich waren Statuenschemata teilweise fast ein Jahrtausend lang Bestandteil der (Erinnerungs-)Kultur der griechisch-römischen Antike (Assmann 1992, 48–66) und durch stete Neukontextualisierungen und formale Veränderungen ergaben sich jeweils eigene mediale Bezugssysteme, die für die Produktion kultureller Semantik verantwortlich zeichnen. Dabei konnte grundsätzlich jedes neu gefertigte Objekt seinerseits zum Bezugspunkt werden, auch wenn den ‚griechischen Meisterwerken' aufgrund ihrer großen Autorität in der Antike eine besondere Wirkmacht zukam. Neben der inzwischen besseren Datengrundlage waren für diesen Perspektivwechsel auf antike Rezeptionsvorgänge als kontinuierliche und flexible Phänomene nicht zuletzt zahlreiche theoretische Ansätze und veränderte (bspw. postkoloniale) Sichtweisen anderer Disziplinen, u. a. der Zeichen- und Medientheorien verantwortlich, die je nach untersuchtem Gegenstand leicht unterschiedliche Konzepte und Terminologien verwenden (bspw. „Transkription": Jäger 2004, 2–5; Jäger 2014; Ullrich 2015; „Crossmapping": Bronfen 2009; „Übersetzen": Hofmann – Stockhammer 2017; „kulturelle Aneignung": Hahn 2011; 2014; Schreiber 2013; vgl. ferner Lachmann 2000; Boehm 2007). In eine ähnliche Richtung gehen die Ansätze der Objektbiographie (Boschung – Kreuz – Kienlin 2015), mit dem Unterschied, dass es hier nicht um das jeweils selbe Objekt, sondern um eine ähnliche, aber reproduzierte Form geht. Als Ergebnis kann vor allem eine Flexibilisierung und Entpolarisierung im Verständnis der Objekte formuliert werden.

Diese veränderten Sichtweisen bringen jedoch auch die Notwendigkeit mit sich, die Terminologie den jeweiligen Bedürfnissen anzupassen und so neuere Forschungen zu Aneignungen und Referenzierungen gedanklich erst möglich zu machen. So sind die Lippold'schen Begriffe zur Kategorisierung des Materials wie „Typus", „Originale", „Kopien", „Umbildungen" etc. sehr hilfreich bei einem auf ein mögliches „Original" ausgerichteten Interesse (Lippold 1923, 2–4). Wenn es aber um den historischen Eigenwert jedes einzelnen Stückes, die mit ihm verbundene kreative Eigenleistung und ihr Verhältnis auch zu anderen Objekten als nur zu einem möglichen griechischem Original geht, gilt es, zusätzliche Begriffe zu finden (vgl. zur Problematik des Kopienbegriffs allgemein: Hallett 2005; Stähli 2008, 28). Daher wurden zuletzt, u. a. von Forscher*innen, die antike Produktionsdynamik analysierten, unterschiedliche Vorschläge zur Terminologie gemacht (vgl. bspw. Wünsche 1972, 62–68; Trillmich 1979; Mangold 1993, 13 f.; Baumer 1997, 15 f.; Landwehr 1998; Zimmer 2014, 7–16). Im Folgenden werden nicht nur formal sehr getreue Wiederholungen einer statuarischen Vorlage betrachtet, sondern auch formal stärker abweichende Stücke, solange ihr Bezug auf gemeinsame formale Vorbilder erkennbar bleibt. Sie werden zusammen als Statuenschema bezeichnet. Ein Schema

umfasst für mich somit, was Georg Lippold (1923, 3 f.) als Kopie, Wiederholung, Nachbildung, Umstilisierung, Umbildung, Umschöpfung oder Weiterbildung angesprochen hat. Außerdem werden Bilder von Statuen in anderen Materialien und Medien einbezogen, womit die auch in diesem Buch gewählte Gliederung nach Materialgattungen ein Stück weit aufgelöst wird. Dies ist auf der einen Seite eine notwendige Voraussetzung, um dem Anspruch gerecht zu werden, Statuen im größeren Zusammenhang zu verstehen. Auf der anderen Seite ist und bleibt eine solche Herangehensweise zwangsläufig mit dem Problem konfrontiert, dass die Zuweisung eines Stückes an ein bestimmtes Statuenschema an den Randzonen unsicher bleibt – ähnlich wie auch schon die Zuordnung eines Stückes in der Lippold'schen Terminologie zur Kategorie der „Umbildung" oder aber der „Umschöpfung" allen Messungen und Scans zum Trotz letztlich eine Frage des eigenen Ermessens blieb.

II. Fallbeispiele

Auf dieser Grundlage sollen im Folgenden unterschiedliche Beispiele antiker Strategien im Umgang mit statuarischen Vorlagen beschrieben werden. Dabei wird sich nicht an der Frage der Formgenauigkeit, sondern an den möglichen Gründen für eine Rezeption orientiert. Es gilt, immer wieder neu auszuloten, ob und in welcher Weise sich eine Statue, die sich formal auf ein früheres Stück bezieht, auch den Inhalt der früheren Statue übernimmt oder nicht. Die Pole ‚griechisches Original' und ‚hellenistisch-römische Kopie' werden bei dieser Betrachtung in vielen Fällen aufgelöst. Vielmehr haben ähnliche Verfahrensweisen im Umgang mit antiken statuarischen Vorlagen für die gesamte Antike Geltung.

1. Der wohl häufigste Fall besteht in der Übernahme statuarischer Vorlagen bei völliger Loslösung ihres ursprünglichen Bedeutungszusammenhangs. Ein besonders prominentes Beispiel dafür ist der sog. Ephebe Westmacott (Abb. 1). Das zugehörige Statuenschema soll erstmals im polykletischen Umfeld gegen Ende des 5. Jhs. v. Chr. entwickelt worden sein. Auch wenn die ursprüngliche Bedeutung der klassischen Statue in diesem Fall nicht bekannt ist – wahrscheinlich ein Athlet –, dürfte sich die semantische Konnotation in späteren Fällen sicherlich gewandelt haben. Seit späthellenistischer Zeit sind nämlich zahlreiche Versionen erhalten, die ihm durch das Abändern bzw. Ergänzen anatomischer Details oder neuer Attribute eine vollkommen neue Bedeutung verleihen. So wurde die Statue durch das Hinzufügen von Flügeln zum Ikarus, zu einem auch formal stärker abweichenden Eros oder durch ein Fell und einen Weinkranz zum Dionysos (Abb. 2–4; Zanker 1974, 19–26; Linfert 1993; Söldner 1994).

Abb. 1 sog. Ephebe Westmacott, London, BM Inv. 1857,0807.1; © The Trustees of the British Museum

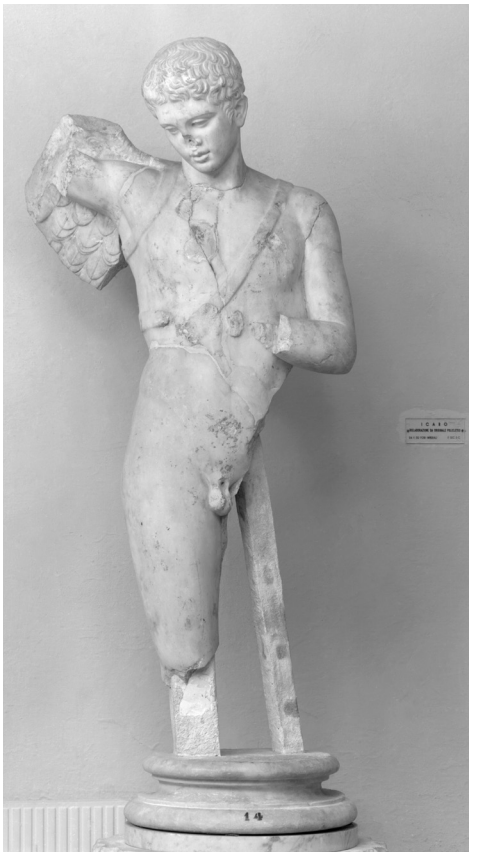

Abb. 2 Ikarus, Rom, Konservatorenpalast Inv. 2307; D-DAI-ROM-67.46

Abb. 3 sog. Agon, Tunis, Bardomuseum ohne Inv.; arachne.dainst.orgentity1078983

Abb. 4 Dionysos, Rom, NM Inv. 113203; D-DAI-ROM-73.804

Abb. 5 Viktoria von Brescia, Museo S. Giulia Inv. MR 369; Archivio fotografico Musei di Brescia

Ein weiteres prominentes Beispiel hierfür ist die Viktoria von Brescia (Abb. 5). Bei der vielleicht berühmtesten Version und evtl. Begründerin des zugehörigen Statuenschemas könnte es sich um eine Aphroditestatue aus Korinth handeln, die sich im Schild des Mars gespiegelt hat und in einer späteren Version aus Capua überliefert ist (Abb. 6). Dieses Schema bot sich seit hellenistischer Zeit offensichtlich an, um durch minimale Abweichungen der Armhaltung und die Ergänzung von Flügeln daraus eine Viktoria zu machen, die einen Schild beschreibt (Hölscher 1967; Kousser 2008). Die Statue in Brescia war neusten archäometrischen Untersuchungen zufolge dabei von Anfang an als Viktoria konzipiert (Salcuni – Formigli 2011, 5–34). Der Erfolg dieser Komposition in der Kaiserzeit war enorm. Unter zahlreichen anderen Beispielen belegen das eine entsprechende Viktoria auf der Trajanssäule in Rom (Abb. 7), aber auch zahlreiche Beispiele aus Obergermanien (Abb. 8), die ihrerseits inhaltlich wohl stärker auf die italischen Darstellungen, denn auf Korinth abheben dürften (Kousser 2008, 91–100; Noelke 2021, 396–399 Kat. 62). Ein ähnliches Phänomen wurde daneben in der Bronzeskulptur auch schon für die Klassische Zeit beobachtet, wo im Detail unterschiedlich gestaltete Statuen teilweise aus den gleichen Vorlagen gegossen wurden (Mattusch 1996, 64–67). Die Beispiele zeigen also, wie dieselbe formale Vorlage genutzt und mit unterschiedlichem Inhalt aufgeladen werden konnte.

Abb. 6 Venus von Capua, Neapel, NM Inv. 6017; D-DAI-ROM-83.2259

Abb. 7 Viktoria auf der Tajanssäule in Rom; D-DAI-ROM-41.1479

Abb. 8 Viktoria auf einem Viergötterstein aus Godramstein; © Reiss-Engelhorn-Museen Mannheim (Foto: Carolin Breckle)

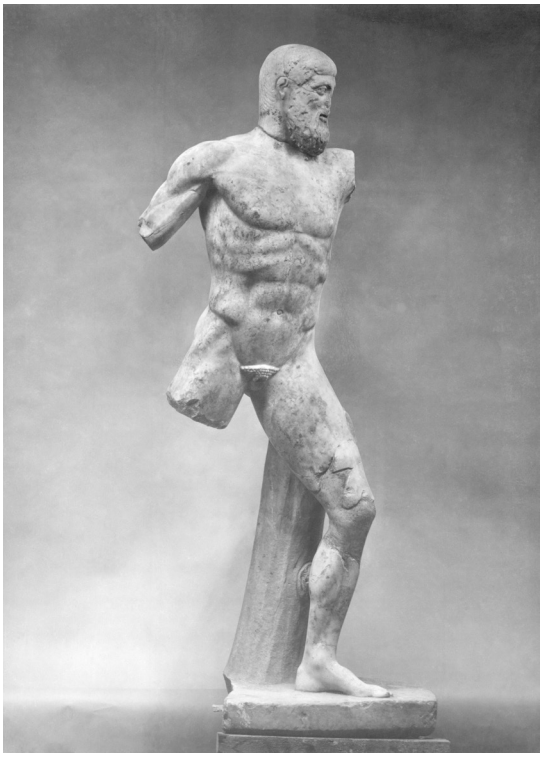

Abb. 9 Aristogeiton der Tyrannenmördergruppe, Rom, Monte Martini Inv. 2404; D-DAI-ROM-39.903R

2. In anderen Fällen konnte hingegen die Bedeutung einer formalen Vorlage für deren Wiederverwendung eine entscheidende Rolle spielen. Um ein solches Beispiel dürfte es sich bei einer Statue des Aristogeiton der Tyrannenmörder vom Kapitol in Rom handeln (Abb. 9). Die Vorlage geht auf ein Denkmal zurück, das auf der Agora von Athen zwischen 510 und den 480er Jahren v. Chr. aufgestellt und durch den Bildhauer Antenor geschaffen worden war. Nach dem Persersturm im Jahr 480 v. Chr. wurden die Statuen verschleppt und 477/476 v. Chr. von den Bildhauern Kritios und Nesiotes durch eine neue Statuengruppe ersetzt. Durch Alexander den Großen wurde hundertfünfzig Jahre später auch die Antenorgruppe zurück nach Athen gebracht, wo seither beide Gruppen nebeneinander standen. Gleichwohl um welche der beiden Gruppen es sich bei den heute in Neapel aufbewahrten Statuenversionen (Abb. 10) handelt und unabhängig davon, wann die Vorlage genau entstand (vgl. Germini 2008, 30 f. Anm. 76. 191; Capaldi 2009, 182 f.), beschreiben die Statuen klassischen Schriftquellen zufolge eines der wichtigsten politischen Denkmäler der athenischen Demokratie. Geehrt wurden zwei Männer, der ältere, bärtige Aristogeiton und der jüngere, bartlose Harmodios, die 514 v. Chr. den Peisistratiden Hipparch getötet hatten und kurz darauf zu Befreiern von der Tyrannis stilisiert worden waren (Hölscher 1998, 158–163).

Abb. 10 Gruppe der Tyrannenmörder, Neapel, NM Inv. 6009-6010; D-DAI-ROM-58.1789

Abb. 11 Athenische Tetradrachme der Münzmeister Mentor und Moschion; Galvano im Museum der Universität Tübingen MUT_I 90927b

Die Fundkontexte der späteren großplastischen Wiederholungen sind in den meisten Fällen unbekannt (Brunnsaker 1971; Landwehr 1985, 27–39 Nr. 1–8). Umso bemerkenswerter ist die 1937 von Antonio Colini kopflos gefundene Aristogeitonstatue bei San Omobono in Rom, der 1957 ein durch Walter Amelung im Vatikan entdeckter, exakt anpassender Kopf hinzugefügt werden konnte (Abb. 9; Schuchardt – Landwehr 1986, 111–126; Reusser 1993, 113–120; Germini 2008, 27–42). Aufgrund seiner Stratigrafie und Fundvergesellschaftung mit den Überresten des Fidestempels ließ sich der ursprüngliche Aufstellungskontext der Statue im Bereich des Fidestempels auf dem Kapitol wahrscheinlich machen. Die Statue wurde angesichts ihrer stilistischen Eigenheiten ins 1. Jh. v. Chr. datiert (Reusser 1993, 113–137).

Da die Geschichte der Vertreibung der Tyrannen für Athen von außergewöhnlicher Tragweite war, wird man davon ausgehen können, dass die ursprüngliche Bedeutung der Statuengruppe kaum in Vergessenheit geraten sein dürfte. Das belegt für die Kaiserzeit ferner eine Stelle bei Lukian (Philops. 18). Auch wenn die dort skizzierte Szene erdichtet ist, so beschreibt sie doch ein grundsätzlich mögliches soziokulturelles Panorama in einem Privathaus des 2. Jhs. n. Chr. in Athen. Eukrates, der Besitzer des Hauses, ist im Gespräch mit seinem Gast Tichiades und kommt auf die Skulpturen zu sprechen, die in seinem Hof aufgestellt sind. Darunter findet sich auch die Statuengruppe der Tyrannenmörder des Kritios und Nesiotes:

Οὐχ ἑώρακας,“ ἔφη, „εἰσιὼν ἐν τῇ αὐλῇ ἀν εστηκότα πάγκαλον ἀνδριάντα, Δημητρίου ἔργον τοῦ ἀνθρωποποιοῦ;“ „Μῶν τὸν δισκεύοντα“, ἦν δ‘ἐγώ, „φής, τὸν ἐπικεκυφότα κατὰ τὸ σχῆμα τῆς ἀφέσεως, ἀπεστραμμένον εἰς τὴν δισκοφόρον, ἠρέμα ὀκλάζοντα τῷ ἑτέρῳ, ἐοικότα συναναστησομένῳ μετὰ τῆς βουλῆς,“ „Οὐκ ἐκεῖνον,“ ἦ δ‘ ὅς, „ἐπεὶ τῶν Μύρονος ἔργων ἕν καὶ τοῦτό ἐστιν, ὁ δισκοβόλος ὃν

λέγεις· οὐδὲ τὸν παρ‘ αὐτόν φημι δισκοβόλος ὅν λεγεις· οὐδὲ τὸν παρ‘ αὐτόν φημι, τὸν διαδούμενον τὴν κεφαλὴν τῇ ταινίᾳ, τὸν καλόν, Πολυκλείτου γὰρ τοῦτο ἔργον. ἀλλὰ τοὺς μὲν ἐπὶ τὰ δεξιὰ εἰσιόντων ἄφες, ἐν οἷς καὶ τὰ Κριτίου καὶ Νησιώτου πλάσματα ἕστηκεν, οἱ τυραννοκτόνοι·

„Hast du“ erwiderte er, „beim Eintritt in den Hof nicht eine wunderschöne Statue stehen sehen, ein Werk des Bildhauers Demetrios?“ „Du meinst doch nicht den Diskoswerfer“ erwiderte ich, „der in der Haltung des Abwurfs gebückt ist, dem Mädchen zugewendet, das ihm die Scheibe gebracht hat, das eine Knie sacht gebeugt, dem man aber anmerkt, dass er sich gleichzeitig mit dem Wurf aufrichten wird?“ „Nicht den“ sprach er, „das ist ja eines von den Werken des Myron, der Diskoswerfer, den du meinst. Auch nicht den neben ihm meine ich, der sein Haupt mit einer Binde umwindet, den schönen – das ist nämlich ein Werk des Polyklet. Sondern lass die Statuen zur Rechten – wenn man eintritt – außer Betracht, unter denen auch die Bildwerke des Kritios und Nesiotes stehen, die Tyrannenmörder.“ (Übersetzung Lukians nach Mras 1980, 440–443)

Für die Deutung der auch in Hellenismus und Kaiserzeit hochberühmten mutmaßlichen Gruppe auf dem Kapitol in Rom wurden in der Forschung unterschiedliche Vorschläge gemacht. Man sah in der Statue u. a. ein Geschenk der Athener an Sulla (Reusser 1993, 115–119), einen Verweis des Metellus Scipio auf seine Vorfahren (Coarelli 1969) oder gar auf die Ermordung Caesars (Landwehr 1985, 41 f.). Für unseren Zusammenhang entscheidend ist, dass die Errichtung der Statuen am oder im Fidestempel im spätrepublikanischen Rom neben anderen Konnotationen in dem Gedenken an ein kürzlich zurückliegendes politisches Ereignis geschehen sein dürfte. Die Bedeutung der Vorlage aus Athen mag also auch für die Wahl und die Bedeutung der neuen Versionen von vorrangigem Interesse gewesen sein (in die sich der neue Kontext dann seinerseits einschrieb). Gleiches könnte für das Auftauchen der Tyrannenmörder auf den athenischen Tetradrachmen der Münzmeister Mentor und Moschion gelten, die nach Christian Habicht aus den 80er Jahren des 1. Jhs. v. Chr. – also unmittelbar nach dem Tod des dortigen „Tyrannen“ Aristion – stammen (Abb. 11; Habicht 1976, 139 f.) und als Verweis auf die „Befreiung der Stadt“ vom Tyrannen durch Sulla gedacht gewesen sein könnten (Herzog 1996, 81–84). Dass das Schema der Tyrannenmörder ebenfalls unter Bezugnahme auf den Inhalt der Vorlage von der Athener Agora, aber auch schon in der klassischen Zeit wiederverwendet wurde, zeigen Vasenbilder des 5. Jhs. v. Chr., insbesondere im Kontext der Vertreibung der dreißig Oligarchen am Jahrhundertende. So verbindet eine Panathenäische Preisamphora des Jahres 403/402 v. Chr. die Erinnerung an den Tyrannenmord explizit mit dem großen Stadtfest der Göttin (Abb. 12; Neer 2002, 168–181; Hölscher 2010, 252). Ein Chous mit der Darstellung der Tyrannenmörder, der im Grab des Dexileos gefunden worden sein soll, könnte in übertragener Weise auf die mit dem Tod des Jünglings verbundenen Leistungen für Athen

Abb. 12 Panathenäische Preisamphore mit Darstellung der Tyrannenmörder, London, British Museum Inv. 1866,0415.246; © The Trustees of the British Museum

Abb. 13 Chous mit Darstellung der Tyrannenmörder, Boston, Museum of Fine Arts Inv. 98.936; © 2022 Museum of Fine Arts, Boston

Abb. 14 Athena Parthenos, Varvakionstatuette, Athen, NM Inv. 123; D-DAI-ATH-NM-5146 (Foto Eva-Mria Czakó)

verweisen (Abb. 13; Schmidt 2005, 198–200). Die autoritative Kraft der durch die gesamte Antike hindurch berühmten Vorlage der Tyrannenmörder aus Athen war also anscheinend so groß, dass die Statuenschemata nur schwer gänzlich von ihrer ursprünglichen Bedeutung gelöst werden konnten (Hölscher 2010; Azoulay 2014).

Ein anderes gut nachvollziehbares Beispiel stellt die Athena Parthenos dar – hier in einer späten und stark verkleinerten Version aus dem Nationalmuseum von Athen abgebildet (Abb. 14). Die ursprünglich ca. 12 m hohe Goldelfenbein-Statue des Phidias (von der es aufgrund ihrer Größe und der speziellen Technik des Originals keine präzisen Kopien gibt) wurde in den Jahren zwischen 447 und 438 v. Chr. gefertigt. Zwar hat sie sich nicht erhalten, doch kann sie auf Grundlage späterer Versionen in unterschiedlichen Gattungen sowie unter Heranziehung von Schriftquellen in ihrem Aussehen grob rekonstruiert werden. In seiner u. a. von Irmgard Kasper-Butz und Gabriele Nick ausführlich herausgearbeiteten Bedeutung repräsentierte das Standbild Größe, Reichtum, Schönheit, Tugend sowie die militärische Schlagkraft und den Vorherrschaftsanspruch der Stadt Athen (Kasper-Butz 1990, 187–189. 203 f.; Nick 2002).

Die Rezeption der Athena Parthenos in der Antike ist enorm groß. Spätere Versionen finden sich in unterschiedlichen Gattungen im gesamten Imperium Romanum und vom 5. Jh. v. Chr. bis in die Spätantike. Die Stücke können in ihrer Form dabei relativ stark variieren, aufgrund der zahlreichen eindeutig zuweisbaren Attribute – Schild, Schlange, Nike und Helm – bleibt das statuarische Grundschema aber in der Regel zweifelsfrei erkennbar. Gerade in der Mitte des 4. Jhs. v. Chr. erscheint die Athena Parthenos relativ häufig auf attischen Urkunden- und Weihreliefs; so auch auf einer Proxenieverleihung für Philiskos aus Sestos aus dem Jahr 355/354 v. Chr. (Abb. 15). Die Göttin wendet sich nach rechts dem Sterblichen zu, der von der Nike möglicherweise bekränzt wird, während von links ein Reiter herankommt. Die Aufnahme des Parthenosschemas in den Urkunden dieser Zeit wird von der Forschung recht einmütig mit der geschwächten Situation Athens in Zusammenhang gebracht, das mit dem Bild die Erinnerung an die ehemalige Seeherrschaft abruft und den Anspruch darauf auf diese Weise formal erneuert. Gerade im Fall des Proxenos aus Sestos mag diesem Gedanken vor dem Hintergrund der politischen Ereignisse der 350er Jahre eine gewisse Wahrscheinlichkeit zukommen. Damals wurde

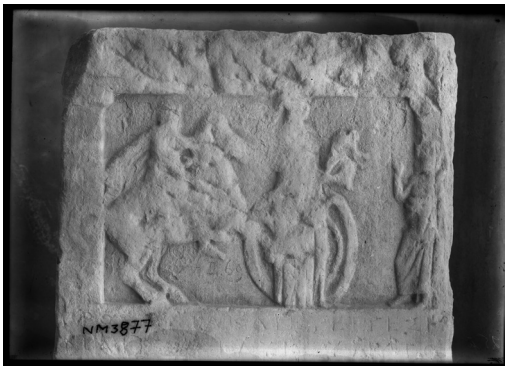

Abb. 15 Proxenieverleihung für Philiskos aus Sestos, Athen, NM Inv. 3877; D-DAI-ATH-NM-3877 (Foto: Hermann Wagner)

Sestos nämlich im schnellen Wechsel von verschiedenen Parteien beherrscht (Meyer 1989, 285 A 70; Ritter 2001, 133). Die beiden angesprochenen Beispiele, bei denen eine spätere Statuenversion die Bedeutung ihrer Vorlage weitestgehend beibehält, stellen politische Statements dar. Daneben können aber auch andere, etwa sakrale Beweggründe für die erneute Version einer Statue in einem bestimmten Schema eine entscheidende Rolle spielen (vgl. bspw. Kousser 2008, 19–28).

3. Nachdem mit den bisherigen Beispielen die beiden Pole abgesteckt wurden, nach denen die Bedeutung einer formalen Vorlage entweder völlig überschrieben wurde oder umgekehrt sehr maßgeblich für eine spätere Anfertigung einer Statue war, soll der Blick nun auf jene Fälle gelenkt werden, bei denen Teile der vorherigen Bedeutung wichtig sind und gleichzeitig andere verlorengehen. Das gilt etwa für die berühmten, in vielen Fällen nur hypothetisch zugewiesenen polykletischen Athletenstatuen. Besonders bei den Wiederholungen des Doryphoros und des Diadoumenos fällt auf, dass die verschiedenen Repliken sich untereinander formal außerordentlich ähnlich sind (Abb. 16–17; Kreikenbom 1990, 109–140. 188–203; Bol 1990; Marvin 2008, 151–164). Dass es hier tatsächlich um die möglichst exakte Reproduktion einer Statue aufgrund der formalen Wertschätzung ihrer Vorlage gegangen sein dürfte, darauf deuten neben der Replikengenauigkeit erneut die Schriftquellen hin. Vor allem ist hier wieder die bereits angesprochene Stelle in Lukians „Lügenfreund“ zu nennen. Das Stück wird hier explizit als Werk des Polyklet beschrieben und auch namentlich als Kunstwerk, nämlich nach der Handlung der Statue benannt. Soweit wir aus Schriftquellen und Inschriften aus Olympia informiert sind, fertigte Polyklet im 5. Jh. v. Chr. u. a. Weihestatuen für Sieger sportlicher Wettbewerbe gegen Bezahlung an, die ihren Taten durch die Aufstellung einer Statue in den Heiligtümern, aber auch an ihren Heimatorten dauerhaft Ausdruck verliehen. Wenngleich das für den Diadoumenos unsicher ist, könnte zumindest bei anderen Athletendarstellungen ursprünglich ein konkreter klassischer Wettkämpfer dargestellt gewesen sein. Der Name des Künstlers wurde inschriftlich vermerkt und konnte Werk und Sieger weiter nobilitieren. In der Rezeption späterer Jahrhunderte ist der Name und Inhaber der Statue aber in der Regel dem Vergessen anheimgefallen. Man wusste nicht mehr, wer ursprünglich dargestellt war, und das war für Eukrates auch nicht mehr relevant. Es zählte nunmehr allein, dass es sich um ein Werk des Polyklet handelte, also ein berühmtes Kunstwerk, an dem man sich erfreuen konnte und dessen Kennerschaft soziales Prestige mit sich brachte. Wie sehr der Rufname Diadoumenos der Statue, die sich das Stirnband umlegt, ins Allgemeinwissen übergegangen war, zeigt anschaulich ein Grabaltar aus Rom, auf den Dietrich Boschung aufmerksam gemacht hat. Darauf ließ ein Sklave mit Namen Diadoumenos gleichsam als Bildvokabel für seinen Namen eine Reliefversion der polykletischen Statue anbringen (Abb. 18; Boschung 1987, 115; 1989, 10 f.; Settis 1992, 58–60; Koortbojian 2002, 187 f.). In gewisser Weise würde hier aus einem konkreten olympischen Sieger also ein rein polykletisches Kunstwerk und in einem dritten Schritt wieder eine

Abb. 16 Diadoumenos, New York, Metropolitan Museum. Inv. 25.78.56; Fletcher Fund, 1925 (25.78.56) Image © The Metropolitan Museum of Art

Abb. 17 Diadoumenos, Athen, NM Inv. 1826; D-DAI-ATH-NM-5321

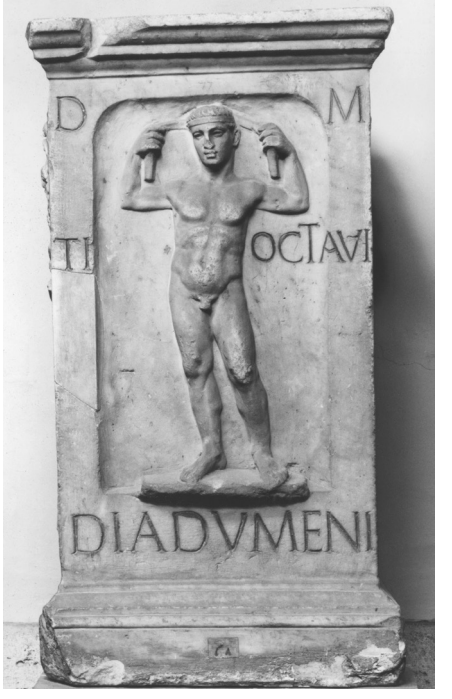

Abb. 18 Grabaltar mit Darstellung des Diadoumenos, Rom, Vatikanische Museen Inv. 1142; D-DAI-ROM-72.587

Abb. 19 Erechtheionkore C aus Athen, heute London, British Museum Inv. 407; © The Trustees of the British Museum

historische Person. Das Phänomen, dass der Künstler tradiert wurde, die dargestellte Person aber in Vergessenheit geriet, scheint für Athletendarstellungen typisch gewesen zu sein. Schließlich wurden sie häufig von nachträglich hoch geschätzten Künstlern gefertigt. Der ursprünglich dargestellte Athlet war später aber vielfach nicht mehr von Interesse. Um einen solchen Fall könnte es sich vielleicht auch bei dem von Lukian genannten myronischen Diskobol gehandelt haben, der später noch mit dem Hyakinthos-Mythos verknüpft wurde (Slavazzi 2002; Giuliani – Catoni 2016, 16 f.).

4. Die genannten Beispiele klassischer Athleten verdeutlichen nun expliziter als die vorherigen Statuen das Phänomen, dass durch das immer wieder neue semantische Aufladen desselben Statuenschemas in unterschiedlichen Kontexten geradezu ‚Überschreibungsketten' entstehen können (vgl. am Beispiel der Wandmalerei: Hallett 2005, 432–434. s. ferner Schmaltz 1989; Vorster 2014). Eines der besten Beispiele dafür bieten die Erechtheionkoren. Von ihnen haben sich sowohl die mutmaßlich ersten Vorlagen auf der Akropolis in Athen erhalten, die im späten 5. Jh. v. Chr. entstanden und zu allen Zeiten sichtbar waren (Lauter 1976), als auch eine große Zahl unterschiedlich genauer späterer Versionen rund um das Mittelmeer (Schmidt 1973; Goldbeck 2015, 164 f.; Abb. 19–24). Die hoch aufgerichteten Korenstatuen der Akropolis werden mit Andreas Scholl meist als dem Kekrops opfernde Athenerinnen angesprochen (Abb. 19; Scholl 1995). Den vierhundert Jahren jüngeren Beispielen vom Augustusforum, die nur die beiden mittleren Koren aus Athen (genannt C und D) wiederholen, wurden (mit jeweils unterschiedlichen Gewichtungen) sakrale, mit Vitruv triumphale und klassizistische Konnotationen beigemessen (Abb. 20; u. a. Zanker 1969, 13; Wesenberg 1984, 172–185). Die Statuen waren hier in der Attikazone zwischen Clipei angebracht und schmückten einen durch den Kaiser anlässlich eines Sieges errichteten Platz mit Tempel, der u. a. verschiedene politische und juristische Funktionen auf sich vereinte (Spannagel 1999). Wenig später entstanden, wahrscheinlich durch dieselbe Werkstatt ausgeführte, Koren in Puteoli (Abb. 21; Valeri 2005, 102–111; Zevi – Valeri 2008). Sie scheinen in ähnlicher Form wie auf dem Augustusforum einen städtischen Platz gefasst zu haben, für den auch andere

Abb. 20 ‚Erechtheionkoren' aus der Attikazone der Portiken des Augustusforums; D-DAI-ROM-61.1059

Abb. 21 ‚Erechtheionkore' aus Puteoli; nach Valeri 2005, 103 Abb. 103 (Foto: L. Spina)

Abb. 22 An die Erechtheionkoren angelehnte Kore aus Merida, NM Inv. 4.400; D-DAI-MAD-FIB-R-023-86-11 (Foto: Gisela Fitschen-Badura, überarbeitet von Angelika Schurzig)

Abb. 23 ‚Erechtheionkore' aus Korinth, Archäologisches Museum Inv. S74-26; American School of Classical Studies at Athens (Foto: Ino Ioannidou)

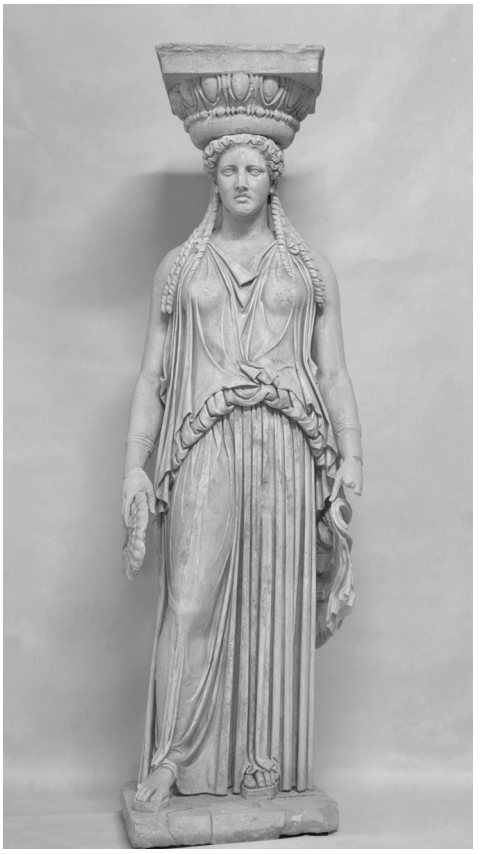

Abb. 24 ‚Erechtheionkore' aus der Villa Hadriana in Tivoli; D-DAI-ROM-61.2993

Elemente des Augustusforums übernommen wurden. Entscheidend ist aber, dass ihr Referenzpunkt nun nicht mehr Athen oder zumindest nicht allein Athen ist, sondern sie durch das Augustusforum, in ihrer Bedeutung gleichsam neu aufgeladen worden waren. Mit anderen Worten: Der gebildete Bürger in Puteoli dachte vermutlich nicht oder zumindest nicht allein an Athen und die griechische Klassik, wenn er die Koren sah, sondern auch oder noch viel eher an Rom. Dass das Augustusforum in der Gegend um Neapel durchaus aus eigener Anschauung bekannt war, zeigen Schreibtafeln aus Herkulaneum, welche zwei der dortigen Bewohnerinnen auf das Augustusforum nach Rom zu einer Gerichtsverhandlung laden (Neudecker 2010). Während auch bei Korenstatuen aus Mérida in Spanien, die im 1. Jh. n. Chr. die Attikazone einer Platzanlage zierten und sich zumindest partiell an dem Schema der Erechtheionkoren orientieren, der Bezug eher zu Rom und dessen Kaiser als zu Athen gesehen worden sein dürfte (Abb. 22; de la Barrera Antón 2000; Mateos Cruz 2006; Goldbeck 2015, 71–76), könnten dagegen in der frühkaiserzeitlichen Kolonie Korinth zahlreichen Betrachtenden die athenischen Statuen bei Koren nach dem Erechtheionschema stärker präsent gewesen sein (Abb. 23; Valeri 2005, 105–110). Die berühmten Versionen der Erechtheionkoren aus der Villa Hadriana in Tivoli, die einen Kanopus in Hadrians Villa schmückten, könnten mit Blick auf den Auftraggeber, dessen Reisetätigkeit und seine Bildung hingegen stärker auf Athen denn auf Rom abzielen (Abb. 24; Schmidt 1973, 19–27).

III. Perspektiven

Die wenigen hier nur grob skizzierten Beispiele zeigen also eindrücklich, wie ein einmal gefundenes Statuenschema in der Antike oft über Jahrhunderte hinweg in immer neuen Versionen tradiert und in unterschiedliche materielle, geographische und funktionale Kontexte integriert wurde. Die Zahl untersuchter Fallbeispiele zu einzelnen Statuenschemata nimmt derzeit jährlich zu. Das damit verbundene Potential für die Forschung ist bislang nur ansatzweise ausgeschöpft. Vor allem könnte mittelfristig eine Aufgabe der Forschung darin bestehen, in der Zusammenschau verschiedener Statuenschemata übergeordnete kulturhistorische Fragestellungen anzugehen.

So ließe sich neben anderen Aspekten wie der jeweiligen Wirkmacht der einzelnen Objekte (vgl. dazu bspw. Boschung 2017; Versluys 2017) bspw. konkret danach fragen, ob es in der Antike unterschiedliche Konjunkturen verschiedener Statuenschemata gab. Neueren Beobachtungen zufolge scheint es plausibel, dass eine Statue etwa unmittelbar nach ihrer Erstkonzeption für ca. eine Generation stark auf die Kunstproduktion, z. B. bei Reliefwerken, eingewirkt hat (Meyer 1989, 223–246; Baumer 1997, 81–86). Zu prüfen wäre ferner, ob das bislang existierende Bild, wonach formal sehr getreu reproduzierte klassische (und damit nicht leicht datierbare) Statuen gerade in augusteischer und antoninischer Zeit aufkommen (Zanker 1974), aufrechtzuerhalten ist, was das bedeutet und wie es diesbezüglich um die Spätantike bestellt ist. Ferner wäre zu fragen, ob es Zeiten gibt, in denen die Bedeutung der statuarischen Vorlagen schwerer oder auch leichter zu überschreiben waren, also etwa die Denotation eines Bildwerks im gesellschaftlichen Bewusstsein stärker oder weniger stark verankert war oder aber geänderte gesellschaftliche Verhältnisse bestimmte Formen der Aneignung zuließen oder unterbanden. So könnte sich in der mittleren Kaiserzeit gegenüber der frühen Kaiserzeit ein Wandel sozialer Voraussetzungen und damit im Verhältnis zur Bedeutung der ursprünglichen Statuenvorlagen eingestellt haben, wenn bspw. die Kultstatue der Nemesis von Rhamnous schon in augusteischer Zeit für Statuen der Livia und erst im 2. Jh. n. Chr. für herkömmliche Bürgerinnen verwendet wird (Bumke 2008), die ‚Herkulanerinnen' aber erst in der mittleren Kaiserzeit für eine Kaiserin in Anspruch genommen werden (Daehner – Knoll – Vorster 2008; Trimble 2011). Es stellt sich also die Frage, ob man sich in der frühen Kaiserzeit bei bestimmten Schemata der einstigen Bedeutungen früherer Versionen stärker bewusst war, und dies auch die Wahl der Statuenschemata für die jeweilige Darstellung stärker beeinflusste, als dies mit mehr zeitlichem Abstand in der mittleren Kaiserzeit der Fall war. Einen besonderen Aspekt macht hierbei freilich der Umstand aus, dass auch spätere Versionen ihrerseits zur Vorlage werden konnten, sprich eine Mehrfachüberschreibung möglich war.

Als zweites wäre der Aspekt des Kommunikations- und Wissensraums (Hofmann – Schreiber 2015) in den Blick zu nehmen. Hier stellt sich bspw. die Frage, ob die unmittelbare räumliche Präsenz einer berühmten statuarischen Vorlage auf die Art, den Kontext und den Zeitpunkt ihrer Rezeption einwirkte. Es gibt Hinweise darauf, dass Schemata von im Kult zentralen Götterstatuen andernorts ungezwungener formal nachgeahmt und inhaltlich modifiziert werden konnten (Kousser 2008). Am (Kult-)Ort selbst ist die Kenntnis semantischer Implikationen der Vorlage schließlich deutlich größer, was die inhaltliche Modifikation der Stücke mitunter erschwert haben könnte. Zu verweisen wäre hier auf den Umgang mit der Athena Parthenos in Athen selbst auf Urkundenreliefs oder auf Münzen (Ritter 2002, 17–34). Der Umgang der Zentren Athen und Rom mit dem jeweils eigenen statuarischen Erbe wäre hier gesondert zu untersuchen. Gerade in Athen beginnt die Rezeption stadteigener Statuenschemata in der Rundplastik auffallend spät (Karanastassis 1986; 1987; Krumeich 2008). Daneben sind schließlich auch herkömmliche Modelle zu überprüfen, ob bspw. grundsätzlich unterschiedliche Rezeptionsstrategien im Westen und Osten des Mittelmeers existierten (Maderna-Lauter 1990a; 1990b). Konkreter zu fassen gilt es auch die bislang kaum untersuchten Aneignungsprozesse etablierter Statuenschemata aus Athen oder Rom in den verschiedenen Provinzen mit ihren je unterschiedlichen Ressourcen (Stewart 2010; Lipps – Dorka Moreno – Griesbach 2021). Für die Provinzen ergibt sich umgekehrt die Frage, warum bestimmte Statuenschemata aus dem Mittelmeerraum nicht übernommen und angeeignet wurden.

Ferner wären die soziokulturellen Kontexte stärker zu berücksichtigen. So erstaunt bis heute immer wieder, warum einige Statuenschemata ausgesprochen häufig wiederholt werden, andere sehr selten. Oder aber warum einige Schemata in der Kaiserzeit für Porträtdarstellungen sehr beliebt wurden, wie der von Caterina Maderna untersuchte Diomedes (Maderna-Lauter 1988, 56–80), andere hingegen kaum für Porträtstatuen Verwendung fanden. Gerade hierbei könnten die Bedeutung, die Bekanntheit sowie der Kontext der ursprünglichen statuarischen Vorlagen neben autologisch motivierten Produktionsdynamiken eine Rolle spielen, was es auf einer größeren Materialgrundlage systematisch zu eruieren gälte.

Ich hoffe also, die ausgewählten Beispiele konnten verdeutlichen, dass sich ein frischer Blick auf antike Statuen auch heute noch lohnt, wenn man sie nur vom Ballast kolonialer Denkweisen befreit und ihre Dynamik und transformativen Kräfte im Rahmen der verschiedenartigen Rezeptionsprozesse sowie ihr intermaterielles und intermediales Zusammenspiel ernst nimmt. Diese ‚neuen Wege' wurden in den vergangenen zehn bis zwanzig Jahren immer häufiger beschritten, doch ist ihr Potential für einen zumindest in Teilen neuen Zugriff auf antike Skulptur noch lange nicht erschöpft.

Danksagung

Der vorliegende Beitrag entstand im Rahmen des vom Kultusministerium Baden-Württemberg geförderten Juniorprofessurenprogramms „Rezeptionsprozesse antiker Statuenschemata: Griechenland – Rom – Nordwestprovinzen“. Das Textmanuskript wurde im Jahr 2017 abgeschlossen. Seither erschienene Literatur konnte nur noch partiell berücksichtigt werden. Verwiesen sei auf ein für das vorliegende Thema relevantes Sonderheft von Saeculum: Jahrbuch für Universalgeschichte 1/2017 (insbesondere mit den Beiträgen von Hofmann – Stockhammer 2017 und Langner 2017). Für Hinweise und Kritik danke ich Martin Dorka Moreno, Vibeke Goldbeck, Kerstin P. Hofmann, Martin Kovacs, Caterina Maderna und Christiane Vorster. Bei der Beschaffung der Abbildungen halfen mir Felix Arnold, Alessandra Avagliano, Katharina Brandt, Lia Ceravolo, Carolyn Cruthirds, Antonio Dell’Acqua, Enrico Gallocchio, Vibeke Goldbeck, Stephanie Herrmann, Despina Ignatiadou, Daria Lanzuolo, Marion Meyer, Manolis Papadakis, Caterina Parigi, Paul Pasieka, Jennifer Riley, Lucia Rinolfi, Stefan Ritter, Lisa Schadow, Elisa Schuster, Piera Tabaglio, Eleni Tzimi, Claudia Valeri und Julie Zeftel. Für die Reproduktionserlaubnis von Abb. 21 danke ich Claudia Valeri. Für die Überarbeitung einiger Abbildungen Angelika Schurzig und Thomas Zachmann.

Bibliographie

Anguissola, A. 2012. „*Difficillima imitatio*“: immagine e lessico delle copie tra Grecia e Roma (Rom).

Assmann, J. 1992. Das kulturelle Gedächtnis. Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen (München).

Attanasio, D. – Bruno, M. – Prochaska, W. 2016. The Marbles of the Roman Villa of Chiragan at Martres-Tolosane (Gallia Narbonensis), AA, 169–200.

Azoulay, V. 2014. Les Tyrannicides d’Athenes. Vie et mort de deux statues (Paris).

Barbanera, M. 2011. Originale e copia nell’arte antica: origine, sviluppo e prospettive di un paradigma interpretativo (Mantua).

Baumer, L. E. 1997. Vorbilder und Vorlagen. Studien zu klassischen Frauenstatuen und ihrer Verwendung für Reliefs und Statuetten des 5. und 4. Jhs. v. Chr. (Bern).

Benjamin, W. 2007. Das Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit, komm. D. Schötker (Frankfurt) = Benjamin, W. 1936. L’œuvre d’art à l’époque de sa reproduction mécanisée, Zeitschrift für Sozialforschung 5, 1, 40–66.

Boehm, G. (Hrsg.) 2007. Figur und Figuration. Studien zu Wahrnehmung und Wissen (Paderborn).

Bol, P. 1990. Diadoumenos, in: H. Beck u. a. (Hrsg.), Polyklet. Der Bildhauer der griechischen Klassik. Ausstellung Frankfurt 1990 (Mainz) 206–212.

Boschung, D. 1987. Antike Grabaltäre aus den Nekropolen Roms, Acta Bernensia 10 (Bern).

Boschung, D. 1989. *Opera nobilia*. Zur Wirkungsgeschichte griechischer Meisterwerke im kaiserzeitlichen Rom, AntK 32, 8–16.

Boschung, D. 2014. Kontextwechsel und Neuinterpretation. Das Beispiel des Augustusforum, in: D. Boschung – L. Jäger (Hrsg.), Formkonstanz und Bedeutungswandel, Morphomata 19 (Paderborn) 127–161.

Boschung, D. 2016. Stand und Perspektiven der Skulpturforschung im 21. Jahrhundert, in: D. Boschung – H. von Hesberg, Zum 50jährigen Bestehen des Forschungsarchivs für Antike Plastik, KölnJb 49, 465–467.

Boschung, D. 2017. Werke und Wirkmacht. Morphomatische Reflexionen zu archäologischen Fallstudien, Morphomata 36 (Paderborn).

Boschung, D. – Kreuz, P. A. – Kienlin, T. (Hrsg.) 2015. Biography of Objects. Aspekte eines kulturhistorischen Konzepts, Morphomata 31 (München).

Bronfen, E. (Hrsg.) 2009. Crossmappings. Essays zur visuellen Kultur (Zürich).

Brunnsaker, S. 1971. The Tyrant-Slayers of Kritios and Nesiotes. A Critical Study oft he Sources and Restorations (Stockholm).

Bumke, H. 2008. Vom Verhältnis der Römer zu den Kultbildern der Griechen, in: K. Junker – A. Stähli (Hrsg.), Original und Kopie. Formen und Konzepte der Nachahmung in der antiken Kunst, Akten des Kolloquiums in Berlin, 17.–19. Februar 2005 (Wiesbaden) 109–133.

Capaldi, C. 2009. Gruppo dei Tirannicidi. Statua di Armodio. Statua di Aristogeitone Nr. 84 f., in: C. Gasparri (Hrsg.), Le sculture Farnese I. Le sculture ideali (Neapel) 180–204.

Catoni, M. L – Ginzburg, C. – Giuliani, L. – Settis, S. 2013. Tre figure. Achille, Meleagro, Cristo (Mailand).

Coarelli, F. 1969. Le Tyrannoctone du Capitole et la mort de Tiberius Gracchus, MEFRA 81, 137–160.

Daehner, J. – Knoll, K. – Vorster, C. 2008. The Herculaneum Women. History, Context, Identities (Los Angeles).

de Clarac, M. 1826–1841. Musée de sculpture antique et moderne II–V (Paris).

de la Barrera Antón, J. L. 2000. La decoración arquitectónica de Augusta Emerita (Rom).

Despinis, G. I. 2008. Klassische Skulpturen von der Athener Akropolis, AM 123, 301–317.

Dorka Moreno, M. – Griesbach, J. – Lipps, J. 2021. „You Are All Individuals!“ Towards a Phenomenology of Sculpture Production in the Roman Provinces, in: J. Lipps – M. Dorka Moreno – J. Griesbach (Hrsg.), Appropriation Processes of Statue Schemata in the Roman Provinces, Material Appropriation Processes in Antiquity 1 (Wiesbaden) 1–19.

Fendt, A. 2012. Archäologie und Restaurierung: die Skulpturenergänzungen in der Berliner Antikensammlung des 19. Jahrhunderts (Berlin).

Friedland, E. A. – Sobocinski, M. G. (Hrsg.) 2015. The Oxford Handbook of Roman Sculpture (Oxford).

Fuchs, M. 1987. Untersuchungen zur Ausstattung römischer Theater in Italien und den Westprovinzen des Imperium Romanum (Mainz).

Furtwängler, A. 1893. Meisterwerke der griechischen Plastik (Berlin).

Gazda, E. K. (Hrsg.) 2002. The Ancient Art of Emulation. Studies in Artistic Originality and Tradition from the Present to Classical Antiquity (Ann Arbor, MI).

Geominy, W. 1998. Zwischen Kennerschaft und Cliché. Römische Kopien und die Geschichte ihrer Bewertung, in: G. Vogt-Spira – B. Rommel – I. Musäus (Hrsg.), Rezeption und Identität. Die kulturelle Auseinandersetzung Roms mit Griechenland als europäisches Paradigma (Stuttgart) 38–59.

Germini, B. 2008. Statuen des Strengen Stils in Rom. Verwendung und Wertung eines griechischen Stils im römischen Kontext (Rom).

Giuliani, L. – Catoni, M. L. 2016. Myron und die Kunst des Diskuswerfens, RM 122, 13–44.

Goldbeck, V. 2015. *Fora augusta*. Das Augustusforum und seine Rezeption im Westen des Imperium Romanum (Regensburg).

Habicht, Ch. 1976. Zur Geschichte Athens in der Zeit Mithridates' VI., Chiron 6, 127–142.

Hahn, H.-P. 2011. Antinomien kultureller Aneignung. Einführung, ZEthn 136, 11−26.

Hahn, H.-P. 2014. Materielle Kultur. Eine Einführung [2](Berlin).

Hallett, C. 2005. Emulation versus Replication: Redefining Roman Copying, JRA 18,2, 419–435.

Hekler, A. 1909. Römische weibliche Gewandstatuen, in: Münchner Archäologische Studien. Dem Andenken Adolf Furtwänglers gewidmet (München) 109–248.

Herzog, H. 1996. Untersuchungen zur Darstellung von Statuen auf Athener Silbermünzen des Neuen Stils (Hamburg).

Hölscher, T. 1967. Victoria Romana. Archäologische Untersuchungen zur Geschichte und Wesensart der römischen Siegesgöttin von den Anfängen bis zum Ende des 3. Jhs. n. Chr. (Mainz).

Hölscher, T. 1987. Römische Bildsprache als semantisches System (Heidelberg).

Hölscher, T. 1998. Images and Political Identity: The Case of Athens, in: D. Baedeker – K. A. Raaflaub (Hrsg.), Democracy, Empire and the Arts in Fifth-Century Athens (Cambridge) 153–183.

Hölscher, F. 2010. Die Tyrannenmöder – ein Denkmal der Demokratie, in: E. Stein-Hölkeskamp – K.-J. Hölkeskamp (Hrsg.), Die Griechische Welt. Erinnerungsorte der Antike (München) 244–258.

Hofmann, K. P. – Schreiber, S. 2015. Raumwissen und Wissensräume. Vielfältige Figurationen eines weiten Begriffsfeldes für die Altertumswissenschaften, in: K. P. Hofmann – Stefan Schreiber (Hrsg.), „Raumwissen und Wissensräume. Beiträge des interdisziplinären Theorie-Workshops für NachwuchswissenschaftlerInnen", eTopoi. Journal of Ancient Studies Special Volume 5, 9–38.

Hofmann, K. P. – Stockhammer, P. W. 2017. Materialisierte Übersetzungen in der Prähistorie, Saeculum 67, 1, 45–66.

Hofter, M. R. 2005. Der Zeugniswert der antiken Kopien. Zur Kontroverse zwischen Adolf Furtwängler und Reinhard Kekulé, in: V. M. Strocka (Hrsg.), Meisterwerke. Internationales Symposium anlässlich des 150. Geburtstages von Adolf Furtwängler (München) 73–81.

Jäger, L. 2004. Transkription – zu einem medialen Verfahren an den Schnittstellen des kulturellen Gedächtnisses, in: G. Fehrmann – E. Linz (Hrsg.), Trans. Internet-Zeitschrift für Kulturwissenschaften Nr. 15, September 2004 <www.inst.at/trans/15Nr/06_2/jaeger15.htm> (05.03.2021).

Jäger, L. 2014. ‚Statuen-Identität'. Einige zeichntheoretische Überlegungen am Beispiel der Mars Ultor-Statue, in: D. Boschung – L. Jäger (Hrsg.), Formkonstanz und Bedeutungswandel, Morphomata 19 (Paderborn) 187–205.

Karanastassis, P. 1986. Untersuchungen zur kaiserzeitlichen Plastik in Griechenland 1, AM 101, 207–291.

Karanastassis, P. 1987. Untersuchungen zur kaiserzeitlichen Plastik in Griechenland 2, AM 102, 323–428.

Kasper-Butz, I. 1990. Die Göttin Athena im klassischen Athen. Athena als Repräsentantin des demokratischen Staates (Frankfurt).

Koortbojian, M. 2002. Forms of Attention: Four Notes on Replication and Variation, in: E. K. Gazda (Hrsg.), The Ancient Art of Emulation. Studies in Artistic Originality and Tradition from the Present to Classical Antiquity (Ann Arbor, MI) 173–204.

Kousser, R. M. 2008. Hellenistic and Roman Ideal Sculpture. The Allure of the Classical (Cambridge).

Kousser, R. M. 2009. The History of Art and ‚Modern Copy Myth'. Rez. zu: The Language of the Muses. The Dialogue between Roman and Greek Sculpture, JRA 22, 608–610.

Kovacs, M. 2022. Vom Herrscher zum Heros. Die Bildnisse Alexanders des Großen und die *imitatio Alexandri*, Tübinger Archäologische Forschungen 34 (Rahden/Westf.).

Kraus, T. 1960. Rez. zu: W. Fuchs, Die Vorbilder neuattischer Reliefs, JdI Ergh. 20 (Berlin 1959), Gnomon 32, 463–468.

Kreikenbom, D. 1990. Bildwerke nach Polyklet. Kopienkritische Untersuchungen zu den männlichen statuarischen Typen nach polykletischen Vorbildern (Frankfurt).

Krumeich, R. 2008. Vergegenwärtigung einer ‚großen' Vergangenheit. Zitate älterer Bildnisse und retrospektive Statuen berühmter Athener im Athen der römischen Kaiserzeit, in: K. Junker – A. Stähli (Hrsg.), Original und Kopie. Formen und Konzepte der Nachahmung in der antiken Kunst, Akten des Kolloquiums in Berlin, 17.–19. Februar 2005 (Wiesbaden) 159–175.

Lachmann, T. 2000. Vergleichen und Erkennen. Vorgänge im Gedächtnis der visuellen Relationserkennung (Berlin).

Landwehr, C. 1985. Die antiken Gipsabgüsse aus Baiae. Griechische Bronzestatuen in Abgüssen römischer Zeit (Berlin).

Landwehr, C. 1998. Konzeptfiguren. Ein neuer Zugang zur römischen Idealplastik, JdI 113, 139–194.

Landwehr, C. 2010. The Baiae Casts and the Uniqueness of Roman Copies, in: R. Frederiksen – E. Marchand (Hrsg.), Plaster Casts: Making, Collecting, and Displaying from Classical Antiquity to the Present, Transformationen der Antike 18 (Berlin) 35–46.

Langner, M. 2017. Übersetzungsleistungen antiker Bildproduzenten, Saeculum 67 (1), 67–102.

Lauter, H. 1966. Zur Chronologie römischer Kopien nach Originalen des 5. Jahrhunderts (Bonn).
Lauter, H. 1976. Antike Plastik 16. Die Koren des Erechtheion (Berlin).
Linfert, A. 1985. Rez. zu: Roman Copies of Greek Sculpture. The Problems of the Originals, Gnomon 57, 580–582.
Linfert, A. 1993. Aus Anlass neuer Repliken des Westmacottschen Epheben und des Dresdner Knaben, in: H. Beck – P. Bol (Hrsg.), Polykletforschungen (Berlin) 141–192.
Lippold, G. 1923. Kopien und Umbildungen griechischer Statuen (München).
Lipps, J. – Dorka Moreno, M. – Griesbach, J. (Hrsg.) 2021. Appropriation Processes of Statue Schemata in the Roman Provinces, Material Appropriation Processes in Antiquity 1 (Wiesbaden).
Maderna-Lauter, C. 1988. Iuppiter Diomedes und Merkur als Vorbilder für römische Bildnisstatuen. Untersuchungen zum römischen statuarischen Idealporträt, Archäologie und Geschichte 1 (Heidelberg).
Maderna-Lauter, C. 1990a. Polyklet in hellenistischer und römischer Zeit. Die Rezeption polykletischer Formen im hellenistischen Osten, in: C. Bol (Hrsg.), Polyklet. Der Bildhauer der griechischen Klassik (Mainz) 298–327.
Maderna-Lauter, C. 1990b. Polyklet in Rom, in: C. Bol (Hrsg.), Polyklet. Der Bildhauer der griechischen Klassik (Mainz) 328–392.
Manderscheid, H. 1981. Die Skulpturenausstattung der kaiserzeitlichen Thermenanlagen (Berlin).
Mangold, M. 1993. Athenatypen auf attischen Weihreliefs des 5. und 4. Jhs. v. Chr., HASB 2 (Bern).
Marvin, M. 2007. The Language of the Muses. The Dialogue between Roman and Greek Sculpture (Los Angeles).
Mateos Cruz, P. (Hrsg.) 2006. El foro provincial de Augusta Emerita. Un conjunto monumental de culto imperial (Madrid).
Mattusch, C. C. 1996. Classical Bronzes, The Art and Craft of Greek and Roman Statuary (Ithaca, NY).
Meyer, M. 1989. Die griechischen Urkundenreliefs (Mainz).
Mras, K. 1980. Die Hauptwerke des Lukian (München).
Neer, R. T. 2002. Style and Politics in Athenian Vase-Painting: The Craft of Democracy, ca. 530–460 B.C.E. (Cambridge).
Neudecker, R. 1988. Die Skulpturenausstattung römischer Villen in Italien (Mainz).
Neudecker, R. 2010. The Forum of Augustus in Rome: Law and Order in Sacred Spaces, in: F. Angelis (Hrsg.), Spaces of Justice in the Roman World (Leiden) 161–188.
Nick, G. 2002. Die Athena Parthenos. Studien zum griechischen Kultbild und seiner Rezeption, AM Beih. 19 (Mainz).
Noelke, P. 2021. Jupitersäulen aus der Germania superior, in: J. Lipps – S. Ardeleanu – J. Osnabrügge – C. Witschel (Hrsg.), Die römischen Steindenkmäler in den Reiss-Engelhorn-Museen Mannheim, Mannheimer Geschichtsblätter. Sonderveröffentlichungen 14 (Ubstadt-Weiher) 352–439.

Östergaard, J. S. 2015. Identical Roman Copies? Diversification through Color, in: S. Settis – A. Anguissola – D. Gasparotto (Hrsg.), Serial / Portable Classic. The Greek Canon and Its Mutation. Ausstellungskatalog Mailand 2015 (Mailand) 113–117.

Perry, E. 2005. The Aesthetics of Emulation in the Visual Arts of Ancient Rome (Cambridge).

Pfanner, M. 1989. Über das Herstellen von Porträts. Ein Beitrag zu Rationalisierungsmaßnahmen und Produktionsmechanismen von Massenware im späten Hellenismus und in der frühen Kaiserzeit, JdI 104, 157–257.

Preisshofen, F. – Zanker, P. 1970/71. Reflex einer eklektischen Kunstanschauung beim *Auctor ad Herennium*, DialA 4, 100–119.

Reinsberg, C. 1980. Studien zur hellenistischen Toreutik (Hildesheim).

Reusser, C. 1993. Der Fidestempel auf dem Kapitol in Rom und seine Ausstattung (Rom).

Richardson, J. 1728. Traité de la peinture et de la sculpture III. Description de divers fameux tableaux, desseins, statues, bustes, bas-reliefs etc. qui se trouvent en Italie (Amsterdam).

Ridgway, B. S. 1984. Roman Copies of Greek Sculpture. The Problem of the Originals (Ann Arbor, MI).

Riegl, A. 1927. Spätrömische Kunstindustrie (Wien).

Ritter, S. 2001. Fremde Götter und Heroen in attischen Urkundenreliefs, JdI 116, 129–162.

Ritter, S. 2002. Bildkontakte. Götter und Heroen in der Bildsprache des 4. Jhs. v. Chr. (Berlin).

Schmaltz, B. 1989. Andromeda. Ein campanisches Wandbild, JdI 104, 259–281.

Salcuni, A. – Formigli, E. 2011. Grandi bronzi romani dall'Italia settentrionale. Brescia, Cividate Camuna e Verona (Bonn).

Settis, S. 1992. Fortuna del Diadoumeno: I Testi, NumAntCl 21, 51–75.

Schmidt, E. E. 1973. Die Kopien der Erechtheionkoren, Antike Plastik 13 (Berlin).

Schmidt, S. 1996. Über den Umgang mit Vorbildern. Bildhauerarbeit im 4. Jh. v. Chr., AM 111, 191–223.

Schmidt, S. 2005. Rhetorische Bilder auf attischen Vasen. Visuelle Kommunikation im 5. Jahrhundert v. Chr. (Berlin).

Scholl, A. 1995. Χοηφοροι. Zur Deutung der Korenhalle des Erechtheion, JdI 110, 179–212.

Schreiber, S. 2013. Archäologie der Aneignung. Zum Umgang mit Dingen aus kulturfremden Kontexten, Forum Kritische Archäologie 2, 48–123.

Slavazzi, F. 2002. Immagini riflesse. Copie e doppi nelle sculture di Villa Adriana, in: A. M. Reggiani (Hrsg.), Villa Adriana. Paesaggio antico e ambiente moderno: elementi di novità e ricerche in corso (Mailand) 52–61.

Söldner, M. 1994. Der sogenannte Agon, in: G. Hellenkemper Salies – G. Bauchhenß – H.-H. von Prittwitz und Gaffron (Hrsg.), Das Wrack. Der antike Schiffsfund von Mahdia (Köln) 399–429.

Spannagel, M. 1999. *Exemplaria principis*. Untersuchungen zur Entstehung und Ausstattung des Augustusforums (Heidelberg).

Schuchardt, W. H. – Landwehr, C. 1986. Statuenkopien der Tyrannenmördergruppe, JdI 101, 84–126.

Stähli, A. 2008. Die Kopie. Überlegungen zu einem methodischen Leitkonzept der Plastikforschung, in: K. Junker – A. Stähli (Hrsg.), Original und Kopie. Formen und Konzepte der Nachahmung in der antiken Kunst. Akten des Kolloquiums in Berlin, 17. – 19. Februar 2005 (Wiesbaden) 15–34.

Stewart, P. 2003. Statues in Roman Society. Representation and Response (Oxford).

Stewart, P. 2010. Geographies of Provincialism in Roman Sculpture, RIHA Journal 2010, Artikel Nr. 5; <https://www.riha-journal.org/articles/2010/stewart-geographies-of-provincialism> (05.03.2021).

Strocka, M. 1979. Variante, Wiederholung und Serie in der griechischen Bildhauerei, JdI 94, 143–173.

Trillmich, W. 1979. Eine Jünglingsstatue in Cartagena und Überlegungen zur Kopienkritik, MM 20, 339–360.

Trimble, J. 2011. Replicating Women in the Roman Empire (Cambridge).

Ullrich, A. V. 2015. Gebaute Zitate. Formen und Funktionen des Zitierens in Musik, Bild und Architektur (Bielefeld).

Valeri, C. 2005. Marmora Phlegraea. Sculture del Rione Terra di Pozzuoli (Rom).

Versluys, M. J. 2017. Object-Scapes. Towards a Material Constitution of Romanness?, in: A. Van Oyen – M. Pitts (Hrsg.), Materialising Roman Histories (Oxford) 191–199.

Verzár-Bass, M. 2017. Modell und Wandel einer Bildpropaganda. Zur Clipeusdekoration des Augustusforums und ihrer Übertragung in die westlichen Provinzen, in: J. Lipps (Hrsg.), Transfer und Transformation römischer Architektur in den Nordwestprovinzen, Tübinger Archäologische Forschungen 22 (Rahden/Westf) 149–174.

Vorster, C. 2014. Inszenierung und Zitat. Die Befreiung der Andromeda in den Bildmedien der römischen Kaiserzeit, in: D. Boschung – L. Jäger (Hrsg.), Formkonstanz und Bedeutungswandel, Morphomata 19 (Paderborn) 15–39.

Wesenberg, B. 1984. Augustusforum und Akropolis, JdI 99, 161–185.

Wickhoff, F. 1912. Römische Kunst (Berlin).

Williams, C. K. – Fischer, J. E. 1975. Corinth 1974: Forum Southwest, Hesperia 44, 1–50.

Wünsche, R. 1972. Der Jüngling vom Magdalensberg. Studie zur römischen Idealplastik, in: J. A. Schmoll gen. Eisenwerth – M. Restle – H. Weiermann (Hrsg.), Festschrift Luitpold Dussler. 28 Studien zur Archäologie und Kunstgeschichte (München) 45–80.

Zanker, P. 1969. Forum Augustum. Das Bildprogramm (Tübingen).

Zanker, P. 1974. Klassizistische Statuen. Studien zur Veränderung des Kunstgeschmacks in der römischen Kaiserzeit (Mainz).

Zanker, P. 1992. Nachahmung als kulturelles Schicksal, in: C. Lenz (Hrsg.), Probleme der Kopie von der Antike bis zum 19. Jh. (München) 9–24.

Zevi, F. – Valeri, C. 2008. Cariatidi e clipei: il foro di Pozzuoli, in: E. La Rocca – P. León – C. Parisi Presicce (Hrsg.), Le due patrie acquisite. Studi di archeologia dedicati a Walter Trillmich (Rom) 443–464.

Zimmer, K. 2014. Klassische Kunst in hellenistischer Zeit. Form, Funktion und Stellenwert klassischer Skulpturen im Hellenismus (Rahden/Westf.).

ALTE WÄNDE – VIELE SICHTEN: DIE METHODEN DER RÖMISCHEN WANDMALEREIFORSCHUNG

Katharina Lorenz

Keywords: Pompeji – Wandmalerei – Dekor – Stilforschung – Raumforschung – Ikonologie

Abstract: Der Beitrag setzt die drei zentralen Bereiche der römischen Wandmalereiforschung – Stil, Raum, Bildthemen – und ihre jeweiligen Formen der Wissensproduktion in ein relationales Verhältnis, um im Rahmen einer solchen Ontologie Möglichkeiten für den Umgang mit der Gattung „Wandmalerei" darzulegen. Ausgehend von einer kritischen Präsentation der wesentlichen methodischen Entwicklungen in den drei Forschungsbereichen wird die Leistungsfähigkeit der einzelnen Ansätze exemplarisch an einem Fallbeispiel dargelegt. Die Analyse der komplexen Innenausstattung der dafür gewählten Casa del Menandro in Pompeji hilft aufzuzeigen, welche heuristischen Möglichkeiten die einzelnen Methoden bieten, wo ihre Grenzen liegen, und wie sie in ein produktives Zusammenspiel gebracht werden können.

Prolegomena zu einer Ontologie der römischen Wandmalerei

Die Römer produzierten und verwendeten Malerei in unterschiedlicher Weise: in Tempera- oder Fresko-Technik; als Tafelbilder in politischem, religiösen oder häuslichem Kontext; als Wandmalerei an bzw. in Tempeln, öffentlichen Gebäuden, in Wohnhäusern sowie im Funerärbereich, und auch, um das Erscheinungsbild von Marmorskulptur zu intensivieren. Dies alles ist im archäologischen Befund ebenso wie in den Schriftquellen gut dokumentiert. Die kampanischen Städte um den Golf von Neapel bieten den größten zusammenhängenden Befund römischer Malerei, die sich hier durch den Vesuvausbruch des Jahres 79 n. Chr. in den innerstädtischen Gebäuden und Häusern sowie in den ländlichen Villen und den Luxusvillen an der Küste erhalten haben. Weitere, teils sehr umfangreiche Einzelbefunde von Wandmalerei aus Häusern der mittleren und späten Kaiserzeit finden sich in Rom, Ostia und Ephesos. Damit dient die römische Wandmalerei als Quelle für unser Verständnis der römischen Malerei generell; wichtiger noch: Sie dient uns

Publiziert in: Stefan Krmnicek – Dominik Maschek (Hrsg.), Römische Archäologie in Deutschland. Positionsbestimmung und Perspektiven (Heidelberg, Propylaeum 2023)
doi: https://doi.org/10.11588/propylaeumdok.00005852

auch als Quelle für die griechische Malerei der Klassik und des Hellenismus, denn auch diese ist nur sehr fragmentarisch erhalten; zugleich wirkte diese griechische Malerei spätestens seit dem 2. Jh. v. Chr. auf die Entwicklung der Gattung bei den Römern, da die römischen Eroberungen griechische Tafelbilder ebenso nach Italien brachten wie griechische Maler, welche die Kunstproduktion ihrer neuen Heimat entscheidend prägten. Die Schriftquellen, allen voran Plinius d.Ä. in seiner Naturgeschichte (35.1.5–10.34–41), berichten von zahlreichen griechischen Meisterwerken der Malerei, die in den öffentlichen Gebäuden Roms zur Ausstellung kamen, etwa in der *Saepta* auf dem *Campus Martius*, in der *Porticus Octaviae* oder der Bibliothek des Asinius Pollio.

Die Schriften von Petron und Philostrat dokumentieren zudem die Existenz von speziell angelegten Bildergalerien am Golf von Neapel, durch welche das Publikum von Bilderklärern geführt werden konnte (Petron, *Satyricon* 83.1–6; Philostrat, *Imagines*). Die meisten dieser ekphrastischen Bildbeschreibungen sind jedoch häufig frustrierend knapp und konzentrieren sich etwa nur auf die Nennung von Bildthemen; oder sie zielen überhaupt nicht auf eine fakt-basierende Beschreibung der Malerei, sondern nutzen den Verweis auf ein anderes Medium, um spezifische Erzählstrategien zu befeuern. So stellt die römische Wandmalerei – und genauer: die kampanische Wandmalerei aus dem Wohnbereich – eine der verlässlichsten Quellen für die gesamte antike Malerei dar. Diese weitreichende Sonderrolle bedingt umgekehrt aber auch, dass die Forschung komplexe bzw. teils auch widersprüchliche Anforderung an diese Materialgattung herangetragen hat und trägt: Man versteht die römische Wandmalerei zugleich als billiges Substitut der hochwertigeren griechischen Tafelmalerei ebenso wie auch als wesentliches Zeugnis römischer Wandmalerei und fruchtbare Quelle zur kulturgeschichtlichen Erforschung des römischen Wohnbereichs. Grob umrissen ist die Forschung zur römischen Wandmalerei auf drei Bereiche konzentriert, die ungeachtet einzelner Überschneidungen jeweils mit einem distinkten methodischen Werkzeugkasten bearbeitet wurden bzw. weiterhin analysiert werden: Stil, Raum und Bildthemen. Eine wesentliche wissenschaftliche Herausforderung für die Wandmalereiforschung ist es, diese drei Bereiche und ihre jeweiligen Formen der Wissensproduktion in ein produktives relationales Verhältnis zu setzen. Eine solche Ontologie im informationswissenschaftlichen Sinn verspricht jedoch eine möglichst umfassende Form der Nutzung aller zur Verfügung stehenden Daten. Im Folgenden sollen mögliche Wege zu einer solchen Ontologie aufzeigt werden.

Stil

Die Stilforschung hat sich der römischen Wandmalerei aus zwei Richtungen genähert: zum einen aus der Perspektive der Meisterforschung und Kopienkritik, zum anderen aus dem Blickwinkel der Stiltypologie und Stilsemantik. Die Meisterforschung und Kopienkritik konzentrierten sich insbesondere auf die in Pompeji so

zahlreich erhaltenen mythologischen Mittelbilder, um sie als Quelle für die Rekonstruktion der fast vollständig verlorenen griechischen Tafelmalerei zu benutzen. Dieser Forschungszweig etablierte sich bereits im 18. Jh. mit Beginn der Ausgrabungen in Kampanien und manifestiert sich etwa darin, dass Forscher wie Johannes Overbeck und Heinrich Brunn auf die Ähnlichkeiten einzelner Mythenbilder zu jenen antiken literarischen Schilderungen von bekannten Werken griechischer Meister verwiesen, wie sie sich etwa bei Plinius finden (Overbeck 1875, 527–529 [die erste Auflage war 1856 veröffentlicht worden]; Brunn 1889, 198; 1906). Wolfgang Helbig entwickelte diese Meisterhändeforschung in seiner Untersuchung der mythologischen Mittelbilder dann explizit in einen neuen, kopienkritischen Ansatz fort, in dem die vergleichende Diagnostik von Versionen desselben Mythos dazu eingesetzt wurde, um die griechischen Originale wiedererstehen zu lassen (Helbig 1868; vgl. Fröhlich 2011, 170). Dieser Forschungszweig erlebte in den 1920er Jahren eine neuerliche Hochphase, als insbesondere die deutsche Forschung ihre durch das 18. und 19. Jh. bestehende Reserviertheit gegenüber der pompejanischen Wandmalerei überwand (Allroggen-Bedel 2014). In der Wandmalereiforschung hatte sich ähnlich wie in der gleichzeitigen Erforschung antiker Skulptur (Lippold 1923) ein neues Interesse an den römischen Kopien geregt, das nun die von den römischen Künstlern vorgenommenen Selektionen in den Blick nahm, um nicht nur etwas über die Qualitäten der griechischen, sondern vor allem der römischen Kunst zu lernen (Diepolder 1922; Curtius 1929).

In entschiedener Abkehr von Meisterforschung und Kopienkritik bildete sich in der zweiten Hälfte des 19. Jh. der Forschungszweig der Stiltypologie heraus. Zwar kam auch hier, wie in der Kopienkritik, der Werkzeugkasten der Formdiagnostik zum Einsatz, doch nun, um die in der Wandmalerei zu beobachtenden stilistischen Entwicklungen chronologisch zu differenzieren. Mit der neuen inhaltlichen Perspektive verschob sich auch der Blickwinkel auf die Kunstgattung selbst: Das Forschungsinteresse galt nun nicht mehr den figürlichen Elementen der Wanddekorationen, sondern den Strukturen der Dekoration insgesamt, d. h. dem ornamentalen System, das dem jeweiligen Design einer Wand bzw. eines Raumes zugrunde lag. Konstitutiv für diese Forschungsrichtung war August Maus Studie zu den pompejanischen Wandmalereien von 1882. In der Einleitung zitierte Mau (Mau 1882, 9–10) programmatisch den römischen Architekturtheoretiker Vitruv, der im siebten Buch seines Architekturtraktats aus der Zeit der späten Republik im Kontext einer Diskussion zur Innenausstattung von Wohnhäusern und der Farbenkunde drei chronologisch differenzierbare stilistische Stufen der Wandgestaltung voneinander scheidet (*De Architectura* 7.5.1–4). Mau verstand die Wandmalerei als eine spezifische Form des Kunsthandwerks, die eine architektonische Rolle erfüllte und deren chrono-typologische Entwicklung es in diesem Sinne zu klären gelte (Bragantini 2014, 10–11). Mit dem Fokus auf Dekorationsstrukturen positionierte sich Mau (Kalinowski 2014; Eristov 2014, 8–9) nahe an dem nur kurz zuvor von dem Architekturhistoriker Gottfried Semper formulierten Modell von Dekor und Ornament in der Architektur (Semper 1860).

Maus neuer Zugriff auf die Wandmalerei wurde durch die Fortschritte möglich, die unter der Ägide von Giuseppe Fiorelli in den Jahren zuvor in Pompeji gemacht worden waren: Die neue wissenschaftliche Form des Ausgrabens und Dokumentierens von Fiorelli und seiner Kollegen – Michele Ruggiero, dem Leiter der Ausgrabungen, und Giulio de Petra, dem Direktor des Neapler Museums – stellte die Dekorationen der Wände als eigenständiges Phänomen in ganz neues Licht (Allroggen-Bedel 2014, 24). Mau schied vier Gruppen von Wanddekoration, die sogenannten vier pompejanischen Stile (Descoeudres 1994; Strocka 2008; Bragantini 2012, 359–360; Lorenz 2015, 256–264), die er als chronologisch aufeinander folgend verstand. Mau setzte den Ersten Stil deshalb klar von den anderen drei Stilen ab, weil hier nicht Freskomalerei zum Einsatz kam, sondern bemalte Stuckatur, die griechische Steinmetzarbeit imitierte (Mau 1882, 7, 11–123). Mau kategorisierte die anderen drei Stile anhand des jeweiligen konzeptionellen Verständnisses des Parameters „Raum" und der Verteilung von Dekorationselementen an einer Wand, die er zwischen den Polen „offen" und „geschlossen" verortete, ebenso wie durch die jeweilige Wahl von Farben und Ornamenttypen. Mau sah im Dritten Stil mit seinen klar demarkierten Strukturen und beruhigten Farbschemata den Höhepunkt der pompejanischen Wandmalerei (Mau 1882, 449): „Das rechte Kennzeichen eines feinen und hoch entwickelten Geschmacks, die Schönheit in der Einfachheit, ist ganz besonders, und eigentlich ausschließlich, der Zeit des dritten Stils eigen." In den hybriden, unruhigen Formen und Farben des Vierten Stils erkannte Mau hingegen die Symptome des Niedergangs dieser kunsthandwerklichen Gattung (Mau 1882, 448): „Die auf die Zeit des dritten Stils folgende Periode dürfen wir als die Zeit des beginnenden Verfalls bezeichnen."

Mau machte sich in seinem Ansatz einen evolutionären Entwicklungsgedanken zunutze (Mau 1882, iii): „Dass dieselben in vier stilistisch verschiedene, zeitlich auf einander gefolgte Gruppen zerfallen, dass die durch diese Gruppen vertretenen Decorationsweisen eine aus der anderen entstanden sind, dass uns also hier eine ununterbrochene, mindestens 160 Jahre umfassende Entwicklung vorliegt, wurde mir schon im Jahr 1873 klar (...)." Maus Begriff der stilistischen Formentwicklung signalisierte seine Distanz zu Johann Joachim Winckelmanns Betonung des künstlerischen Genius im Schaffensprozesses, die bis dato auch die römische Wandmalereiforschung geprägt hatte. Maus Interesse an der kunsthandwerklichen Entwicklung rückt ihn stattdessen in die Nähe des Wiener Kunsthistorikers Alois Riegl zur Geschichte des Ornaments und sein Konzept des Kunstwollens (Lorenz 2016, 24–27, 95–97), das er in einer 1893 gut zehn Jahre nach Maus Veröffentlichung erschienen Studie erstmals umriss (Riegl 1893). Riegl hatte sein Modell in explizitem Kontrast zum Ansatz von Semper entwickelt, weil seiner Ansicht nach Sempers Betonung der Rolle des Materials und der technischen Verfahren im künstlerischen Schaffensprozess die den Kunstformen selbst innewohnende, evolutionäre Entwicklungskraft unterschätzte. So lässt sich in Maus nüchternen Verweisen auf Formentwicklung

und Raumwirkung vielleicht auch eine Distanz zu Sempers deutlich utilitaristischer Argumentationsweise und stattdessen eine Parallelität mit dem Ansatz von Riegl beobachten, der selbst von der klassisch-archäologischer Forschung geprägt war (Lorenz 2021, 187–188). Maus Methode setzte sich nur langsam in der klassisch-archäologischen Forschung durch – wohl auch, weil bereits Immanuel Kants negative Beschreibung von „Ornament“ auf Basis von Vitruvs Einschätzung die intensivere Beschäftigung mit dieser Kategorie in der altertumswissenschaftlichen Forschung desavouiert hatte (Squire 2018, 18–22). Dann jedoch standen in der Wandmalereiforschung bis in die 1980er Jahre Fragen zu Material, Maltechnik und der Feinchronologie einzelner Dekorationssysteme im Vordergrund, obwohl Erwin Panofsky bereits in den 1920er Jahren die reduktionistischen Ansätze in Riegls Modell herausgearbeitet hatte, welche die Semantik der formal-stilistischen Elemente ignorierten (Panofsky 1920; 1925; vgl. Alpers 1979, 104), und man auch in der römischen Skulpturenforschung schon deutlich früher begonnen hatte, sich mit dem semantischen Gehalt römischer Stilselektion zu beschäftigen (Brendel 1936; 1953).

Insgesamt ist das Verhältnis von Stil-Typologie und -semantik für die Wandmalereiforschung nur kursorisch diskutiert worden (Schefold 1965, 216; Bragantini 2012, 359–362). Eine Abkehr von Maus rein stil-evolutionistischem, taxonomischen Modell und eine Hinwendung zu Fragen der Stilsemantik lassen sich aber etwa in Anne Laidlaws Beschäftigung mit dem Ersten Stil (Laidlaw 1985, 16–17) oder auch in den Arbeiten von Wolfgang Ehrhardt, Rolf Tybout und Alix Barbet beobachten, die sich mit dem Zusammenhang von Dekorationsstil, Raumfunktion und Betrachterwahrnehmung beschäftigten (Ehrhardt 1987; Tybout 1989; Barbet 2010); sie dehnten den Wirkungsbereich jenseits von Aspekten des technischen auf solchen des metaphorischen Raumes aus. Mit einem ähnlichen Ziel verfolgte man neuerlich zudem Fragen danach, warum ältere Dekorationen in einzelnen Häusern bzw. Hausteilen ungeachtet der jeweiligen vorherrschenden Dekorationsmoden über Jahrzehnte erhalten wurden (Ehrhard 2012; McAlpine 2015), wie etwa in der Casa del Fauno (Regio VI 12,2.5) oder der Casa del Labirinto (Regio VI 11,8–10); oder auch, warum Dekorationen unterschiedlicher Stilphasen gleichzeitig in einem Haus angebracht wurden, wie etwa in der Casa della Caccia Antica (Regio VII 4,48) (Allison – Sear 2002, 83–84).

Raum

Zwar bietet die Kategorie „Raum” der semantisch orientierten Stilforschung einen Analyserahmen zur Untersuchung der Gleichzeitigkeit einzelner Stilstufen, doch hat das Verhältnis von Wanddekoration und Raumfunktion insgesamt die Forschung zur römischen Wandmalerei ebenso wie die klassisch-archäologische Raumforschung immer wieder mit komplexen methodischen Herausforderungen konfrontiert (Lorenz 2008, 14–21). August Maus Modell basierte auf der Prämisse, dass sich

„Raumfunktion“ direkt im gebauten bzw. technischen Raum und seiner Dekoration abbildet. Im Zuge des Spatial Turn seit den 1980er Jahren etablierte sich dann in der klassischen Archäologie die Vorstellung, dass das Räumliche als eigenständiger Teil des Gesellschaftlichen ein wesentliches Zeugnis zur Beantwortung von Fragen sozialer Strukturen und kultureller Praktiken darstellt. Man adaptierte Methoden der Architektursoziologie, um etwa aus der kritischen Analyse der architektonischen Form der erhaltenen Hausbefunde, ihrer permanenten Ausstattungselemente ebenso wie der literarischen Quellen zum römischen die Funktionen von einzelnen Räumen und Hausbereichen zu erschließen (Allison 1992; Riggsby 1997). Ein wesentliches Ergebnis dieser Untersuchungen war die Erkenntnis, dass von einer multifunktionalen Nutzung vieler Räume im römischen Haus auszugehen ist bzw. dass ihre Nutzung je nach Tages- oder Jahreszeit variieren konnte. Eine derartig anzunehmende Multifunktionalität der Räume bedingte allerdings auch, dass das Verhältnis von gebautem Raum und permanenten Ausstattungselementen neu durchdacht werden musste. Wenn der technische Raum multiplen Funktionen Platz bietet, dann kann nicht von einer eindimensionalen Beziehung von Raumfunktion und Dekoration ausgegangen werden, wie sie bei Mau im Vordergrund gestanden hatte. Stattdessen bietet sich ein Analyserahmen an, in welchem die multiplen Bezugsmöglichkeiten zwischen technischem Raum und Ausstattung als Bestandteile eines metaphorischen Raumes verstanden werden, in welchem sich konkrete Nutzungsprozesse vollziehen, und damit treten Fragen zum sozialhistorischen Rahmen des römischen Wohnens in den Vordergrund.

In der gegenwärtigen klassisch-archäologischen Forschung sind drei Methoden zur Untersuchung von Raumfunktion besonders häufig anzutreffen. Das architekturtypologische Modell der *space syntax* umfasst unterschiedliche Untersuchungsstränge, welche auf der Grundlage von Aspekten wie Sichtbarkeit, Bewegung und Zugänglichkeit den gebauten Raum als Evidenz zur Beantwortung soziologische Fragen erschließen wollen (Hillier – Hanson 2005; Hillier 2014; Paliou 2014). Einer dieser Stränge, die *access analysis*, ist verschiedentlich auf pompejanische Häuser angewandt worden (Graham 1997; Lorenz 2008, 19–21; van Nes 2014). Dieser Ansatz zielt auf die Topologie einzelner Architektureinheiten und setzt die Räume einer Hauskonfiguration auf der Basis des Grundrissplans in einen hierarchischen Bezug zueinander. Wesentlich bei dieser Einordnung ist nicht die Größe oder Ausgestaltung eines Raumes, sondern seine Rolle bezüglich seiner Zugänglichkeit und seiner Verteilerfunktion innerhalb des Hausganzen. Liegt ein Raum beispielsweise am Ende einer Flucht von anderen Räumen und ist nur über diese erreichbar, so ist seine Zugänglichkeit und seine Verteilerfunktion niedrig. Ein Raum hingegen, von dem viele andere Räume und Routen durch das Haus abzweigen, ist in beiden Kategorien hoch zu bewerten, gleichzeitig dürften diese Räume von Hausnutzern stärker frequentiert worden sein. Die Raumfunktion wird in diesem Modell also nur in indirekter Weise definiert und bleibt im Wesentlichen auf Fragen des technischen

Raumes beschränkt; so erlaubt ein solcher Ansatz nur sehr allgemeine Schlussfolgerungen zu Formen der Interaktion bzw. schlicht der Bewegungsmöglichkeiten in einzelnen Wohnbereichen (Parker Pearson – Richards 2003, 29). In praxi machen sich architekturtypologische Ansätze deshalb durchaus auch Beobachtungen zur Dekoration und Ausstattung zunutze, um weitere Aussagen über einzelne Wohnbereiche treffen zu können. In Zuge der sich stärker ausweitenden Nutzung von computergestützten Formen der Analyse von Bewegungsmöglichkeiten und Sichtbarkeit sind hier neue Erkenntnisse zu erwarten (Paliou 2014, 7–8). Dabei werden dann auch Untersuchungswerkzeuge der beiden folgenden Methoden genutzt.

Die Methode der *artefact assemblage* basiert auf der Aufnahme aller Funde in den einzelnen Räumen einer Wohneinheit, um so eine Funktionseinordnung vorzunehmen, die unabhängig von der architektonischen Form und den permanenten Ausstattungselementen eines Raumes ist; die Arbeiten von Penelope Allison waren in diesem Bereich wegweisend (Allison 1992; 2005; 2006b). Der Ansatz ist in bewusstem Kontrast zu Untersuchungen positioniert, welche die Raumfunktion als primär in der architektonischen Form sowie den permanenten Ausstattungselementen eines Raumes ausgedrückt sehen. Stattdessen stehen ähnlich wie bei der *access analysis* taxonomische Kriterien im Vordergrund. In praxi jedoch lässt diese in der Inventaranalyse gewählte Fokussierung auf die Funde, und damit ganz spezifisch auf die in einem Raum ausgeübten Aktivitäten, viele Fragen zur Raumnutzung offen bzw. erlaubt nur eine sehr grobe Differenzierung zwischen einzelnen Räumen eines Wohnhauses. Schließlich basieren die verschiedenen Ansätze der sozialhierarchischen Methode auf der Vorstellung, dass gesellschaftliche Handlungen in ihrer räumlichen Organisation nur relational untersucht werden können: Zum Verständnis sozialer Interaktion ist das Verhältnis einzelner Interaktionsprozesse zueinander wesentlich. Während das Auszählen und Kartographieren von Ausstattungselementen hier im Wesentlichen auch taxonomischen und topologischen Prinzipien folgt, ist der Aussagewert dieses Vorgehens im Hinblick auf soziale Strukturen jedoch deutlich höher als dies beim alleinigen Einsatz etwa der *access analysis*.

Dies verdeutlicht die Arbeit von Andrew Wallace-Hadrill zu Häusern in Pompeji und Herculaneum (Wallace-Hadrill 1988; 2010): In einer Kombination von texthermeneutischer Analyse von Vitruv und raumtypologischen Studien, insbesondere einer intensiven statistischen Untersuchungen der Ausstattung, entwickelte Wallace-Hadrill ein Modell vom römischen Haus, das die einzelnen Bereiche in Bezug auf ihr Maß an Repräsentativität zueinander in Verhältnis setzt. Wallace-Hadrill interpretierte die so erarbeiteten Verteilungscluster von Wand- und Bodenschmuck ebenso wie permanenter architektonischer Form als ein Leitsystem für die Hausnutzer: Die prestigeträchtigen Bereiche sind aufwendig dekoriert, die Servicebereiche einfach bemalt; die Übergänge zwischen den einzelnen Bereichen sind fließend. Die Differenzierungen verlaufen nach feinen Stufen, die einen Hausbereich jeweils nur

im Vergleich mit einem anderen kategorisierbar macht. Grundsätzlich trennte Wallace-Hadrill vier mögliche Bereiche des Wohnens: den *public concourse* (*atrium*-Bereich), die *rooms for public entertainment* (*convivia*), *personal spaces* und *work areas*. Die wesentlichen Einsichten, die durch diesen Ansatz gewonnen werden können, lenken allerdings den Untersuchungsschwerpunkt häufig weg von der architektonischen Struktur der Räume und hin auf ihre Dekoration, insbesondere ihre Wandmalereiausstattung. Dies bedeutet zum einen eine stärkere Wertung von Aspekten des metaphorischen Raums gegenüber jenen des technischen Raumes. Zum anderen aber treten so auch schnell die Grenzen eines solchen Verfahrens zutage, denn Wallace-Hadrill kann in seinem Modell keine sozialen oder funktionalen Distinktionen zwischen Räumen treffen, die sich in der Art ihrer Ausstattung mit Wandmalerei gleichen; dies betrifft etwa die Räume seiner höchsten Kategorie: Räume, die mit Mythenbildern als Teil der Wanddekoration ausgestattet sind (Lorenz 2008, 21–23).

Bildthemen

Adolf Trendelenburg artikulierte 1876 erstmals ein Interesse an den figürlichen Mittelbildern der pompejanischen Wandmalerei, das in expliziter Abkehr vom Interesse der Meisterforschung und Kopienkritik positioniert war (Trendelenburg 1876). Konkret untersuchte er die thematischen Bezüge zwischen Mythenbildern, welche in demselben Raum angebracht waren. Damit verfolgte Trendelenburg Fragen zur inhaltlichen Aufladung des römischen Hauses, und somit zum metaphorischen Raum, welcher sich aus Architektur und Ausstattung speist. Trendelenburgs Auseinandersetzung war jedoch rein philologisch und basierte ausschließlich auf den Titeln der Bilder, nicht ihrer ikonographischen Ausgestaltung. Die Ikonographie der einzelnen Bilder, ihr möglicher Aussagegehalt sowie die chronologische Entwicklung von Kombinationsmustern dieser Bilder oder die ikonologische Dimension der einzelnen Bilder und ihrer Zusammenstellung insgesamt spielte erst seit der zweiten Hälfte des 20. Jh. eine Rolle in der Forschung zur römischen Wandmalerei (Schefold 1952; Thompson 1960; Brilliant 1984, bes. 53–89; dazu Lorenz 2018, 141–142). Heute ist in der Forschung allgemein akzeptiert, dass die mythologischen Darstellungen in den Augen der Betrachter idealisierende oder auch kontrastierende Parallelwelten generieren (z. B. Trimble 2002; Platt 2002; Hodske 2007) bzw. konkrete gesellschaftliche Rollenvorstellungen zum Ausdruck bringen (z. B. Fredrick 1995; Bergmann 1996; Koloski-Ostrow 1997; Lorenz 2008, 186–285); dabei spielt gerade die Auseinandersetzung mit dem Spektrum an möglichen Betrachterreaktionen eine wesentliche Rolle (Lorenz 2016, 162). Diese Aspekte werden mit Methoden aus der Ikonologie, Semiotik und Bildwissenschaft untersucht.

In Bezug auf die Bildzusammenstellungen hat man in den letzten drei Jahrzehnten rhetorische Prinzipien der späten Republik und frühen Kaiserzeit herangezogen (*Ad C. Herenn.* 3.16–24; Cic. *de orat.* 2.86.351–54; Quint. *inst. or.* 11.2.17–22),

um die intendierten Effekte dieser Kombinationen zu sondieren (Brilliant 1984; Leach 1988; Rouveret 1989; dazu Lorenz 2014, 183–188). Bettina Bergmann entwickelte aus der Auseinandersetzung mit diesen rhetorischen Prinzipien ein Modell zur Analyse von Innendekoration, das die „semantische Flexibilität" und „thematische Polyphonie" der Mittelbilder sinnhaft zu beschreiben sucht (Bergmann 1994, 245–251), und damit, wie einzelne Dekorationselemente ihre Bedeutung abhängig davon verändern, was in ihrem Umfeld sonst noch sichtbar ist. Wiederum basierend auf den antiken rhetorischen Handbüchern definierten Bergmann und andere modale Prinzipien, nach welchen insbesondere die mythologischen Mittelbilder in den pompejanischen Häusern miteinander kombiniert zu sein scheinen (Bergmann 1999, 101; vgl. Brilliant 1984, 71; Descoeudres 1994, 163; Strocka 1997, 130): Parallelisierung, Intensivierung, Kontrast (*similtudo*, *vicinitas*, *contrarium*). Diese Kategorien können helfen, die unterschiedlichen Modi der Inhaltsübermittlung zu differenzieren, welche von den Innendekorationen angestoßen werden. Wesentlich ist jedoch, dass gerade die Dekorationen mit mythologischen Mittelbildern sowie ihr Zusammenspiel mit anderen Ausstattungselementen nicht jeweils nur von einem modalen Prinzip geprägt sind, sondern dass sie sich vielmehr gerade dadurch zu unterscheiden scheinen, wie diese einzelnen modalen Prinzipien miteinander in Interaktion gebracht werden, um besonders weit ausgreifende bzw. klar fokussierte Inhalte zu generieren (Lorenz 2008, 41–44).

Eine Fallstudie: die Casa del Menandro

Im Folgenden soll die Leistungsfähigkeit der vorgestellten Methoden in ihrer Aussagefähigkeit in Bezug auf die Wandmalerei sondiert werden, und noch zugespitzter: in Bezug auf die Wandmalerei in Räumen mit mythologischen Mittelbildern. Die Casa del Menandro in Pompeji (Regio I 10,4) dient als Fallstudie (Baldassare 1991, 241–397; Ling 1997, 47–144; Ling – Ling 2005, 3–106). Es bietet mit seiner hohen Ausstattungsdichte und -komplexität bei zugleich vorzüglichem Erhaltungszustand eine ideale Versuchsanordnung. Das Haus erstreckt sich mit 1800m^2 fast über die gesamte Insula (Abb. 1). Die Exklusivität der Anlage artikuliert sich auch darin, dass dies eines der ersten pompejanischen Häuser war, dass mit einem Privatbad ausgestattet war (ab etwa 30 v. Chr.) und den größten Bankett-Raum der Stadt beherbergt: Raum (18). Dazu sind 80 m^2 Bodenfläche mit qualitative hochwertigen Bodenmosaiken parallel zur Phase des Zweiten Stils geschmückt, inklusive von drei figürlichen *emblemata* (Ling – Ling 2005, 95). Auch die Wandmalereien des Hauses stechen hervor, denn sie markieren häufig den Beginn von bestimmten dekorativen Trends in Pompeji. So gehören die mythologischen Szenen des Zweiten Stils im *atriolum* (46) des Badetrakts zu den frühesten Beispielen für mythologische Themen an pompejanischen Wänden (Ling – Ling 2005, 20–23, 64–65; Clarke 2007a, 134–140); das Fresko des Dramatikers Menander im Peristyl, das dem Haus den Namen gab, ist die einzige Darstellung eines benannten Dichters an den pompejanischen Wänden

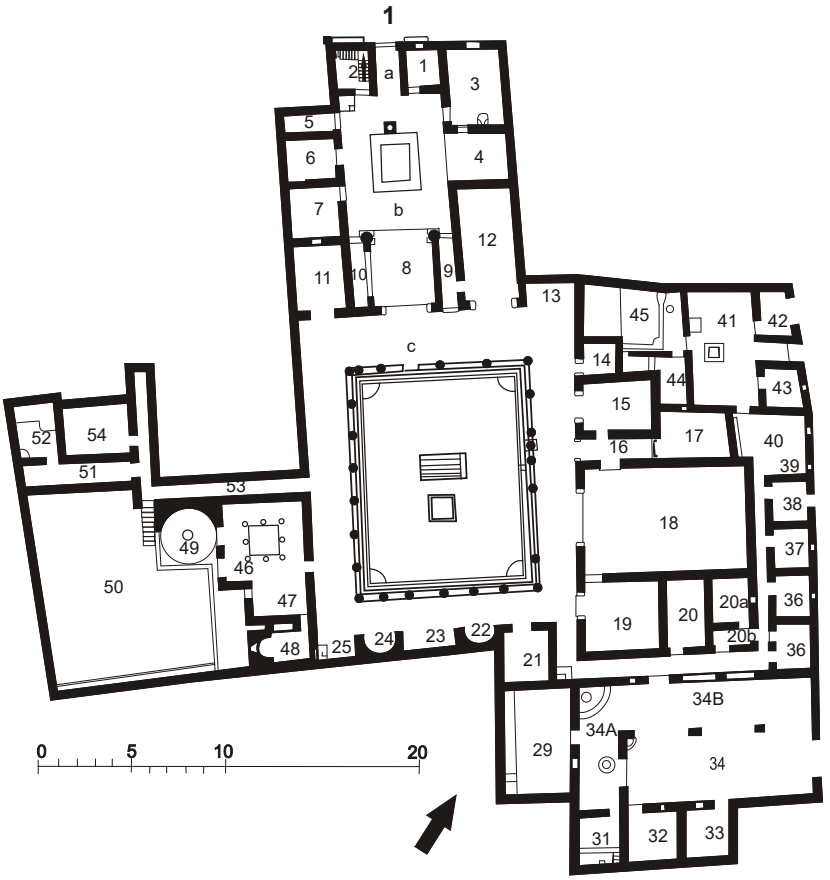

Abb. 1 Pompeji, Casa del Menandro (I 10,4). Plan: K. Lorenz.

(Ling – Ling 2005, 85–88, bes. 87); die Szenen der Ilioupersis des Vierten Stils aus *ala* (4) gehören zu den wenigen zyklischen Darstellungen dieser Dekorationsphase; und das Bild von Perseus und Andromeda des Vierten Stils aus Raum (11) ist wahrscheinlich die erste römische Darstellung dieser spezifischen Episode des Mythos.

Stil

Die Wände des Hauses sind in unterschiedlichen Phase des Vierten Stils dekoriert; nur im Badetrakt haben sich Dekorationen des Zweiten Stils erhalten. Roger Ling konnte in seiner eingehenden Untersuchung der Wanddekorationen zeigen (Ling – Ling 2005, 3–4), dass die chronologische Abfolge der Dekorationen des Hauses aus Beobachtungen zu den architektonischen Gegebenheiten im Zusammenspiel mit der Wandbemalung erschlossen werden kann; Ling legte dar, dass die Ausmalung in drei Phasen erfolgte und u. U. jeweils von derselben Werkstatt durchgeführt wurde: in einer ersten Phase im frühen 4. Stil während der 40er Jahre n. Chr.; schließlich

in zwei weiteren Schritten im ausgeprägten 4. Stil, wohl einmal vor dem 62 n. Chr. angenommenen Erdbeben, einmal danach; Ling lokalisiert diese beiden Phasen in den Jahren von 61 bis 65 n. Chr. Damit werden auch die vier Räume um Atrium und Peristyl zeitlich verordnet, die mit mythologischen Mittelbildern ausgestattet sind: die Räume (4), (11), (15) und (19). Die Dekoration von *ala* (4) mit den drei Mittelbildern, die Szenen aus der Ilioupersis zeigen, entstand gemeinsam mit jener des gesamten Atriumbereichs in der dritten und letzten Dekorationsphase, nach dem Erdbeben von 62 n. Chr. (Ling – Ling 2005, 41–46). Die Räume in diesem Hausbereich – *ala* (4), *atrium* (b) und *tablinum* (8) – sind in demselben Farbschema dekoriert, dass aus einer schwarzen Sockelzone sowie großen, alternierend rot-gelben Flächen in der Mittelzone komponiert ist (Ling – Ling 2005: 42). Die Wände von Raum (11), dem sogenannten „Grüne Salon", der mit Szenen von Andromeda und Perseus sowie Dionysos geschmückt ist, werden in der ersten Ausstattungsphase des Vierten Stils in den 40er Jahren n. Chr. dekoriert. Der Mosaikboden mit dem *emblema*, das jagende Pygmäen in einer Nillandschaft zeigt, stammt aus einer früheren Ausstattungsphase des Zweiten Stils (Ling – Ling 2005, 67–71; Versluys 2002, 108–109). Raum (15) mit seinen Mittelbildern von Perseus, Andromeda und Dirke wurde etwa ein Jahrzehnt nach Raum (11) dekoriert und zeigt zudem auch Spuren von Reparaturen, wie etwa die neuen Mittelpaneele an Nord- und Ost-Wand, die nach dem Erdbeben eingefügt wurden (Ling – Ling 2005, 76–81). Ähnlich wie Raum (11) ist auch dieser Raum am Peristyl durch seine monochrome Farbgebung charakterisiert, hier nun mit einem roten Farbschema; und auch der Boden dieses Raumes stammt aus der Phase des Zweiten Stils, zeigt aber kein *emblema*. Die Ausstattung von Raum (19) mit seinen dionysischen Mittelbildern schließlich stammt aus derselben Phase wie jene von *ala* (4), nach dem nach dem Erdbeben von 62 n. Chr. (Ling – Ling 2005, 82). Das Farbschema dieses dritten Raums am Peristyl ist wieder monochrom, diesmal gelb gestaltet.

Raum: *access analysis*

Bei einer Analyse der Struktur der Casa del Menandro nach den Prinzipien der *access analysis* lassen sich in Bezug auf diese mit mythologischen Mittelpaneelen dekorierten Räume folgende Schlüsse ziehen: Alle vier Räume liegen jeweils an einem der zentralen Verteilerknoten des Hauses, am *atrium* (b) bzw. am Peristyl. Zwei Unterschiede allerdings zeigen sich. *Ala* (4) ist als Teil des ersten Verteilerknotens, des *atrium* (b), weiter vorn in der Tiefenstaffelung des Hauses positioniert. Zwei der Räume am zweiten Knotenpunkt – die Räume (15) und (19) – verfügen im Unterschied zu Raum (11) über jeweils zwei Türöffnungen. Damit bieten sie jeweils sowohl Zugang zum Peristyl als auch zu ihrem gemeinsamen Nachbarraum, Raum (18). Sie sind damit Durchgangs- ebenso wie End-Raum und Teil einer Raumkonfiguration, die auf Zirkulation angelegt ist. Die Räume (11) und (4) hingegen fungieren ausschließlich als End-Räume. Damit ergibt sich aus der Perspektive der *access*

analysis folgende Hierarchie für die vier Räume: Raum (4), gefolgt von Raum (11), wiederum gefolgt von den beiden Räumen mit Option für die Zirkulation: Raum (15) und (19).

Raum: Inventaranalyse

Für *ala* (4) listet Penelope Allison in ihrer fundierten Sammlung ein Eisen-Scharnier (einer Tür oder eines Möbelstücks) sowie eine Bronze-Münze (Allison 2006a; 2006b). In Raum (11) befanden sich vier Glasfläschchen bzw. Töpfe, Bronze-Scharniere und Beschläge einer Holzkiste sowie bronzene Türscharniere (Allison 2006a). In Raum (15) gab es ebenfalls Türbeschläge, ein Aufbewahrungsmöbelstück (einen Schrank bzw. eine Kiste) und zudem auch Stühle (Allison 2006a). In Raum (19) fanden sich neben einer Hacke und Pick-Axt verschiedene Schmuckgegenstände und zudem drei Skelette (Allison 2006a). Betrachtet man im Vergleich die Inventare der anderen Räume des Hauses, so bestätigt sich weiter, dass Raum (19) von *ala* (4), (11) und (15) in Bezug auf das Inventar zu unterscheiden ist. In der Kombination von delikaten Aufbewahrungsgefäßen und Mobiliar, ebenso wie der Evidenz von Türen, ähneln die Räume (11), (15) und, in geringerem Maße, *ala* (4) beispielsweise Raum (18), wohingegen die Kombination von Schmuck und Werkzeug in Raum (19) diesen in die Nähe der Räume (21) und (8) rückt (Allison 2006a). Erbrachte also die *access analysis* eine gemeinsame Gruppierung der Räume (15) und (19), von der Raum (11) und *ala* (4) jeweils in unterschiedlichem Maße abgesetzt sind, hebt die Inventaranalyse Parallelen zwischen *ala* (4) sowie den Räumen (11) und (15) hervor, von denen Raum (19) abgesetzt ist. Was aber die konkrete Funktion der vier Räume betrifft, sind aus dem Inventar nur sehr allgemeine Schlüsse zu ziehen; zudem dokumentieren die Befunde u.U. nicht die tatsächlichen Lebensverhältnisse, sondern sind der Tatsache geschuldet, dass das Haus nach der Verschüttung systematisch geplündert wurde (Dickmann 2015, bes. 216). Die Türscharniere deuten darauf, dass *ala* (4) sowie die Räume (11) und (15) im Gegensatz zu Raum (19) verschließbar waren. Raum (11) und (15) boten die Möglichkeit zur Lagerung von Gegenständen, und zwar in Raum (11) ganz konkret von Dingen in gläsernen Behältnissen. Raum (15) bot zusätzlich auch die Möglichkeit zum Verweilen. Für Raum (19) ist hingegen nur klar zu sagen, dass hier eine große Bandbreite von Gegenständen zu finden ist – von Schmuck, ebenso wie von Gegenständen, die zur Arbeit dienten.

Raum: sozialhierarchische Analyse

Die sozialhierarchische Methode verortet alle Räume mit zentraler Mythenbilddekoration auf derselben Hierarchieebene, weil diese im Rahmen des Modells als Indikator größtmöglicher Distinktion bzw. Exklusivität dienen; somit lässt sich mit dieser Methode zwischen den Räumen (4), (11), (15) und (19) nicht unterschieden.

Doch können im Rahmen der sozialhierarchischen Methode architektonische Charakteristika sinnhaft verortet werden. Für die Casa del Menandro betrifft dies insbesondere Raum (18): Die Dekoration beinhaltet zwar keine Mythenbilder, doch tritt der Raum durch seine Größe im Hausganzen hervor, und auch dadurch, dass der Eingang im Gefüge des Peristyls besonders betont ist, denn die Säulenstellung der Kolonnaden ist dergestalt erweitert, dass sie auf die Größe der Türöffnung Bezug nimmt. Zusätzlich ist dieser Eingang mit einem Giebeldach bekrönt, in das ein Fenster und damit eine zusätzliche Lichtquelle eingesetzt ist. Die Räume (15) und (19) sind durch ihre direkte Nachbarschaft zu Raum (18) im Hausgefüge herausgehoben, auch weil sie mit ihrem jeweiligen separaten Zugang zu Raum (18) mit diesem eine Dreiraumgruppe bilden (Dickmann 1999, 313–331, bes. 317–319; Ling 1997, 223–227; Wallace-Hadrill 2010, 54). Damit generiert die sozialhierarchische Methode in Bezug auf diese beiden Räume ein ähnliches Ergebnis wie die *access analysis*. Da Raum (11) auch als Flügelraum einer weiteren, kleineren Dreiraumgruppe am Peristyl dient, die das ebenfalls nicht mythologisch dekorierte *tablinum* (8) zum Zentralraum hat, rückt dieser Raum hierarchisch in die Nähe von Raum (15) und (19). Diese Dopplung von Dreiraumgruppen im Haus, die als Konfiguration in den pompejanischen Häusern meist nur singulär auftreten, signalisiert insgesamt den Reichtum und den sozialen Status des Hauses (Wallace-Hadrill 1988, 92–93).

Bildthemen

Die bisherigen Deutungen der Bildausstattung des Hauses sind trotz der belastbaren Chronologie ihrer Entstehung wenig überzeugend geblieben, denn sie behandelten die eigentliche Ikonographie der Bilder nicht, sondern hoben nur auf die dargestellten Themen ab. Dabei löste gerade das gemalte Portrait des Menander in Exedra (32) im südlichen Peristyl eine einseitige Interpretation des Befundes aus, der in seinem eigenen Werk liest (Maiuri 1932, 112) und wohl mit einer Darstellung des Euripides kombiniert war (Baldassare 1991, 367; Maiuri 1932, 107). John Clarke verortet das Fresko des Komödiendichters als den „visual and iconographical focus" des Hauses (Clarke 1991, 188), der den Endpunkt einer Achse markiere, welche sich von den *fauces* durch die gesamte Anlage zieht. Er folgte auch der Annahme (Clarke 1991, 170) auf Grund des Siegelfundes in Raum (43) mit Nennung des *libertus* Quintus Poppaeus, dass das Haus der *gens Poppaea* gehörte. In diesem Zusammenhang interpretiert er die Ilioupersis-Bilder in *ala* (4) als auf dem Gedicht zum Fall von Troja basierend, das Nero anlässlich des Brandes von Rom 64 n. Chr. vortrug (Clarke 1991, 177–180, bes. 179). Schließlich attestierte er dem Hausbesitzer einen „taste for highly dramatic pictorial cycles or individual paintings illustrating climatic moments in myths" (Clarke 1991, 176–177; vgl. Varriale 2012, bes. 161). Roger Ling argumentierte ganz ähnlich, wenn er den Besitzer der Casa del Menandro als „aficionado of epic and drama" beschreibt (Ling – Ling 2005, 104–105). Er verstand die mythologischen Dekorationen als Ausdruck der literarischen Ambitionen des

Abb. 2 Pompeji, Casa del Menandro (I 10,4). ala (4), Nord-Wand: Priamos, Aias und Kassandra sowie Menelaos und Helena. Foto: K. Lorenz. Mit freundlicher Genehmigung des *Ministro per i Beni e le Attività Culturali e per il Turismo – Parco Archeologico di Pompei.*

Eigentümers, dessen Vorlieben neben dem Portrait des Menander insbesondere in den Räumen (4) und (15) mit ihren zyklischen Szenen zum Ausdruck gebracht seien (vgl. Lippold 1951, 83–84; Ling – Ling 2005, 104), und dies gerade auch, weil in Raum (15) in den Seitenfeldern Darstellungen der Musen zu sehen sind.

Betrachtet man aber die ikonographische Gestaltung der mythologischen Mittelbilder, allein und in ihrer Zusammenstellung, scheinen drei Aspekte in der Casa del Menandro besonders augenfällig: das Interesse an konsekutiver Erzählung bzw. narrativer Sequenzierung; die Präsenz der Episoden aus dem Mythos von Perseus und Andromeda; und die Häufigkeit von Gorgoneia bzw. ganz allgemein des Motivs der Maske. Im Einzelnen ergeben sich weitere Besonderheiten. So zeichnen sich die in *ala* (4) gezeigten Episoden aus der Ilioupersis (Baldassare 1991, 276–286; Ling – Ling 2005, 72–75; Lorenz 2008, 291–293) zweifach aus: Zum einen ist eine Kombination von Szenen desselben Sagenkreises im Vierten Stil nicht häufig (Lorenz 2008, 28–41; 2013, 226–227); zum anderen sind auch die einzelnen Episoden in ihrer Ausgestaltung in Pompeji selten: Priamos mit Aias und Kassandra sowie Menelaos und Helena im Norden (Abb. 2); Laokoon im Süden (Abb. 3); das Trojanische Pferd

Abb. 3 Pompeji, Casa del Menandro (I 10,4). ala (4), Süd-Wand: Laokoon. Foto: K. Lorenz. Mit freundlicher Genehmigung des *Ministro per i Beni e le Attività Culturali e per il Turismo – Parco Archeologico di Pompei.*

an der zentralen Ostwand (Abb. 4) (Lorenz 2014, 192–195). Diese drei Mittelbilder können als konsekutive Erzählung erlebt werden, und zwar von rechts nach links – der Progression der Erzählung um den Fall von Troja folgend; oder von links nach rechts, um die Gründe für die Zerstörung der Stadt retrospektiv zu erschließen (Ling – Ling 2005, 72). Zwischen den beiden Bildern an den Seitenwänden, die Laokoon und Priamos mit ihren jeweiligen Familien zeigen, bestehen Parallelen in Bezug auf die schicksalhafte Darstellung ihrer Vernichtung. Das zentrale Mittelbild ist in diese Bezüge eingeschlossen, ebenso wie hier aber auch andere inhaltliche Mechanismen wirken, denn die Szene handelt nicht vom Schicksal einer Familie: der Fokus auf Kassandra und das Pferd, welches in die Stadt gerollt wird, spitzt den Fall von Troja auf die Auseinandersetzung von Kräften zu, die außerhalb des menschlichen Einflussbereichs liegen. Dies stellt aber wiederum eine Verbindung zu den Nachbarbildern im Raum her, denn diese beschäftigen sich jeweils mit dem Kult für eine Gottheit – einmal Poseidon, einmal Athena – und mit den Folgen derer Missachtung.

In Raum (11) zeigt das Fresko an der West-Wand das Beisammensein von Perseus und Andromeda im sogenannten Happy End Typus (Schmaltz 1989; Lorenz 2008,

Abb. 4 Pompeji, Casa del Menandro (I 10,4). ala (4), Ost-Wand: das Trojanische Pferd. Foto: K. Lorenz. Mit freundlicher Genehmigung des *Ministro per i Beni e le Attività Culturali e per il Turismo – Parco Archeologico di Pompei.*

124–149, bes. 142–146): Die beiden Protagonisten sitzen nach der Befreiung nebeneinander und Perseus zeigt seiner Begleiterin die Spiegelung des Gorgoneions im Wasser (Abb. 5). Die Szene aus der Welt des Dionysos an der Ost-Wand, in der ein Satyr eine Flüssigkeit auf ein Kind bzw. einen Eros (Ling – Ling 2005, 68) gießt, stellt eine Verbindung zur Szene von Perseus her, denn auch hier ist ein Maskenobjekt dazu verwandt, die Beziehung der beiden Figuren zu charakterisieren (Lorenz 2014, 196–197). Das dionysische Fresko an der zentralen Nord-Wand war von dieser Beziehung ausgespart, denn hier fehlt das Maskenmotiv: eine Frau bzw. Mänade füttert ein Kind, vielleicht einen Eros oder den kleinen Dionysos, mit Trauben (Ling – Ling 2005, 69). In Raum (15) sind sowohl Ost- als auch Nord-Wand mit Episoden aus dem Mythos von Perseus und Andromeda geschmückt. An der N-Wand erscheint Perseus im Palast des Kepheus, der ihm wohl gemeinsam mit seiner Frau Kassiopeia gegenübersteht (Ling – Ling 2005, 79–80). Die Szene ist in dieser Form singulär in Pompeji (Lorenz 2014, 198–200); es ist unklar, ob sie vor oder nach der Befreiung der Andromeda zu verorten ist, doch scheint die Betonung hier auf der Absprache der beiden Männer in Bezug auf Andromedas Rettung und

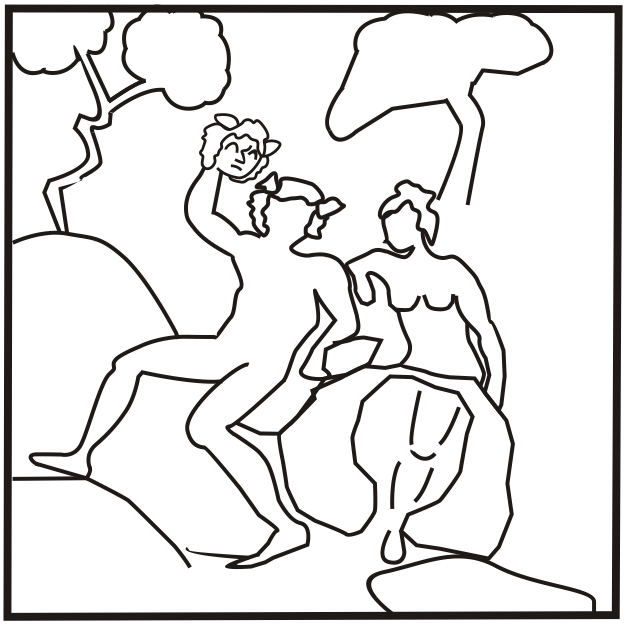

Abb. 5 Pompeji, Casa del Menandro (I 10,4). Raum (11), West-Wand: Perseus und Andromeda im Happy End Typus. Rekonstruktion. Zeichnung: K. Lorenz.

die anschließende Heirat mit Perseus zu liegen. Auch die zweite Episode dieses Mythos ist ikonographisch bemerkenswert, denn sie zeigt eine Modifikation des sogenannten Befreiungstypus: Perseus deutet mit seiner Harpe auf das tote Seeungeheuer während Andromeda noch an den Felsen gefesselt ist (Abb. 6). Während die beiden Szenen von Perseus konsekutiv verknüpft sind, bestehen keine direkten Verbindungen zum Mittelbild an der Süd-Wand, das die Schleifung der Dirke zeigt (Leach 1986, 166–167; Ling – Ling 2005, 76–77). Dies ist sicher dadurch bedingt, dass die beiden Perseus-Szenen erst nachträglich in die Dekoration des Raumes eingefügt wurden. Doch differiert die Dirke-Szene ikonographisch auch von anderen pompejanischen Versionen des Mythos aus dem Vierten Stil, vor allem deswegen, weil unterschiedliche Handlungsmomente in dem Fresko vereint wurden, wie es für die Versionen des Dritten Stils üblich war.

Alle drei Mittelbilder haben damit Anteil an Erzählsträngen, auch wenn diese jeweils anders konstruiert sind: im Fall der Perseus durch die konsekutive Aneinanderreihung von zwei Fresken; bei Dirke durch die synoptische Bildkomposition. Die Präsentation von unterschiedlichen Frauenrollen generiert eine weitere Parallele zwischen den drei Szenen, nicht zuletzt auch deshalb, weil die an den Stier gekettete Dirke im Süden ikonographisch der an den Fels geketteten Andromeda im Osten durchaus ähnelt. Wie auch schon in *ala* (4) und Raum (11) sind die einzelnen Mythenbilder in Raum (15) auf unterschiedlichen Ebenen miteinander verknüpft bzw. ein Fresko ist jeweils immer aus einer bestimmten Beziehung ausgeklammert.

Abb. 6 Pompeji, Casa del Menandro (I 10,4). Raum (15), Ost-Wand: Perseus und Andromeda im *Befreiungstypus*. Rekonstruktion. Zeichnung: K. Lorenz.

Deshalb ist es unwahrscheinlich, dass diese Kombinationen jeweils nur existierende Zusammenstellungen von griechischen Meisterwerken replizieren, wie Clarke argumentiert hatte (Clarke 1991, 182). In Raum (19) ist das ehemals an der Ost-Wand befindliche Mittelbild nicht mehr erhalten; die zwei noch in situ befindlichen Mittelbilder setzen die dionysische Thematik von Raum (11) fort: An der Nord-Wand erschreckt ein Paar einen Eros mit einer Theatermaske; an der Süd-Wand spielt ein Satyr die Syrinx und eine Mänade lauscht ihm (Lorenz 2014, 202–204); dazu schmücken kleine Gorgoneia die Seitenfelder in der Mittelzone der Wände. Insgesamt lassen sich im Blick auf die Mythenbild-Dekoration im Haus drei wesentliche Verbindungen benennen: *ala* (4) und (15) sind durch das konsekutive Erzählen miteinander verbunden – eine Verbindung, die auch auf Raum (11) ausgreift. Raum (11) und (19) sind durch ihre variantenreiche Verarbeitung des Gorgoneion-Motivs miteinander verbunden, das sich in Form der Medusa-Fratze selbst auch in Raum (15) findet. Schließlich präsentiert Raum (15) ähnlich wie *ala* (4) Mythen, die in besonderer Weise auf familiäre Schicksale abheben, ebenso wie auf männliche *virtus* und weibliche *dignitas* – und damit Themen, die sich auch in den Räumen (11) und (19) finden, doch hier stark mit Aspekten dionysischen Wohllebens überlagert sind. So erscheint Raum (15) im Hausgefüge als wesentlicher Referenzpunkt im Hinblick auf das konsekutive Erzählen, den Mythos von Perseus und Andromeda und damit auch das Masken-Motiv, und schließlich auch im Blick auf die in der Wanddekoration artikulierten Werte.

Prolegomena zu einer Ontologie der römischen Wandmalereiforschung

Die Stilforschung in ihrer rein taxonomischen Ausprägung ebenso wie die *access analysis* und die Inventaranalyse operieren in praxi im Rahmen des technischen Raumes; diesen Methoden dient die architektonische Hülle als Referenzsystem für die Verortung der einzelnen Beobachtungen. Bei der sozialhierarchischen und der ikonologischen Methode steht hingegen der metaphorische Raum im Fokus, d.h. die atmosphärische Aufladung der jeweiligen Hausteile. Die exemplarische Analyse der Casa del Menandro demonstriert, wie erfolgreich die Verbindung von diesen unterschiedlichen Methodengruppen und damit die Verschränkung von Aspekten des technischen und des metaphorischen Raumes für das Verständnis des römischen Hauses sein kann. Die Stilforschung gibt bei diesem Haus Einblick in die chronologische Reihenfolge der Raumdekorationen, bei der die Ausstattung von Raum (11) jener von Raum (15) und schließlich der Räume (4) und (19) voran geht. Dies schärft das Verständnis davon, mit welchem Maß an Kontinuität die Ausstattung der Casa del Menandro über mehrere Jahrzehnte erfolgte, denn – und dies lässt sich durch die ikonologische Methode demonstrieren – die inhaltlichen Schwerpunkte der Ausmalung von Raum (11) sind in den Räumen (15) und (19) erneut aufgegriffen und weiterentwickelt worden.

Zugleich führt die ikonologische Analyse zu Ergebnissen, welche die Beobachtungen zum technischen Raum und seiner atmosphärischen Aufladung weiter differenzieren, wie sie sich durch die *access analysis* und die sozialhierarchische Methode gewinnen ließen, in denen etwa die Rolle von Raum (18) mit seinen jeweils verbundenen Seitenräumen (15) und (19) als zentrale Dreiraumgruppe des Hauses betont wird. Diese Differenzierung liegt in der Feststellung, dass Raum (15) mit Raum (11) und Raum (19) durch die Abstufungen im Aussagespektrum der Mythenbilder in einer Art miteinander verbunden sind, die sich sonst nur in den Raumeinheiten von Dreiraumgruppen beobachten lässt. Die drei Räume werden damit durch ihre Dekoration zu einer virtuellen Dreiraumgruppe, die jenen sich architektonisch manifestierenden Dreiraumgruppen um Raum (18) und Raum (8) zur Seite tritt und die Exklusivität des Hauses weiter untermauert. Insgesamt zeigt sich am Beispiel der Casa del Menandro, dass zum Verständnis der Wandmalerei ein dergestalt relationaler Ansatz unerlässlich ist, der sowohl Aspekte des technischen als auch des metaphorischen Raumes berücksichtigt, denn nur in deren Wechselspiel lässt die Wirkmacht dieser Gattung im Kontext des römischen Hauses umfassend erschließen und ein diffuser Begriff wie jener der „Lebensatmosphäre“ durch den Blick auf die Wandmalerei in eine analytisch fassbare Größe wandeln.

Bibliographie

Allison, P. M. 1992. The Relationship between Wall-Decoration and Room-Type in Pompeian Houses: A Case Study of the Casa della Caccia Antica, JRA 5, 235–249.

Allison, P. M. 2005. Pompeian Households: An Analysis of the Material Culture (Los Angeles).

Allison, P. M. 2006a. The Finds: A Contextual Study. <https://www.le.ac.uk/ar/menander/index.html> (05.03.2021).

Allison, P. M. 2006b. The Finds: A Contextual Study. The Insula of the Menander at Pompeii 3 (Oxford).

Allison, P. M. – Sear, F. 2002. Casa della Caccia Antica (VII 4,48), Häuser in Pompeji 11 (München).

Allroggen-Bedel, A. 2014. Antike Wandmalerei: im Schatten der griechischen Plastik, in: H. Eristov – F. Monier (Hrsg.), L'héritage germanique dans l'approche du décor antique (Bordeaux) 20–29.

Alpers, S. 1979. Style is What You Make It: The Visual Arts Once Again, in: L. B. Meyer – B. Lang (Hrsg.), The Concept of Style (Philadelphia) 95–117.

Baldassare, I. (Hrsg.) 1991. Pompei. Pitture e Mosaici 2 (Rom).

Barbet, A. 2010. La peinture murale romaine: les styles décoratifs pompéiens (Paris).

Bergmann, B. 1996. The Pregnant Moment, in N. B. Kampen – B. Bergmann (Hrsg.), Sexuality in Ancient Art: Near East, Egypt, Greece, and Italy (Cambridge) 199–218.

Bergmann, B. 1999. Rhythms of Recognition: Mythical Encounters in the Roman Landscape, in: F. De Angelis – S. Muth (Hrsg.), Im Spiegel des Mythos: Bilderwelt und Lebenswelt (Wiesbaden) 98–108.

Bragantini, I. 2012. Roman Painting in the Republic and Early Empire, in: J. J. Pollitt (Hrsg.), The Cambridge History of Painting in the Classical World (Cambridge) 302–369.

Bragantini, I. 2014. La pittura a Pompei nell'opera di August Mau, Geschichte der decorativen Wandmalerei in Pompeji (Berlin 1882): note di lettura, in: H. Eristov – F. Monier (Hrsg.), L'héritage germanique dans l'approche du décor antique (Bordeaux) 9–18.

Brendel, O. 1936. Gli studi Germanici sue rilievi storici Romani, Studi Romani nel Mondo 3, 122 –144.

Brendel, O. 1953. Prolegomena to the Study of Roman Art, MemAmAc 21, 7–73.

Brilliant, R. 1984. Visual Narratives: Storytelling in Etruscan and Roman Art (Ithaca, NY).

Brunn, H. 1889. Geschichte der griechischen Künstler 2 (Stuttgart).

Brunn, H. 1906. Chryseis Einschiffung? in: H. Brunn, Kleine Schriften 3 (Leipzig) 89–94.

Clarke, J. R. 1991. The Houses of Roman Italy 100 B.C.–A.D. 250: Ritual, Space and Decoration (Berkeley).

Clarke, J. R. 2007. Looking at Laughter: Humor, Power, and Transgression in Roman Visual Culture, 100 B.C.–A.D. 250 (Berkeley).

Curtius, L. 1929. Die Wandmalerei Pompejis. Eine Einführung in ihr Verständnis (Leipzig).

Descoeudres, J.-P. 1994. Pompeii Revisited: The Life and Death of a Roman Town (Sydney).

Dickmann, J.-A. 1999. Domus frequentata: anspruchsvolles Wohnen im pompejanischen Stadthaus 1 (München).

Dickmann, J.-A. 2015. Crucial Contexts: A Closer Reading of the Household of the Casa del Menandro at Pompeii, in: M. Müller (Hrsg.), Household Studies in Complex Societies: (Micro)Archaeological and Textual Approaches (Chicago) 211–228.

Diepolder, H. 1922. Untersuchungen zur Komposition der römisch-campanischen Wandgemälde (Regensburg).

Ehrhardt, W. 1987. Stilgeschichtliche Untersuchungen an römischen Wandmalereien: von der späten Republik bis zur Zeit Neros (Mainz).

Ehrhardt, W. 2012. Dekorations- und Wohnkontext: Beseitigung, Restaurierung, Verschmelzung und Konservierung von Wandbemalungen in den kampanischen Antikenstätten (Wiesbaden).

Eristov, H. 2014. Introduction. Ou il est question de style, in: H. Eristov – F. Monier (Hrsg.), L'héritage germanique dans l'approche du décor antique (Bordeaux) 7–9.

Fröhlich, T. 2011. Helbig e la pittura pompeiana, in: S. Örmä – K. Sandberg (Hrsg.), Wolfgang Helbig e la scienza dell'antichità del suo tempo: atti del convegno internazionale in occasione del 170. compleanno di Wolfgang Helbi (Rom) 161–178.

Graham, M. 1997. Public and Private in the Roman House: Investigating the Social Order of the Casa del Fauno, in: A. Wallace-Hadrill – R. Laurence (Hrsg.), Domestic Space in the Roman World: Pompeii and Beyond, JRA Suppl. 22 (Portsmouth, RI) 137–164.

Helbig, W. 1868. Wandgemälde der vom Vesuv verschütteten Städte Campaniens (Leipzig).

Hillier, B. 2014. Spatial Analysis and Cultural Information: The Need for Theory as well as Method in Space Syntax Analysis, in: E. Paliou – U. Lieberwirth – S. Polla (Hrsg.), Spatial Analysis and Social Spaces: Interdisciplinary Approaches to the Interpretation of Prehistoric and Historic Built Environments (Berlin) 19–48.

Hillier, B. – Hanson, J. 2005. The Social Logic of Space (Cambridge).

Hodske, J. 2007. Mythologische Bildthemen in den Häusern Pompejis: die Bedeutung der zentralen Mythenbilder für die Bewohner Pompejis (Ruhpolding).

Kalinowski, I. 2014. Peinture murale, plastique et architecture selon Gottfried Semper, in : H. Eristov – F. Monier (Hrsg.), L'héritage germanique dans l'approche du décor antique (Bordeaux) 43–54.

Koloski-Ostrow, A. O. 1997. Violent Stages in Two Pompeian Houses. Imperial Taste, Aristocratic Response, and Messages of Male Control, in: A. O. Koloski-Ostrow – C. L. Lyons (Hrsg.), Naked Truths: Women, Sexuality, and Gender in Classical Art and Archaeology (London) 243–266.

Laidlaw, A. 1985. The First Style in Pompeii: Painting and Architecture (Rom).

Leach, E. W. 1986. The Punishment of Dirce: A Newly Discovered Painting in the Casa di Giulio Polibio and its Significance within the Visual Tradition, RM 93, 157–182.

Leach, E. W. 1988. The Rhetoric of Space: Literary and Artistic Representations of Landscape in Republican and Augustan Rome (Princeton).

Ling, R. 1997. The Insula of the Menander at Pompeii (Oxford).

Ling, R. – Ling, L. 2005. The Decorations. The Insula of the Menander at Pompeii 2 (Oxford).
Lippold, G. 1923. Kopien und Umbildungen griechischer Statuen (München).
Lippold, G. 1951. Antike Gemäldekopien, AbhMünchen 33, 1–164.
Lorenz, K. 2008. Bilder machen Räume: Mythenbilder in pompeianischen Häusern (Berlin).
Lorenz, K. 2013. Split-Screen Visions. Heracles on Top of Troy in a Pompeian House, in: H. Lovatt – C. Vout (Hrsg.), Epic Visions: Visuality in Greek and Latin Epic and its Reception (Cambridge) 218–247.
Lorenz, K. 2014. Rhetoric on the Wall? The House of Menander and its Decorative Structure, in: J. Elsner – M. Meyer (Hrsg.), Art and Rhetoric in Roman Culture (Cambridge) 183–210.
Lorenz, K. 2015. Wall Painting, in: B. Borg (Hrsg.), A Companion to Roman Art (Chichester) 252–267.
Lorenz, K. 2016. Ancient Mythological Images and their Interpretation: An Introduction to Iconology, Semiotics and Image Studies in Classical Art History (Cambridge).
Lorenz, K. 2018. Distributed Narrative: A Very Short History of Juxtaposing Myths on Pompeian Walls, in: L. Audley-Miller – B. Dignas (Hrsg.), Wandering Myths Transcultural Uses of Myth in the Ancient World (Berlin) 139–162.
Lorenz, K. 2021. Die Wiener Klassische Archäologie und die „Wiener Schule“ der Kunstgeschichte. Mensch – Wissenschaft – Magie, Mitteilungen der Österreichischen Gesellschaft für Wissenschaftsgeschichte 36/37, 187–198.
Maiuri, A. 1932. La Casa del Menandro (Rom).
Mau, A. 1882. Geschichte der decorativen Wandmalerei in Pompeji (Berlin).
McAlpine, L. 2015. Heirlooms on the Walls: Republican Paintings and Imperial Viewers in Pompeii, in: S. Lepinski – S. McFadden (Hrsg.), Beyond Iconography: Materials, Methods, and Meaning in Ancient Surface Decoration: (Boston) 145–168.
Overbeck, J. 1875. Pompeji in seinen Gebäuden und Kunstwerken (Leipzig).
Paliou, E. 2014. Introduction, in: E. Paliou – U. Lieberwirth – S. Polla (Hrsg.), Spatial Analysis and Social Spaces: Interdisciplinary Approaches to the Interpretation of Prehistoric and Historic Built Environments (Berlin) 1–8.
Panofsky, E. 1920. Der Begriff des Kunstwollens, Zeitschrift für Ästhetik und allgemeine Kunstwissenschaft 14 (4), 321–339.
Panofsky, E. 1925. Über das Verhältnis der Kunstgeschichte zur Kunsttheorie. Ein Beitrag der Erörterung über die Möglichkeit „kunstwissenschaftlicher Grundbegriffe“, Zeitschrift für Ästhetik und allgemeine Kunstwissenschaft 18 (2), 129–157.
Parker Pearson, M. P. – Richards, C. (Hrsg.) 2003. Architecture and Order: Approaches to Social Space (London).
Riegl, A. 1893. Stilfragen: Grundlegungen zu einer Geschichte der Ornamentik (Berlin).
Riggsby, A. 1997. ‘Public’ and ‘Private’ in Roman Culture: The Case of the cubiculum, JRA 10, 36–56.
Rouveret, A. 1989. Histoire et imaginaire de la peinture ancienne: Ve siècle av. J.-C.-Ier siècle ap. J.-C. (Rom).

Schefold, K. 1952. Pompejanische Malerei. Sinn und Ideengeschichte (Basel).
Schefold, K. 1965. Probleme der pompejanischen Malerei, RM 72, 116–126.
Schmaltz, B. 1989. Andromeda – ein campanisches Wandbild, JdI 104, 259–281.
Semper, G. 1860. Der Stil in den technischen und tektonischen Künsten oder praktische Ästhetik. Ein Handbuch für Techniker, Künstler und Kunstfreunde (München).
Squire, M. 2018. 'To haunt, to startle, and to way-lay': Approaching Ornament and Figure in Greco-Roman Art, in: N. Dietrich – M. Squire (Hrsg.), Ornament and Figure in Graeco-Roman Art: Rethinking Visual Ontologies in Classical Antiquity (Berlin) 1–35.
Strocka, V. M. 1997. Mars und Venus in Bildprogrammen pompejanischer Häuser, in: D. Scagliarini Corlàita (Hrsg.), I temi figurativi nella pittura parietale antica: IV sec. a.C.-IV sec. d.C. (Imola) 129–143.
Strocka, V. M. 2008. Painting and the 'Four Styles.', in: J. J. Dobbins – P. W. Foss (Hrsg.), The World of Pompeii (London) 302–322.
Thompson, M. L. 1960. Programmatic Painting in Pompeii: The Meaningful Combination of Mythological Pictures in Room Decoration. (Diss. New York University).
Trendelenburg, A. 1876. Die Gegenstücke in der campanischen Wandmalerei, AZ 34, 1–8, 79–93.
Trimble, J. 2002. Greek Myth, Gender, and Social Structure in a Roman House. Two Paintings of Achilles at Pompeii, in: E. K. Gazda (Hrsg.), The Ancient Art of Emulation: Studies in Artistic Originality and Tradition from the Present to Classical Antiquity (Ann Arbor, MI) 225–248.
Tybout, R. A. 1989. Aedificiorum figurae: Untersuchungen zu den Architekturdarstellungen des frühen zweiten Stils (Amsterdam).
van Nes, A. 2014. Indicating Street Vitality in Excavated Towns. Spatial Configurative Analyses Applied to Pompeii, in: E. Paliou – U. Lieberwirth – S. Polla (Hrsg.), Spatial Analysis and Social Spaces: Interdisciplinary Approaches to the Interpretation of Prehistoric and Historic Built Environments (Berlin) 277–296.
Varriale, I. 2012. Architecture and Decoration in the House of Menander at Pompeii, in: D. L. Balch – A. Weissenrieder (Hrsg.), Contested Spaces: Houses and Temples in Roman Antiquity and the New Testament (Tübingen) 163–184.
Versluys, M. J. 2002. Aegyptiaca Romana: Nilotic Scenes and the Roman Views of Egypt (Leiden).
Wallace-Hadrill, A. 1988. The Social Structure of the Roman House, BSR 56, 43–97.
Wallace-Hadrill, A. 2010. Houses and Society in Pompeii and Herculaneum (Princeton).

GEFÄSSFUNKTION ALS PARAMETER FÜR DIE KLASSIFIKATION KAISERZEITLICHER KERAMIK

Anne Sieverling – Georg A. Th. Pantelidis

Keywords: kaiserzeitliche Keramik – Gefäßfunktion – Klassifikation – Fundbearbeitung – Gefäßmerkmale

Abstract: Dieser Artikel befasst sich mit dem Potenzial der Funktionsanalyse kaiserzeitlicher Keramik vom 1. bis zum 3. Jh. n. Chr. Dafür wird keine Fallstudie herangezogen, sondern ein allgemeinerer Ansatz für den östlichen Mittelmeerraum verfolgt, der auf Keramik aus verschiedenen Kontexten basiert.

Im ersten Teil wird die Herausforderung diskutiert, ein geeignetes Klassifizierungssystem zu etablieren und die Forschungsgeschichte der Funktionsanalyse von Keramik vorgestellt. Grundlegend hierfür ist die aus der New Archaeology abgeleitete Methode von Prudence M. Rice (1987), die für die Klassifizierung der kaiserzeitlichen Keramik angepasst und modifiziert wird. Hervorgehoben wird dabei auch der Unterschied zwischen intendierter und tatsächlicher Funktion sowie deren unterschiedliche Aussagepotentiale. Problematische Aspekte dieser Klassifizierungsmethode werden ebenso diskutiert wie die Möglichkeiten dieses Klassifizierungsmodells in Bezug auf die material culture studies.

Im zweiten Teil werden die Funktionsklassen in die Aktivitäten Essen, Trinken, Gießen sowie Transportieren, Lagern, Verarbeiten und Kochen unterteilt, die sich in ihnen manifestieren. Jede Funktionsklasse hat ihre eigenen Attribute und eine eigene Kombination von Attributen, die herausgearbeitet werden und in den meisten Fällen differenziertere Unterkategorien aufweisen. Diese objektimmanente Funktionsanalyse kann als Grundlage für die künftige Aufnahme und Auswertung kaiserzeitlicher Keramikinventare dienen, um antike Ernährungsweisen, Ökonomie, Paläoumwelt, Kulte und vieles mehr zu untersuchen.

Publiziert in: Stefan Krmnicek – Dominik Maschek (Hrsg.), Römische Archäologie in Deutschland. Positionsbestimmung und Perspektiven (Heidelberg, Propylaeum 2023)
doi: https://doi.org/10.11588/propylaeumdok.00005852

Einleitung

Keramik ist mengenmäßig zwar die Hauptfundgruppe bei den meisten archäologischen Feldforschungen, wird aber gerade deswegen am meisten unterschätzt. Auf vielen Ausgrabungen wird die Masse der Keramikfragmente in erster Linie als Indikator zur Kontextdatierung betrachtet, und die meisten Stücke bleiben, nicht zuletzt aus ökonomischen Gründen, unbearbeitet. Dabei sind die Potentiale der Auswertung nahezu grenzenlos und bei weitem nicht ausgeschöpft. Durch eine adäquate Dokumentation kann Keramik als Quelle für Forschungsfragen erschlossen werden, die über Chrono-Typologie und Distribution weit hinausgehen (Poblome et al. 2007, 15; Orton – Hughes 2013, 24–37). Jedes Keramikfragment birgt in sich morphologische und technologische Merkmale, die je nach Fragestellung Einblick in verschiedenste Aspekte der Entstehung, Verwendung und Bedeutung des Artefaktes geben können (Lang 2002, 19–20). Die Grundlage einer jeden Keramikaufarbeitung ist also die konsistente Klassifikation grundlegender Merkmale (Eggert 2001, 128–133; Rösler 2014, 125), die, unabhängig davon, ob es sich um vollständige Gefäße oder Fragmente handelt, an den keramischen Funden vorgenommen werden sollte (zur automatisierten Klassifikation von Keramik: Hörr et al. 2014).

Klassifikation: Form und Funktion

Doch welches sind die grundlegenden Merkmale? Auf diese Frage hat jede/r Keramikforschende eine andere Antwort, abhängig von der jeweiligen Fragestellung. So wird in der Wirtschaftsarchäologie beispielsweise nach der Keramikherstellung (Strobel 2000), der Provenienz und der Verhandlung von keramischen Gütern gefragt, die vermehrt mit unterschiedlichen geochemischen Verfahren untersucht werden (Kilikoglou et al. 2002; Franco – Capelli 2014; von Kaenel – Helfert 2016). Andere Forschungsbereiche befassen sich mit den historischen und kulturellen Implikationen der keramischen Gefäße, der *chaîne opératoire* der Keramikproduktion und der Wissensübermittlung technischer Vorgänge, um das *human-ceramic-entanglement* zu untersuchen (Hodder 2012; Gauß et al. 2016, 7, 9; Trainor – Stone 2016; zu weiteren Forschungsbereichen s. Malfitana et al. 2006).

Um eine möglichst breite Palette dieser und anderer anschließender Analysen zu ermöglichen wurde in den letzten Jahrzehnten in vielen klassisch-archäologischen Projekten der Versuch unternommen, keramische Objekte nach einheitlichen Kriterien aufzunehmen. Hierbei kamen auch, entsprechend der Motivation dieser Publikation, vermehrt methodische Konzepte der New Archaeology und der postprozessualen Archäologie zur praktischen Anwendung. Auch die Autoren des vorliegenden Beitrages waren während ihrer langjährigen Arbeit in der Fundbearbeitung verschiedener Survey- und Grabungsprojekte im östlichen Mittelmeerraum motiviert, große Mengen an Keramikfragmenten anhand unterschiedlicher Methoden

zu klassifizieren und dabei umfassende Interpretationsmöglichkeiten auszuschöpfen (Sieverling 2018; Pantelidis 2023). Hierbei stellte sich heraus, dass vor allem für Keramikgattungen, die nicht nach der typologischen Methode der Klassischen Archäologie erfasst werden, geeignete Parameter fehlen, anhand derer ihre grundlegenden Merkmale klassifiziert werden konnten. Die Suche nach einer einheitlichen Definition endete schließlich bei den beiden Fragen „Wozu war ein Gefäß gedacht?“ und „Wozu wurde ein Gefäß genutzt?“. Die grundlegenden Merkmale eines Gefäßes sind somit auf dessen „Sinn“ bzw. Funktion bezogen.

Die Gefäßfunktion wurde bereits seit den Anfängen der römischer Keramikforschung Ende des 19. Jhs. (Dragendorff 1895; Loeschcke 1909) als Parameter mit einbezogen, jedoch lag der Hauptfokus der Materialvorlagen aufgrund der stilgeschichtlichen Ausrichtung der Klassischen Archäologie meist auf der Erstellung chronologischer Typologien, der Ermittlung von Werkstätten oder der Deutung von Dekor oder Bildmotiven (zu den Stempel- und Punzenkatalogen: Oxé et al. 2000; Mees et al. 2014). Ab der Mitte der 1980er Jahre wurden die ersten systematischen Klassifikationen hellenistischer und römischer Keramik vorgenommen, die Einteilungen auf der Grundlage von Gefäßfunktionen zur Erforschung kultur- und sozialhistorischer Aspekte beinhalteten (Bats 1988; Slane 1990; Berlin – Slane 1997; Rotroff 1997; 2006). Die funktionalen Einteilungen dieser Pionierarbeiten sind bis heute beispielhaft und wurden in zahlreichen späteren Publikationen aufgegriffen. Auch in jüngster Zeit fanden Funktionsanalysen einzelner kaiserzeitlicher Gefäßformen und -gruppen wie Dolia, Amphoren, Schalen, Kochgefäße, Tafelgeschirr etc. mehr und mehr Eingang in die Klassische Archäologie (Brun 2004; Peña 2007; Hayes 2008a; Ehmig 2010; Hudson 2010; Ikäheimo 2003). Jedoch wurden auch hier einheitlich-konsistente Kriterien für die kaiserzeitlichen Funktionsklassen nur selten erörtert und präzise definiert (Evans 1993, 95–97; Abbink 1999) und die Problematik der intuitiven Funktionszuweisungen verkannt (Veit 1997, 267; Hofmann 2004, 158).

Im Gegensatz dazu ist der funktionalistische Ansatz in der amerikanischen Archäologie weit verbreitet (zur Übersicht der Methoden der amerikanischen Archäologie siehe Vossen 1970), wobei die Feststellung Shepards, dass “the purposes of the vessels tell something of the activities and customs of the people who used them” (Shepard 1956, 224), für viele Forscher ausschlaggebend war. Unter dem Eindruck von Brauns Postulat „pots are also tools“ (Braun 1983, 108) entstand eine Vielzahl funktionalistischer Untersuchungen in denen grundlegende Kriterien diskutiert und definiert wurden, die meist auf ethnoarchäologischen Untersuchungen basieren (u. a. Hally 1983; 1984; 1986; Henrickson – McDonalds 1983; Skibo 1992). In der deutschen Ur- und Frühgeschichte entfachte vor allem der Artikel von Riemer (1997), in dem er durch eine funktionalistische Neuorientierung die Defizite des historisierenden Ansatzes aufzeigte, eine hitzige Debatte um die Potenziale und das

methodische Vorgehen bei Funktionsanalysen von Gefäßkeramik. Die Kritik bezog sich hauptsächlich darauf, dass die keramischen Objekte nach Riemers Vorgehen losgelöst vom historischen und kulturellen Kontext betrachtet werden und der Forschung damit zahlreiche wichtige Deutungsebenen verloren gehen (Platte 1997; Veit 1997; Wotzka 1997).

Diese unüberbrückbar gegensätzlichen Ansichten in der Keramikforschung haben sich durch das Aufkommen zahlreicher neuer Ansätze natur- und geisteswissenschaftlicher Art in den letzten beiden Jahrzehnten zum großen Teil gewandelt. Archäologische Objekte wurden vermehrt in ihren kulturell-kontextuellen Zusammenhängen betrachtet (u. a. Abbink 1999, 30, 37; Hodder 2012, 32–33). Im Sinne der *material culture studies* sollten sich der objektimmanenten Analyse disziplinübergreifende Untersuchungen anschließen, in der Praxiskategorien wie bspw. dem Kochen nachgegangen wird und nicht nur eine bestimmte Fundgattung wie Keramik, sondern alle mit dem Kochen assoziierten Geräte, Gefäße und auch Rückstände mitberücksichtigt werden (Knappett et al. 2010, 589; vgl. auch Hinker und Revell im vorliegenden Band). Die Rückkoppelung zum Kontext, zu den anderen assoziierten Funden (z. B. Trainor – Stone 2016, 109–110; vorbildlich auch Ladstätter 2020), topografischen und geografischen Bedingungen (Poblome et al. 2007, 15) ist bei derartigen Untersuchungen und Interpretationen unerlässlich (Miller 1985, 52: „human-environmental relations“), um ein ganzheitlicheres Bild der römischen Lebenswelt zu entwickeln. Dazu zählt auch die Ausschöpfung des Potentials naturwissenschaftlicher Analysen, indem beispielsweise durch Lipiduntersuchungen, die bereits seit den 1970er durchgeführt werden (Condamin et al. 1976), die einst in den Gefäßen enthaltenen Güter näher bestimmt werden können (Kimpe et al. 2004) und Auskunft geben zu „vessel technology, subsistence and foodways, movement and connectivity, palaeoenvironment and palaeoecology, and chronology“ (Roffet-Salque et al. 2017, 629, 638; vgl. Cramp – Evershed 2015, 125).

Trotz den wichtigen Paradigmenwechseln der letzten Jahrzehnte haben sich viele Methoden der prozessualen Archäologie als probate Werkzeuge für die Keramikforschung bewährt. Gerade in der Keramikaufarbeitung archäologischer Feldforschungsprojekte erweist sich die Funktionsanalyse als praktikables Mittel zur wissenschaftlichen Einordnung des Fundmaterials. Sie bietet ein offenes Klassifikationssystem, das bei Bedarf, falls z. B. neue Objektgattungen oder Merkmalsebenen integriert werden müssen, erweitert werden kann, ohne dass die bisher erhobenen Merkmale nicht mehr mit den neuen vergleichbar sind. Im Folgenden wird ein von Prudence M. Rice (1987, 207–243) erarbeitetes Konzept der Gefäßfunktion als Grundlage zur Klassifikation funktionsbezogener Keramikmerkmale diskutiert und als Fallbeispiel für die praktische Anwendung eines funktionalistischen Konzeptes der *New Archaeology* bei der Dokumentation und Auswertung kaiserzeitlicher Keramik vorgestellt. Hierbei handelt es sich um die Synthese zweier

Forschungstraditionen: Bei der vorgestellten Methode der Merkmalsklassifikation wird zwar das Rahmenwerk des funktionalistischen Modells adaptiert, dabei werden aber nicht die funktionalistischen Paradigmen der prozessualen Archäologie mit übernommen (Bernbeck 1997, 271). So handelt es sich bei der Funktionsklassifikation keinesfalls um eine Abbildung der antiken Realität (Adams – Adams 2008, 154), sondern um ein Modell, mit dem möglichst viele Gefäßeigenschaften in konsistenter, vergleichbarer Weise dargestellt und erklärt werden können. Die Dimension der Funktion ist also nur einer von vielen Sinnzusammenhängen, in denen Gefäßkeramik betrachtet werden kann; die untersuchten Objekte werden nicht allein auf ihre Funktion reduziert. Vielmehr zeigt sich, dass die Merkmale, die Aufschluss über die Funktion eines Gefäßes geben, die grundlegenden Merkmale sind, die jedes Objekt definieren. Auch der „Sinn" und die Bedeutung von Gefäßen, die kontextabhängige variierende Semantik der Objekte, basiert auf denselben grundlegenden Merkmalen. So konnte auch die u. a. von Veit formulierte Kritik am funktionalistischen Ansatz integriert werden, in der zu Recht bemerkt wird, dass die über die unmittelbare Funktion hinausgehenden Aspekte, v. a. die mittels der Objektivation existierenden Botschaften und Sinnzusammenhänge für die Hersteller und Benutzer, nicht diskutiert werden (Veit 1997, 266). Das hier vorgestellte Modell der Funktionsanalyse ist so angelegt, dass historische und semiotische Perspektiven nicht ausgeklammert werden, sondern diesen mittels einer offenen Objektklassifikation überhaupt erst eine Interpretationsgrundlage schafft.

Intendierte und tatsächliche Funktion

Die Methode basiert auf der Prämisse, dass die Funktion keramischer Gefäße an bestimmte physische Eigenschaften gebunden ist und dass die Gefäße einer Funktionsklasse spezifische morphologische, technologische und materielle Merkmale aufweisen müssen, um ihre Funktion erfüllen zu können (Henrickson – McDonald 1983, 630). Dabei ist zwischen intendierter und tatsächlicher Funktion zu unterscheiden. Die *intendierte Funktion* oder *utilitarian function* (Smith 1988, 912) ist ein abstrakter Objektparameter, der als Idee in der Vorstellung des Töpfers existiert und mittels einer Objektivation dem Gefäß entsprechende technische Eigenschaften verleiht (zu anderen Faktoren siehe auch Hofmann 2004, 154 und Gauß et al. 2016, 6–9). Die *tatsächliche Funktion* entspricht der Verwendung des Gefäßes durch seinen Nutzer, entweder gemäß der intendierten Funktion oder in einer anderen Weise (Abbink 1999, 46–48 Abb. 2.4–2.5; Skibo 2013, 4–5). Außerdem kann sich die Funktionsweise auch während der Nutzungsdauer des Gefäßes z. B. durch Beschädigung oder Übertragung in einen anderen Nutzungskontext (mehrfach) verändern und somit eine sekundäre Funktion erfüllen (Abbink 1999, 34–37 Abb. 1.2–1.3; Peña 2007, 6–16 Abb. 1.1–1.2). Während sich also die intendierte Funktion in den Eigenschaften ausdrückt, die ein Gefäß aufweisen muss, um funktionieren zu können, die über die morphologischen und technologischen Merkmale des Artefaktes selbst

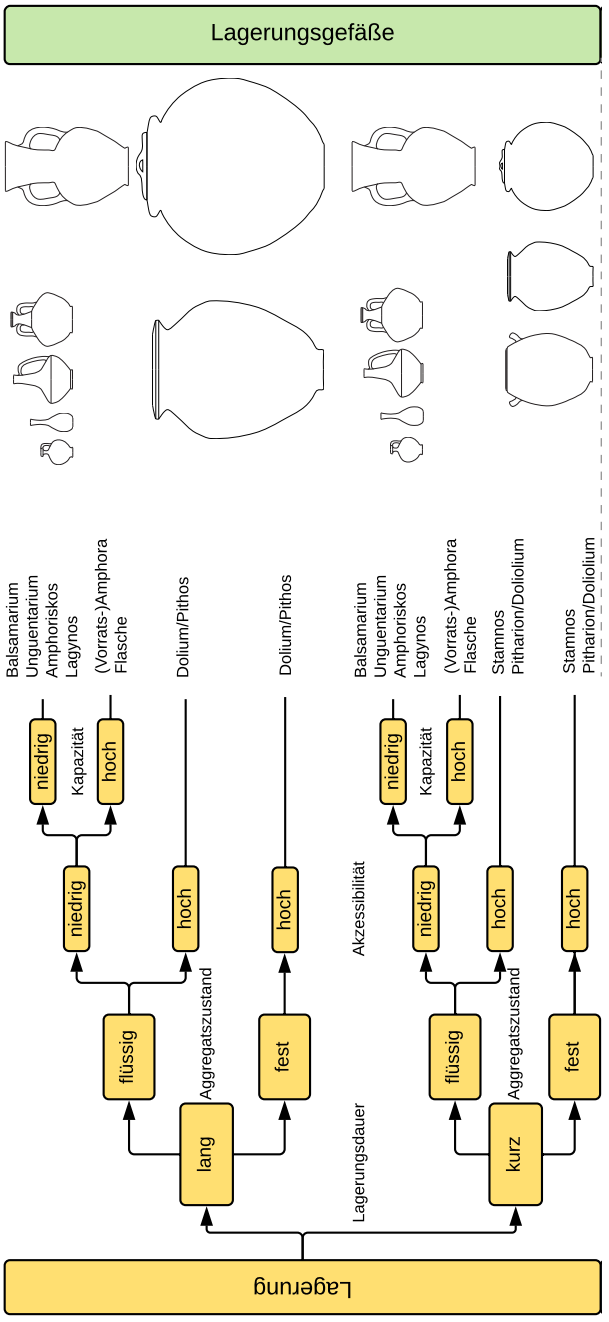

Abb. 1.a Funktionsbereiche (Grafik: Verf., erstellt mit Lucid Chart).

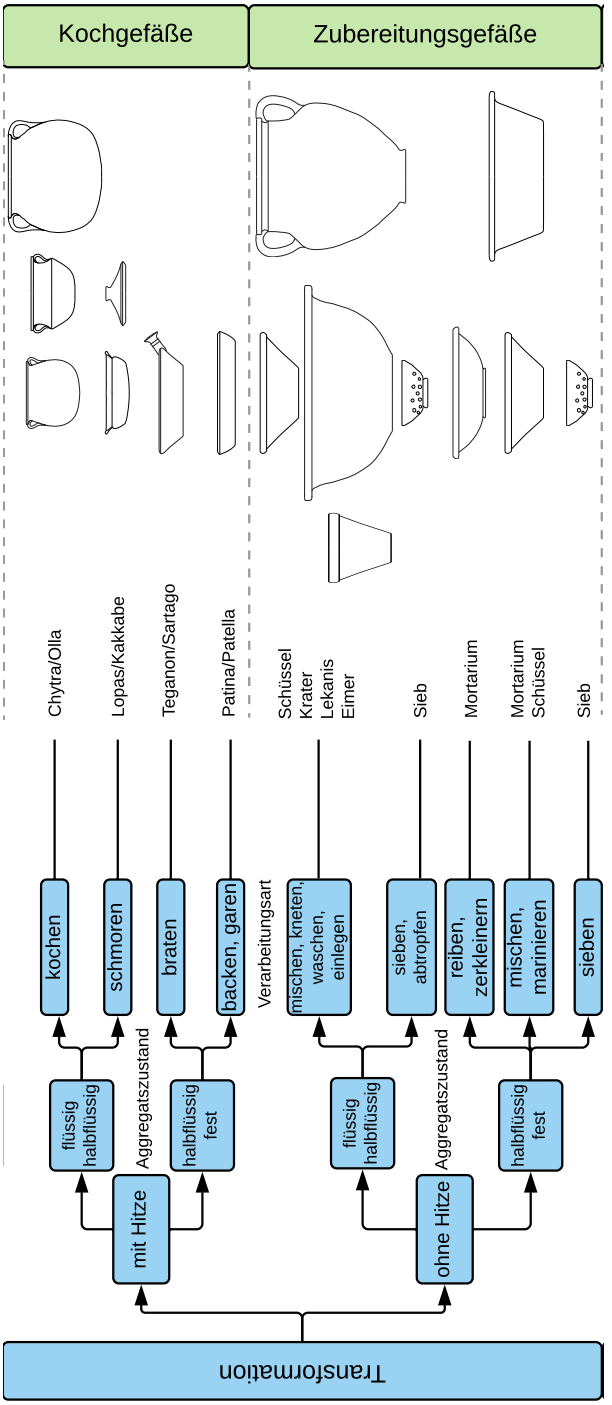

Abb. 1.b Funktionsbereiche (Grafik: Verf., erstellt mit Lucid Chart).

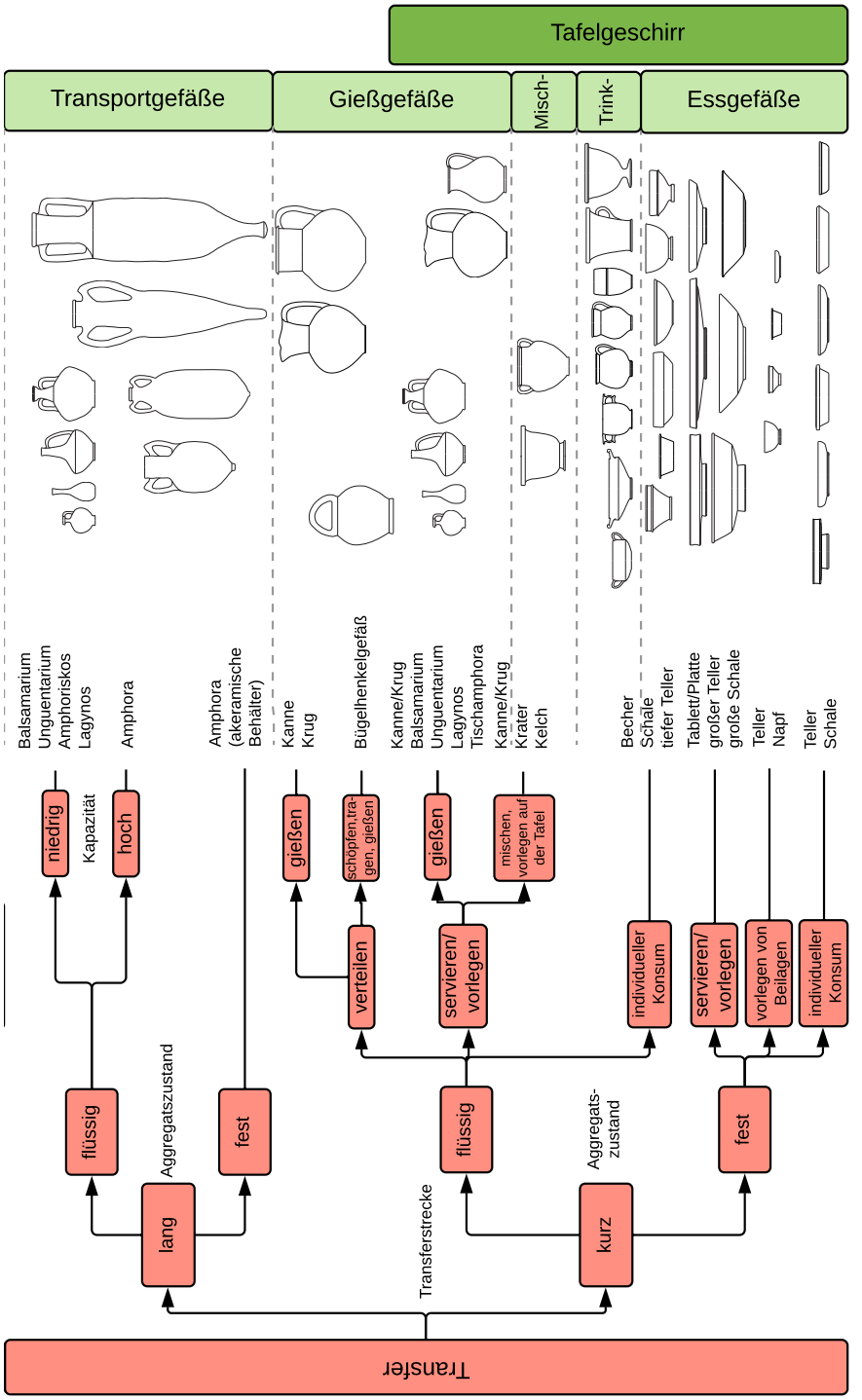

Abb. 1.c Funktionsbereiche (Grafik: Verf., erstellt mit Lucid Chart).

abgeleitet werden, kann die tatsächliche und sekundäre Funktion einerseits über den Kontext erschlossen werden, andererseits über die Untersuchung von Inschriften (Curtis 1984–86), Stempeln (Oxé et al. 2000), Rückstandsanalysen (Brettell et al. 2014; Cramp – Evershed 2015, 134–136; Roffet-Salque et al. 2017, 629), Reparaturen (Peña 2007, 213–249) und Gebrauchsspuren an der Keramik (Banducci 2014, 189–192; 2021), wobei zunächst taphonomische Spuren ausgeschlossen werden müssen (Hofmann 2004, 155). Die tatsächliche primäre und sekundäre Funktion muss mit den intendierten Funktionsmerkmalen in keiner Verbindung mehr stehen (Rice 1987, 207; Tournavitou 1992, 182). Der Gebrauch von keramischen Gefäßen war entsprechend ethnografischer Studien stark von sozialen Normen geprägt (Miller 1985, 51–74, 157–160, 197) und konnte sich von der intendierten Funktion unterscheiden (Wotzka 1997, 292). Andererseits haben Rückstands- bzw. Lipidanalysen (Kimpe et al. 2004; Roffet-Salque et al. 2017, 629) und Nutzungsspurenuntersuchungen (Banducci 2014, 206) gezeigt, dass Gefäße häufig entsprechend ihrer intendierten Funktion genutzt wurden. Die Form denotiert somit auch ihre Funktion und konnotiert eine bestimmte „Ideologie“ der Funktion, wodurch sie auch als Werkzeug eine kommunikative Funktion erfüllen (Veit 1997, 266–267).

Funktionsbereiche

Die hier vorgestellten funktionsbezogenen Eigenschaften und die aus ihnen abgeleiteten Funktionsklassen, beziehen sich auf die intendierte Funktion. Die Grundidee ist, dass die Ideen und Konzepte, die der Schöpfung des Artefaktes zugrunde liegen, in ihm eingeschrieben sind (Lang 2002, 19–20) und mit dem Wissen über die funktionsbezogenen Eigenschaften als Quelle „gelesen“ werden können.

Rices Klassifikation der Gefäßfunktionen definiert Gefäße als Werkzeuge, die in erster Linie konzipiert sind, Handlungen in Bezug auf ihren Inhalt vorzunehmen (Braun 1983, 108; Rice 1987, 208). Hierbei unterscheidet sie drei übergeordnete Funktionsbereiche: Lagerung, Transformation und Transfer (des Gefäßinhaltes), von denen hierarchisch absteigend untergeordnete Funktionsbereiche (Klassen zweiter, dritter, … Ordnung) abgeleitet werden (Eggert 2001, 124). So lässt sich der Funktionsbereich Transfer in die untergeordneten Bereiche des Inhaltstransportes über weite Strecken oder des sehr kurzen einfachen Inhaltstransfers unterteilen, der Funktionsbereich Transformation in die untergeordneten Bereiche der Inhaltsverarbeitung mit oder ohne Temperaturzugabe, der Funktionsbereich Lagerung in die untergeordneten Bereiche der langen oder kurzen Lagerungsdauer (Abb. 1). Je nachdem, in welchem Bereich die Gefäße eingesetzt werden, müssen sie die dem jeweiligen Funktionsbereich entsprechenden morphologischen oder technologischen Eigenschaften aufweisen (Mountjoy 1993, 119–128), die sich, wie die Funktionsbereiche, entlang variabler Polaritätsachsen (s. u. *Funktionsbezogene Eigenschaften*) aufspalten.

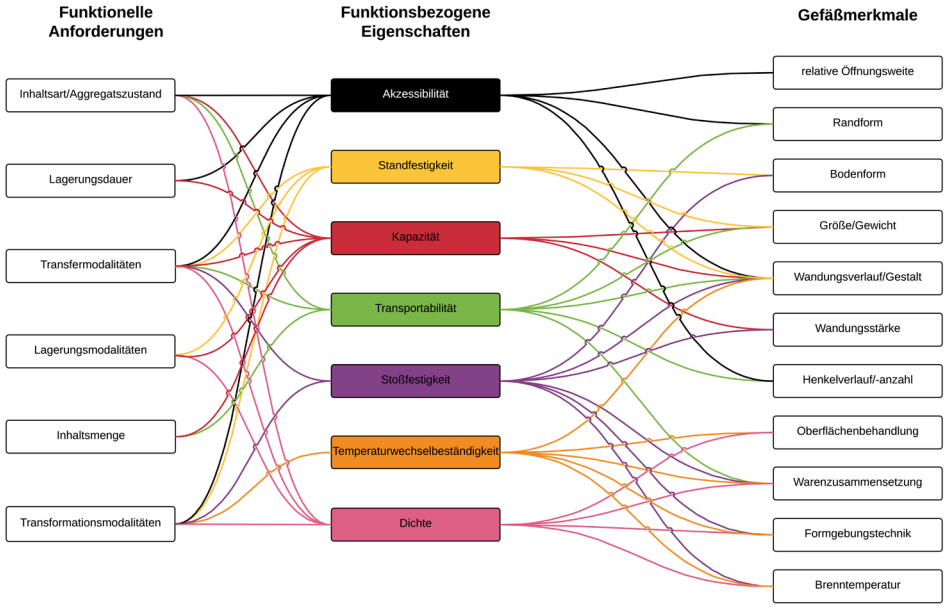

Abb. 2 Beziehungsdiagramm der funktionsbezogenen Merkmale und Gefäßmerkmale (Grafik: Verf., erstellt mit Lucid Chart).

In jedem untergeordneten Funktionsbereich treten weitere Faktoren hinzu, die Auswirkungen auf die funktionellen Anforderungen der Gefäße haben, z. B. kann eine Lagerungsdauer kurz oder lang, ein Lagerungsinhalt flüssig oder fest, die Kapazität hoch oder niedrig sein. Für jede weitere Spezialisierung der Gefäßfunktion müssen also weitere funktionsbezogene Eigenschaften hinzutreten, die sich wiederum in den Merkmalen niederschlagen (Rice 1987, 209). Da sich Merkmale nicht einer bestimmten Gefäßklasse absolut zuordnen lassen, unterscheidet Rice als Parameter übergeordnete funktionsbezogene Eigenschaften, die Gefäße aufweisen, um ihren Zweck zu erfüllen und innerhalb derer die Merkmale variieren können (Abb. 2). Auf diese Weise kann auch die Multifunktionalität erfasst und in diesem Modell konsistent abgebildet werden: Beispielswiese werden für den Funktionsbereich der Lagerung kostbarer Flüssigkeiten die Eigenschaften einer geringen Kapazität, einer geschlossenen Akzessibilität etc. benötigt (namentlich z. B. Unguentaria); diese Eigenschaften braucht das Gefäß aber auch, um in einem anderen Funktionsbereich, dem Transfer, eingesetzt zu werden (Abb. 1; Abbink 1999, 45).

Funktionsbezogene Eigenschaften und Merkmale

Die funktionsbezogenen Eigenschaften werden in morphologische Eigenschaften, die sich hauptsächlich aus morphologischen Merkmalen erschließen lassen (Randform, Henkel, Bodenform etc.) und den technischen Eigenschaften unterteilt, die sich vor allem an der Formgebungs- und Herstellungstechnik (z. B. Art und Menge der Zuschlagstoffe) ablesen lassen. Als morphologische Eigenschaften definiert Rice die *Kapazität*, *Standfestigkeit*, *Akzessibilität* und *Transportabilität* und als technisch-kompositorische Eigenschaften die *Stoßfestigkeit*, *Temperaturwechselbeständigkeit* und *Dichte* des Materials (Rice 1987, 224–232) (Abb. 2).

Die *Kapazität* eines Gefäßes ist bestimmt durch die Gestalt, Größe und Volumen. Eine hohe oder niedrige Kapazität gibt Hinweise auf die Menge und damit auch auf die Art des Inhalts. So weisen bestimmte Funktionsklassen bestimmte klar definierte Größenintervalle auf, die entsprechend der jeweils benötigten Kapazitäten je nach Funktionsklasse sehr unterschiedlich ausfallen. Ein Dolium sollte beispielsweise zur Langzeitlagerung eines großen Vorrats eine sehr hohe Kapazität aufweisen, ein Unguentarium zur Lagerung oder zum Transfer kostbarer Flüssigkeiten dagegen eine niedrige (Vitelli 1989, 26–27; Duistermaat 2007, 383–414 Appendix G). Die gängigste Methode zur Errechnung von Gefäßvolumen ist die *Summed-Cylinders*-Methode (Rice 1987, 221–222). Wandstärke, Durchmesser und Wandungsverlauf können ebenfalls Hinweise auf die Kapazität von Gefäßen geben, auch wenn diese nicht vollständig erhalten sind. Vor allem bei zerscherbtem Material kann mit Analogieschlüssen gearbeitet werden, die sich aus besser oder komplett erhaltenen Gefäßen gleichen Typs und Größe aus anderen Befunden erschließen lassen (zur Methode der Analogie siehe Gramsch 2014, 22).

Gefäße können eine hohe oder niedrige *Standfestigkeit* aufweisen, die abhängig von den jeweiligen statischen Eigenschaften, d. h. Gestalt, Proportionen und Schwerpunkt und v. a. der Bodenform ist. Beispielsweise hat ein Mortarium mit flachem Boden eine hohe Standfestigkeit, damit es seine Funktion als strapazierfähiges Zubereitungsgefäß erfüllen kann, eine Chytra mit Rundboden hingegen eine niedrige Standfestigkeit, sie musste über eine unebenmäßige Hitzequelle eingestellt oder eingehängt werden. Der Wandungsverlauf und die Größe eines Gefäßes geben ebenfalls Hinweise auf die Standfestigkeit des Gefäßes.

Eine wesentliche die Funktion determinierende Eigenschaft von Gefäßen ist deren *Akzessibilität*, d. h. die Zugänglichkeit und die damit verbundene Möglichkeit des leichten oder schweren Zugriffs auf den Inhalt (Rice 1987, 211–226; Skibo 2013, 28–36). Sie wird primär daran gemessen, welche relative Öffnungsweite ein Gefäß hat. Eine im geometrischen Sinne offene Form hat ein Gefäß, wenn der Randdurchmesser höher ist als der Wandungsdurchmesser oder eine geschlossene, wenn

Abb. 3 Akzessibilitätskategorien, M 1:20.

ersterer niedriger ist. Es werden vier Stufen der Erreichbarkeit des Gefäßinhaltes unterschieden: offen, weit offen, geschlossen und weit geschlossen (Abb. 3). Eine hohe oder niedrige Akzessibilität ist unterschiedlichen Gefäßfunktionen zu eigen. Pauschal gesprochen sind offene und weit offene Gefäße zur Konsumption und Transformation von Nahrung oder anderen Stoffen, geschlossene Gefäße hingegen für die Lagerung, den Transport und zum Verteilen/Ausgießen konzipiert. Der Zugriffsmöglichkeit auf den Inhalt kann auch die Randform als wesentliches Merkmal zugeordnet werden, die bestimmte Funktionen z. B. den direkten Konsum aus dem Gefäß begünstigte oder verhinderte (Lesure 1998, 20). Die Möglichkeit der Verschließbarkeit der Gefäße (mit Deckeln, Korken, Tüchern etc.) ist bei dieser Eigenschaft zu berücksichtigen.

Die *Transportabilität* von Gefäßen ist eine Eigenschaft, die sich grundsätzlich zunächst in Größe und Gewicht ausdrückt, aber auch in ihrer Gestalt (z. B. der Stapelbarkeit von Amphoren). Auch die Eigenschaft der schweren oder leichten Handhabung eines Gefäßes fällt in den Bereich der Transportabilität und drückt sich durch die Möglichkeit aus, ein Gefäß halten, tragen oder bewegen zu können.

Die wesentlichen Merkmale dafür können die Griffigkeit des Randes (z. B. bei Servierschüsseln), die Möglichkeit, ein Gefäß mit einer Hand zu umgreifen (z. B. bei Trinkbechern), oder die Orientierung und das Vorkommen von Henkeln sein. Henkel geben darüber Auskunft, dass einige Gefäße in einer bestimmten Weise gehalten werden mussten, um ihre intendierte Funktion ausführen zu können. Sie sind für bestimmte Funktionsklassen ein primäres Kriterium, z. B. für Gieß- oder Transportgefäße, während sie bei anderen nicht vorhanden sein müssen oder eine untergeordnete Rolle spielen.

Der Grad der *Stoßfestigkeit* gibt darüber Auskunft wieviel mechanischem Druck ein Gefäß ausgesetzt werden kann. Auf diese Weise kann die Eignung für bestimmte Funktionsklassen diskutiert werden, da z. B. beim Transport und der Zubereitung ein höherer mechanischer Druck ausgeübt wird als beim Verzehr oder Gießen. Die Formgebungstechnik, Brenntemperatur und Zusammensetzung der Magerung können die Stoßfestigkeit stark beeinflussen und u. a. durch den Zuschlag von vielen gröberen Magerungspartikeln die Mikrorissbildung verringern (Rice 1987, 227–228; Tite et al. 2001; Skibo 2013, 41). Neben den Materialeigenschaften sind auch die Formgestaltung, also der sich daraus ergebene Wandungsverlauf der Gefäße und die Bodenform ein wichtiger Faktor für die Stoßfestigkeit. Umbrüche in den Gefäßwandungen bieten eine Schwachstelle vor allem bei mechanischem Druck, was sich beispielsweise darin zeigt, dass Zubereitungsgefäße im Allgemeinen weniger Umbrüche aufweisen als Tafelgeschirr.

Neben dem mechanischen Druck können die Gefäße bei der Erhitzung auch thermischem Druck bzw. einer *Temperaturwechselbeanspruchung* ausgesetzt werden, die bestimmte Merkmale erfordert. Bei dem Temperaturwechsel von kalt zu heiß dehnt sich das Gefäß aus und zieht sich bei der Abkühlung wieder zusammen. Aus diesem Grund sind die Art und Größe der Magerungspartikel und der Poren, deren Bildung auch durch die Herstellungs- und Brenntechnik bedingt wird, eine wichtige technologische Komponente, um die schon erwähnte Mikrorissbildung zu unterbrechen (Braun 1983, 123–124; Naschinski 2001, 133; Skibo 2013, 40, 51–52). Weitere Merkmale, die den thermischen Druck verringern, sind die Oberflächenbehandlung und die Vermeidung von Wandungsumbrüchen (Rice 1987, 228–230).

Eine weitere kompositorische Eigenschaft ist die *Dichte* der Gefäße, die wie die Stoßfestigkeit und Temperaturwechselbeanspruchung hauptsächlich durch die Machart und die Materialzusammensetzung bedingt ist. Beispielsweise sind sandgemagerte Gefäße weniger porös, im Gegensatz zu solchen mit organischen Magerungspartikeln und begünstigen eine Aufbewahrung von Flüssigkeiten über einen längeren Zeitraum (Duistermaat 2007, 231), während poröse Gefäße evaporieren und somit einen Kühlungseffekt erzeugen können (Rice 1987, 231; Skibo 2013, 39–40). Die Porosität und Dichte wird darüber hinaus durch die Oberflächenbehandlung eines

Gefäßes manipuliert. Durch einen Überzug können die Gefäßoberflächen beispielsweise abgeschlossen werden und somit die Porosität und Luftzirkulation vermindert, Flüssigkeiten länger gelagert und deren Fermentierung befördert werden (Hayes 2008a, 10–11; Schörner 2013, 61–62).

Die Korrelation der jeweiligen morphologischen und technologischen Eigenschaften der Gefäße, die anhand ihrer Merkmale abzulesen sind, ermöglicht die Zuordnung in eine, in manchen Fällen auch in mehrere Funktionsklassen. Da viele dieser Merkmale sich nicht nur anhand komplett erhaltener Gefäße dokumentieren lassen, sondern auch an Fragmenten, ist eine funktionale Interpretation von zerscherbtem Untersuchungsmaterial ebenfalls durchführbar. Denn auch anhand einer Wandungsscherbe lassen sich Merkmale wie Wandungsstärke, Größe, Oberflächenbehandlung, Tonwareneigenschaften etc. ablesen und statistisch erfassen, die wiederum funktionsbezogenen Eigenschaften und Funktionsbereichen zugeordnet werden können (Abb. 2).

Funktionsklassen

Da das Ordnungskriterium der im Folgenden diskutierten Funktionsklassen die primär intendierte Funktion ist, die dem technomorphologischen Gefäßkonzept entspricht, wurden Funktionsklassen gebildet, indem Gefäße mit gemeinsamen, funktionsbezogenen Merkmalen gruppiert wurden (Abb. 1). Bei der praktischen Anwendung dieser theoretisch formulierten Kriterien auf die Keramik zeigt sich, dass sie je nach Funktionsgruppe eine mehr oder weniger hohe Priorität haben, die deshalb je nach Funktionsgruppe entsprechend gewichtet wurden. Es werden folgende Funktionsklassen diskutiert, bei denen es sich auch um die archäologisch, ethnografisch und schriftlich belegten Hauptfunktionsklassen handelt (Hilgers 1969, 13; Abbink 1999, 45): Ess- und Trinkgefäße, Gießgefäße, Transportgefäße, Lagerungsgefäße, Zubereitungs- und Kochgefäße. In jeder Funktionsklasse werden darüber hinaus Merkmale herausgearbeitet, anhand derer differenzierte Funktionsmöglichkeiten erschlossen werden können (zur Kritik an zu allgemeinen Funktionsklassen siehe Veit 1997, 255).

Weder bei den Gefäßformen noch bei den Funktionsklassen erhebt diese Darstellung einen Anspruch auf Vollständigkeit. Es werden die gängigsten Gefäßklassen als Fallbeispiele aus den Keramikpublikationen mit umfangreichen Materialvorkommen aus Athen (Robinson 1958; Rotroff 2006; Hayes 2008a), Korinth (Hayes 1973; Slane Wright – Jones 1980; Slane 1990), Didyma (Wintermeyer 2004), Milet (Lüdorf 2006), Ephesos (Ladstätter 2008); Tel Anafa (Berlin – Slane 1997), Olbia (Bats 1988) etc. und aus Überblickswerken wie dem *Conspectus* (Ettlinger et al. 1990) oder dem *Atlante* (Hayes 1985) herangezogen. Dabei wurden die gängigsten Formtypen des 1. bis 3. Jhs. n. Chr. aus den o. g. publizierten Kontexten des östlichen

Mittelmeerraumes als Fallbeispiele herangezogen, da dieses Gebiet, in dem schon seit Beginn der historischen Zeit eine gemeinsame materielle Kultur vorherrschte, ab augusteischer Zeit als ein „Raum gemeinsamer Gefäßformen" betrachtet werden kann. Mit dem Einsetzen der *pax romana* waren Rahmenbedingungen geschaffen, die mit zahlreichen Werkstattgründungen in den neuen Provinzen, einer Intensivierung des ökonomischen Austausches und mit der wechselseitigen Beeinflussung der römischen Eroberer und der hellen(ist)ischen Besiegten zu einer Vereinheitlichung der Produktion und Konsumption führten und ein einheitliches Formenspektrum für Keramikgefäße entstehen ließen (Poblome – Zelle 2002, 275–287; Ladstätter 2005, 205; Bes 2015, 65).

Sonderformen und Spezialgefäße (z. B. Lampen, Kohlebecken, Bienenkörbe, Tintenfässer, Pyxiden usw.) wurden hier aus Platzgründen nicht berücksichtigt, da diese in der Regel einen eindeutig und eng begrenzten Zweck erfüllten. Da es sich um ein offenes System handelt, kann es jedoch an die jeweiligen Erfordernisse (eines Projektes oder einer Fundaufarbeitung) flexibel angepasst werden, um je nach Bedarf die hier nicht aufgeführten Gefäßformen oder Funktionsbereiche (z. B. Hilgers 1969, 13: Toiletten- oder Sakralgefäße), die befundspezifisch miteinbezogen werden sollen, ebenfalls mit diesem Modell abzubilden (Rösler 2014, 128). So ist es möglich mit diesem Modell verschiedene Regionen, Zeitabschnitte oder Kontextzusammenhänge zu untersuchen und die Inventare entsprechend den Anforderungen ihres jeweiligen Kontexts zu klassifizieren (Poblome et al. 2007, 16–17). Nicht zu vergessen ist dabei, dass neben den keramischen auch akeramische Behälter existierten, die bestimmte Formen oder auch ganze Funktionsklassen im ursprünglichen Inventar vervollständigten (Evans 1993, 109; von Kaenel – Helfert 2016, 440). Historische Quellen berichten u. a. von Weinschläuchen, Holzfässern (Cato agr. 69; Plin. nat. 8, 16; Dig. 33, 6, 3) und Metallgefäßen (Dig. 33, 7, 26; Hilgers 1969, 20–23), die sich in Form von Holzeimern, Bronze- und Bleischüsseln, Glas- und Steingefäßen auch in archäologischen Befunden wiederfinden (Robinson 1959, Taf. 51, 54–55). Der keramische Befund ist folglich nur ein Teil des Gefäßinventars, das bei der Auswertung und Interpretation mitberücksichtigt werden muss (zur kontextuellen Analyse siehe Veit 1997, 266).

Essgefäße

Essgefäße sind Gefäße, von denen Speisen dargereicht und direkt verzehrt wurden. Die hauptsächlichen Eigenschaften dieser Funktionsklasse bestehen in der leichten Handhabbarkeit und einer guten Zugriffsmöglichkeit auf den Inhalt. Mit ihnen sollten flüssige und feste Speisen sicher serviert, vorgelegt und mit einem Löffel (Cool 2006, 50; Banducci 2014, 196) oder den Händen verzehrt werden können, weshalb eine offene Form obligatorisch ist, am besten eine weit offene mit einem entsprechend flachen oder waagerechten Wandungsverlauf. Da Essgefäße nicht mit Feuer

oder ständigem Druck in Verbindung kamen, bestand keine funktionale Notwendigkeit der Verwendung von grobgemagerter Tonware. Für den täglichen Konsum von Speisen sowie der Reinigung der Gefäße ist eine feingeschlämmte, hart gebrannte und belastbare Feinware wie die Terra Sigillata mit einem versiegelnden Überzug am besten geeignet (Biddulph 2008, 96).

Die Terra Sigillata mit ihrem glänzenden roten Überzug war das klassische Tafelgeschirr der Kaiserzeit, vor allem bei den mit dem Essen assoziierten Gefäßen. Ab dem ausgehenden 1. Jh. v. Chr. kam es mit dem Einsetzen der großen exportierenden Produktionszentren der italischen Sigillata (ITS) und der ostmediterranen Eastern Sigillata A (ESA) zu einer Standardisierung der Essgefäße, die die materielle Kultur des römischen Reiches für die gesamte römische Kaiserzeit prägte. Das Formenspektrum war stark von metallenen Tafelgeschirrservicen beeinflusst, die zu dieser Zeit von der gesellschaftlichen Oberschicht der römischen und hellenischen Welt gleichermaßen verwendet wurden (Bes 2015, 65). Die Ausbreitung der neuen Konsum- und Esskultur, die auch mit Innovationen in der Werkstättenorganisation und Herstellungstechnik einherging, führte zu einer Wiederbelebung der lokalen Traditionen der Keramikproduktion. Teils modifizierten diese die lokalen hellenistischen Formen, teils integrierten sie die neuen Formen der Sigillata (Ladstätter 2007, 203–219). In Kleinasien wurden Werkstätten durch italische Töpfereibesitzer neugegründet (Ladstätter 2007, 208–209), z. B. in der Ephesus/Mäandertal-Region (ESB), teilweise wurden auch die bestehenden Regionalproduktionen ausgeweitet, z. B. in der Pergamon/Çandarlı-Region (ESC) (Japp 2003, 241–242).

Die Grundformen der römerzeitlichen Essgefäße waren an die Speisekultur angepasst, die im östlichen Mittelmeerraum bereits seit hellenistischer Zeit vorherrschend war: Die in der Küche zubereiteten Speisen wurden in Schüsseln, auf Tabletts, Platten und großen Tellern angerichtet und auf dem Tisch vorgelegt. Dazu konnten Speisebeigaben in Näpfen, Schalen und Beilagentellern gereicht werden. Gegessen wurde meist von einem individuell genutzten flachen oder tiefen Teller oder auch zusammen von den gemeinsam genutzten Servier- und Vorlegegefäßen (Hudson 2010, 667–669).

Diese drei Funktionsbereiche (Servieren, Vorlegen, Konsum) lassen sich zum einen an Schrift- und Bildquellen nachvollziehen (Hilgers 1969, 15–16; Hudson 2010, 663–669), zum anderen in der Gestaltung der Gefäße selbst. Doch obwohl kaiserzeitliches Tafelgeschirr ein äußerst differenziertes Formenspektrum aufweist, waren die Formtypen nicht mit einem definitiven Funktionsbereich am Tisch korreliert. Gemäß den von Hudson 2010 publizierten Analysen dienten je nach Bedarf dieselben Formtypen multifunktional als gemeinsam genutztes Servier-, Vorlege- oder Beilagengefäß oder individuell genutztes Essgefäß. Hudsons Forschungen, für die er verschiedene Tafelgeschirrsets aus geschlossenen Kontexten auswertete, führen

zu dem Schluss, dass „Gestalt, Form und etablierter Typ eines Gefäßes nicht a priori dessen Funktion bestimmen. Vielmehr müsse jede Gefäßform innerhalb ihres Kontextes betrachtet werden, um herauszufinden, welche Rolle sie in Relation zu den anderen Formtypen im Inventar spielte“ (Hudson 2010, 672). Welche Funktion ein Formtyp innerhalb eines konkreten Tafelgeschirrinventars hatte, lässt sich demnach allenfalls durch den Anteil gleicher Gefäßformen und -größen im gesamten Service bestimmen. Die einzelnen Gefäßformen sind aber nicht mit einer definitiven Gefäßfunktion korreliert, sondern mit der Konsistenz des Inhalts und bestehen aus flachen Tellern für feste, oder Schalen für flüssige Speisen (Hudson 2010, 672–673). Allen gemeinsam ist eine offene Grundform, um Speisen darbieten zu können.

Als individuell genutzte Essgefäße können jene angesehen werden, deren Formtypen am häufigsten vorkommen. Flache Teller eignen sich eher für feste und halbfeste Speisen, da flüssige Inhalte leicht verschüttet werden konnten. Dies gilt für die frühkaiserzeitlichen Teller der Eastern Sigillata A (z. B. ESA 4) genauso wie für die weit verbreiteten italischen Teller mit Steilrand (z. B. ITS Consp. 18–21) und ihre Äquivalente in der Eastern Sigillata A (ESA Form 34–37). Für flüssige und feste Speisen aller Art eignen sich tiefere Teller, wie die italischen Formen der ITS Consp. 3 und ihre späteren Ableitungen in anderen Traditionen (z. B. ESA Form 52, ESC Form 1). Die ab flavischer Zeit produzierten Teller der ESB, ob mit Steilrand (ESB Form 58) oder nach innen gebogenem Rand (ESB Form 60) sind für feste wie flüssige Speisen gleichermaßen geeignet. Eher für flüssige und halbflüssige Speisen waren die tiefen Schalen konzipiert, wie die zu Beginn der Kaiserzeit sehr verbreitete Steilrandschale ITS Consp. 22 / ESA 46 / ESB 70, die in der Randgestaltung den flachen Tellern nachempfunden waren und mit diesen ein Service bildeten (z. B. ITS Consp. 22 zu ITS Consp. 18, ESB Form 70 zu ESB Form 58 etc.) oder die im 2./3. Jh. verbreitete Tellerform ESC 3 (Der Nachfolger der Formen ITS Consp. 34 bzw. ESA 48) Die Ränder der Essgefäße hatten, neben ihrer Eigenschaft als Dekorelement, funktionale Aspekte. Sie sollten die Speisen so auf dem Teller halten, dass man ihn auch befüllt bequem tragen und halten konnte. Die Steilränder und schräg abknickenden Ränder waren also sowohl zum Vorlegen als auch für den Konsum hervorragend geeignet. Leicht nach innen gebogene Ränder wie z. B. die der Teller der Form ESB 60 waren dazu konzipiert, flüssigen Inhalt beim Transfer am Ausschwappen zu hindern. Individuell genutzte Essgefäße haben zwar keine Henkel, jedoch diente der oftmals unterschnittene Rand dazu, sie sicher halten und handhaben zu können. Für die Gefäßkapazität persönlicher Portionsgrößen definierten Henrickson und McDonald unter Bezugnahme auf ethnografische Studien ein Größenintervall von 10–23 cm mit einem Hauptdurchmesser von 14 cm (Henrickson – McDonald 1983, 632; Hudson 2010, 667), während Hayes den Durchschnitt römischer Tellergrößen mit 16–18 cm Durchmesser angibt (Hayes 1997, 25).

Neben den individuell genutzten Gefäßen treten in den meisten Tafelgeschirrinventaren Beilagenteller auf, in denen Speisebeigaben (Saucen, Pasten, Salate, Gewürze etc.) gereicht wurden. Sie hatten eine supplementierende Funktion und wurden von mehreren Tafelgenossen geteilt (Hudson 2010, 667). Beilagenteller haben keinen mit dieser Funktion korrelierten Formtyp, sondern bestehen aus kleineren Schalen und Tellern, die einen relativ niedrigen Anteil der gesamten Assemblage ausmachen. Oftmals handelte es sich um dieselben Formtypen, die auch für die o. g. individuell genutzten Gefäße verwendet wurden, jedoch in kleinerer Ausführung. Ob es sich um einen Beilagenteller handelt oder nicht, kann demnach auch anhand der Kapazität ermittelt werden, falls die Gefäße im Durchschnitt kleiner als die individuell genutzten Essgefäße sind oder der Durchmesser <10 cm beträgt.

Schließlich gibt es auch Serviergefäße, die dazu benutzt wurden, Essen von der Küche zur Tafel zu bringen (Hudson 2010, 668). Dabei handelt es sich um große Platten oder große tiefe Schüsseln, deren Inhalt am Tisch entweder in kleinere Gefäße ausportioniert oder von denen gemeinsam gegessen werden konnte. Als Funktionsklasse definiert Hudson Serviergefäße demgemäß als große Platten, Schüsseln und Teller, die in Relation zum Rest des Tafelgeschirrservices einen geringen Anteil ausmachen. Flache und tiefe Teller, die die Kapazität eines individuell genutzten Gefäßes übersteigen (d. h. >23 cm Randdurchmesser lt. Hudson 2010, 667; vgl. Henrickson – McDonald 1983, 632) können entweder als gemeinsame Essgefäße gedient haben, oder als Serviergefäße, um die Speisen anzurichten, zu Servieren und vorzulegen. Dies gilt für die großen Keramikplatten (z. B. die ephesischen Grauen Platten: Zabehlicky-Scheffenegger 1996, 41–46) und Steilrandteller (ITS Consp. 18.3.1, ITS Consp. 20.3.1, ITS Consp. 10.1.1–2 / ESA 9) sowie für die übergroßen breiten Schüsseln der ESA Form 1 oder ESC Form 1.

Trinkgefäße

Die grundlegenden Eigenschaften dieser Funktionsklasse werden durch die Praxis bestimmt, in der beim Trinken auf den Gefäßinhalt zugegriffen wird: Eine offene Gefäßform und ein zum Trinken geeigneter Rand sind die Hauptvoraussetzung, um das Gefäß an den Mund ansetzen zu können und den flüssigen Inhalt aufzunehmen. Eine im Verhältnis zur Höhe zu weite Öffnung erschwert allerdings den direkten Flüssigkeitskonsum und erhöht die Gefahr des Verschüttens von Flüssigkeit. Ferner müssen Trinkgefäße als individuell genutzte Objekte auch im Sitzen und Liegen mit einer Hand benutzbar sein, was ihre Größe und Kapazität determiniert.

Kaiserzeitliche Trinkgefäße wurden nicht nur aus Ton, sondern auch aus edlen Metallen und, in größeren Mengen, aus Glas hergestellt. In welcher Materialgattung einzelne Formtypen ihren letztendlichen Ursprung hatten, wird in der Forschung weiterhin diskutiert. Anders als im Hellenismus gab es in der Kaiserzeit mehr

Trinkgefäße aus Glas (Slane 2003, 332–333). In den meisten Fällen dienten zunächst die edlen Metallgefäße aus Gold, Silber und Bronze als die eigentlichen Vorbilder der Formtypen (Roth-Rubi 1984, 175–193; Willet 2012, 323–325, 338–390; Löbbing 2015, 20–21). Aus bildlichen Darstellungen (z. B. Wabersich 2014, 231 Taf. 5) und dem Formvergleich zwischen den Materialgattungen lässt sich ableiten, dass es sich in den meisten Fällen um funktional gleiche Formtypen gehandelt hat und dass die kostbareren Metallgefäße und Trinkgläser als Vorbilder für die in großen Mengen produzierten Keramikgefäße dienten (Hayes 1997, 68; Löbbing 2015, 20).

Auch die Tonware kaiserzeitlicher Trinkgefäße ahmte mit ihrer Dünnwandigkeit, Härte und verschiedenen Oberflächenbehandlungen ihre Vorbilder in Bronze, Silber und Glas nach. Neben den ästhetischen Aspekten, waren diese kompositorischen Eigenschaften auch von hoher Funktionalität. Trinkgefäße wurden sehr häufig verwendet, wofür eine fein geschlämmte und sehr hart gebrannte Feinware vonnöten ist, wie die Experimente Biddulphs (2008, 97) und die von Peña (2007, 58) formulierten Anforderungen an das Ess- und Trinkgeschirr bestätigen. Das häufige, kurzzeitige Beinhalten von Flüssigkeiten und die anschließende Reinigung werden durch eine dichte Tonmatrix, die mit einem Überzug oder eine durch hohe Brenntemperatur verglaste Oberfläche versiegelt ist, optimiert (Hayes 2008a, 10–11).

Ähnlich wie bei den Essgefäßen der Terra Sigillata gab es auch bei den Trinkgefäßen maßgebliche Produktionszentren, die ihre Waren über große Teile des römischen Imperiums verhandelten und die Gestaltung der kaiserzeitlichen Trinkgefäße nachhaltig prägten. Während der Schwerpunkt der Sigillata-Produktionen auf der Herstellung von Servier- und Essgeschirr lag, wurden die keramischen Trinkgefäße, Becher und Schalen mit den dazugehörigen Krügen, Kannen und Flaschen hauptsächlich in einem anderen, dünnwandigen Fabrikat gefertigt, das in der Keramikforschung als *Thin-walled Ware* bzw. Dünnwandige Ware bezeichnet wird und verschiedene Form- und Funktionstypen mit und ohne Farbüberzug zusammenfasst (Marabini Moevs 1973). Die hauptsächlichen Produktionsorte lagen zunächst in Norditalien, wo sie ab dem frühen 1. Jh. v. Chr. produziert und später, etwa zeitgleich mit dem Einsetzen der italischen Sigillata-Exporte, im gesamten römischen Reich verhandelt wurden. Ähnliche Gefäße wurden aber bereits seit späthellenistischer Zeit auch an vielen anderen Orten im östlichen Teil des römischen Reiches produziert, v. a. bei Pergamon (Japp 2003, 245–246) und in Knidos (Mandel et al. 1996, 41–46) und laut archäometrischen Untersuchungen auch auf Sizilien in Segesta (Montana et al. 2003). Das Formenspektrum ist so fließend und indifferent, dass es nicht möglich ist, Formklassifikationen wie bei der Sigillata vorzunehmen. Ab dem späten 1. Jh. n. Chr. setzte mit der Aufnahme der Produktionen von Trinkutensilien in Ostthrakien und Phokaia dann eine gewisse Standardisierung der Formen ein, die mindestens bis ins 3. Jh. n. Chr. anhielt (Hayes 2006, 101–104).

Auch in den großen Sigillata-Produktionen des 1.–3. Jhs. wurden zum Trinken geeignete Becher, Kelche und Schalen hergestellt. Diese stellen jedoch nur einen sehr geringen Teil der bisher publizierten römischen Inventare dar. In den meisten Fällen handelte es sich um Reliefwaren oder andere repräsentative Trinkgefäße, die in der Formschüssel hergestellt wurden und deren Formen edle Vorbilder in Gold und Silber imitierten. In einigen Fällen wurden auch die einfacheren Formen der Dünnwandigen Ware produziert (z. B. in der Pergamenischen Sigillata: Japp 2003, 245–246).

Zylindrische, oval-ellipsoide und konische Grundformen mit einem steilen oder oben sogar leicht eingezogenen Wandungsverlauf sind für den direkten Konsum von Flüssigkeiten besonders gut geeignet. Innerhalb des kaiserzeitlichen Formenrepertoires sind diese Grundformen vor allem innerhalb der Dünnwandigen Ware zu finden, bei den Vertretern der frühen, norditalischen Serien in vielen verschiedenen Varianten (Hayes 2008a, 261 Abb. 46, 1522–1523: zylindrisch; 260 Abb. 46, 1514: ellipsoid; 259 Abb. 46, 1505: oval; 261 Abb. 47, 1530: konisch), während die ab spätflavischer Zeit produzierten Kragenbecher aus Ostthrakien und Phokaia v. a. ovale und kugelige Grundformen aufweisen (Hayes 2008a, 267 Abb. 50, 1597: oval, 268 Abb. 51, 1605: kugelig). Auf die hellenistische Tradition gehen die zahlreichen Vertreter der italischen Trinkschalen zurück (Hayes 2008a, 99–100, 262–263 Abb. 48 Taf. 75, 1537–1555), die in vielen Fällen zur leichteren Handhabung mit zwei Henkeln versehen waren, wie auch die knidischen Trinkschalen, die ebenfalls in hellenistischer Tradition zwei Horizontalhenkeln aufweisen (Mandel et al. 1996, 41–46).

Ob ein Gefäß zum Trinken geeignet ist, lässt sich über die Gestaltung des Randes bestimmen. Für Trinkgefäße sind vor allem steile und steil eingezogene Randformen mit einfacher Lippe geeignet, wie auch die Gestaltung eines Großteils der modernen Trinkgläser, Tassen und Becher zeigt. Diese Randformen finden sich auch bei einem großen Teil der kaiserzeitlichen Becher und Schalen der Dünnwandigen Ware (Hayes 2008a, 95–104) und der karinierten Schalen mit Steilrand. Doch auch aus den ausschwingenden oder schräg abknickenden Kragenrändern der rund-ovalen ostägäischen Trinkbecher lassen sich Getränke verzehren. Die Kehlung dieser Formen bietet hier sogar einen zusätzlichen Schutz vor dem Verschütten des Inhalts. Als Trinkgefäße ausgeschlossen werden können Formen mit zu schräg nach außen abknickenden Rändern, da sie zum Trinken nicht geeignet sind. Auch stark verdickte Randformen und abgesetzte Flachränder sind als Trinkgefäße auszuschließen, da die Flüssigkeitsdosierung nicht kontrolliert werden kann. Im Gegensatz zu den Essgefäßen waren Trinkgefäße, die an den Mund geführt werden müssen, zur Erleichterung der Handhabe teilweise mit Henkeln versehen. So haben die o. g. niedrigen knidischen Trinkschalen zwei Horizontalhenkel und die niedrigeren Gefäße der italischen Dünnwandigen Ware in vielen Fällen zwei Vertikalhenkel. Als Gefäßformen mit einem Henkel können beispielsweise die ostägäischen Kragenbecher genannt werden (Hayes 2008a, 101–104 Abb. 50–51, 1595–1609).

Nach Hayes ist ein Gefäß mit zwei Henkeln für den Konsum im Liegen, wie in den hellenistisch-mediterran geprägten Gebieten üblich, besonders gut geeignet (Hayes 1997, 68–70). Dass eben diese in der römischen Zeit von Gefäßformen ohne Henkeln immer mehr ersetzt wurden, könnte ein Indiz für eine Veränderung der Trinkkultur sein, die sich von der griechischen loslöste – sei es durch die Trinkposition oder durch die schlichte Schmälerung der Gefäßform, die ein Umfassen der Gefäße mit einer Hand ermöglichte und Henkel obsolet machte.

Die Funktion dieser Klasse ist ebenfalls durch ihre Größe determiniert. Generell sind kleinere und mittelgroße Gefäße gleichermaßen zum Trinken und Essen geeignet, wobei eine Trinkgefäßfunktion, für kleinere offene Gefäße wahrscheinlicher ist, da Flüssigkeiten weniger Volumen einnehmen als feste Nahrung, wobei zur Differenzierung der Gefäße für flüssige oder dickflüssige Nahrung auch der Wandungsverlauf zu berücksichtigen ist (s. o. Beilagenteller). Für die Abgrenzung von den Servier- und Mischgefäßen ist ebenfalls die Kapazität funktionsentscheidend. Ab einem Volumen von über einem Liter ist ein Funktionswandel indiziert, da das Gefäß für den individuellen Gebrauch zu schwer und unhandlich wird (s. u. Zubereitungsgefäße).

Gießgefäße

Gefäße zum Ausgießen von Flüssigkeiten haben eine geschlossene oder auch stark geschlossene Form, um den flüssigen Inhalt gut bewahren zu können, vor Verunreinigungen zu schützen und vor allem, um ihn kontrolliert in andere Gefäße zu gießen (Abb. 3). Unter diese Kategorie können alle möglichen Kannenformen subsumiert werden, wobei hier jene mit Schnaube Kannen bzw. Kleeblattkanne genannt werden und jene mit runder Öffnung Krug. Enghalsige meist auch kleinere Formen wie die Lagynos, die im 1. Jh. v. Chr. und 1. Jh. n. Chr. auch in Sigillataware populär war (Hayes 1997, 75–76; Rotroff 2006, 82–84 Abb. 16–18), flaschenartige Gefäße, wie Unguentaria und Balsamaria sind multifunktionale Gefäße, die neben ihrer Lagerungs- und Transportfunktion auch eine Gießfunktion hatten.

Allen Formen gemein sind die geschlossene Form und der relativ schmale Hals, aus dem beim Kippen nur eine bestimmte Menge an Flüssigkeit herausfließen konnte. Beim Kippen bewirkt die Verengung des Halses eine Erhöhung der Hydrodynamik, weil das Gewicht der nachfließenden Flüssigkeit den Inhalt stärker verdrängt, wodurch er schnell und kontrolliert ausgegossen werden kann. Aus besonders enghalsigen Gefäßen (wie z. B. Slane 1990, 102 Abb. 24, 211) kann wenig Flüssigkeit gleichzeitig ausgegossen werden, wodurch sich der Druck im Gefäß vergrößert und der Strahl stark konzentriert und somit der Inhalt präzise ausgegossen werden kann (Hally 1986, 280).

Am besten geeignet für die kanalisierte Ausgabe der Flüssigkeiten sind die kleeblattförmigen Ränder, da die Fläche des Randes, über die die Flüssigkeit treten kann, sehr klein ist. Bei einigen römischen Vertretern ist der mittlere Kleeblattteil vom Töpfer so weit zusammengedrückt worden, dass er quasi eine Schnaube bildet und diese Gefäße somit bestens an ihre Funktion angepasst sind (Slane 1990, 103–104 Abb. 25, 216). Weniger auf das Gießen spezialisierte Ränder, wie z. B. ausschwingende oder abknickende Formen der Krüge sich dennoch für den Gebrauch geeignet (Hayes 1985, Taf. 10, 4; Slane 1990, 106 Abb. 27, 255). Eine funktional besonders interessante Variante der ausschwingenden Ränder sind die trichterförmigen Exemplare, die neben der Gießfunktion auch das Einfüllen der Flüssigkeiten erleichtern (Hayes 1983, 128, 130 Abb. 1, 141–142, 144, 147; Hayes 1985, Taf. 9, 6; Consp. K17. 19).

Neben dem Rand und dem Hals beeinflusst auch der Verlauf der Gefäßwandung das Gießverhalten. Da beim Gießen der Schwerpunkt des Gefäßes verändert und in Gießrichtung gelenkt wird, fängt das Gefäß an zu rotieren, wodurch die Kontrolle über das Ausgießen des Inhalts verringert wird. Je größer der Durchmesser der maximalen Gefäßausdehnung und je kleiner das Gefäß ist, desto mehr verschiebt sich der Schwerpunkt und desto ungeeigneter ist das Gefäß zum Gießen (Hally 1986, 280). An diesen Proportionen kann folglich abgelesen werden, mit welchen Gefäßen präzise gegossen werden konnte und welche für gröbere Handhabungen genutzt wurden (präzise: Hayes 1983, 127, 130 Abb. 11, 147; unpräzise: Slane 1990, 106–107 Abb. 27, 226). Deshalb verwundert es nicht, dass vor allem die Kannen des Tafelgeschirrs schmalere Gefäßkörper haben, um mit ihnen den Inhalt präzise zu verteilen; umgekehrt gibt es allerdings Gießgefäße aus *plain ware* oder grober Ware, die sehr präzises Gießen ermöglichen, weshalb nicht von einer groben Ware auf eine grobe Verwendungsweise geschlossen werden kann (siehe z. B. eine Kleeblattkanne in Ladstätter 2008, 112 Abb. 22).

Gießgefäße wurden in unterschiedlichen Größen und Fassungsvermögen aufgefunden, was ein Hinweis auf ihre unterschiedlichen Nutzungsanforderungen ist, wie Slane auch für den Befund des Demeter-und-Kore-Heiligtums in Korinth feststellt, in dem mehrere unterschiedlichen Typen gefunden wurden (Slane 1990, 99–101). Einerseits sind die sog. *ministeria* (Hilgers 1969, 15, 222) in der Regel am Tisch keine individuell genutzten Gefäße, und ihre Größe ist durch die zu versorgende Personenanzahl bedingt. Andererseits hängen Größe und Volumen auch vom Inhalt und Nutzungskontext ab. Kleinere enghalsige Gefäße mit geringem Volumen sind als Behälter für Flüssigkeiten, die nur in geringen Dosen vergossen werden sollten, sowohl als Salbgefäß für Kosmetika, Pflegeöle oder Medizin als auch als *ministerium* an der Tafel oder bei der Zubereitung von Speisen verwendbar (Hayes 1983, 128–129 Abb. 10, 138; Anderson-Stojanović 1987, 117–119). Größe und Größendivergenz der Gießgefäße ermöglichen folglich auch weiterführende Interpretationen zu den unterschiedlichen

Nutzungsanforderungen und den Inhalten (zur Manifestation von Aktivitäten und Bedingungen in Artefakten siehe Hofmann 2004, 154).

Gießgefäße verfügen in der Regel über einen Vertikalhenkel, der auch bei dieser Funktionsklasse von ihrer Mobilität zeugt, um die Position des Gefäßes zum Kippen zu verändern. Aus diesem Grund sind Gießgefäße auch meist nur mit einem Henkel ausgestattet. Kleinere und somit leichtere Gefäße mit längeren Hals konnten aber auch an eben diesem gehalten und gekippt werden, wie im Falle der leichten Unguentaria (Slane – Jones 1980, 156, 159 Abb. 6, 100; Rotroff 2006, 156). Eine ungewöhnliche Henkelanbringung haben steilwandige eimerförmige Gefäße mit steilen Randformen (*basket handle jug*). Ihre Mobilität ist durch den Griff quer über der Öffnung des Gefäßes indiziert, an dem man es tragen und, wie Brunnenfunde belegen, Wasser schöpfen konnte (Rotroff 2006, 59, 81, 253 Abb. 15, 99). Diese Bügelhenkelgefäße vereinen Gieß- bzw. Schöpffunktion und den Kurzstreckentransport.

Anhand der Ware der Gießgefäße kann man ihre Verwendungsbereiche erschließen, die aufgrund der allseits benötigen Gießfunktion sehr unterschiedlich sein können. Kannen und Krüge aus feiner Ware in Kombination mit entsprechender Oberflächenbehandlung können als Bestandteile des Tafelgeschirrs interpretiert werden (Hayes 1985, Taf. 10, 4). Nach derzeitigem Forschungsstand kommen Kannen und Krüge aus Terra-Sigillata-Ware im östlichen Mittelmeergebiet recht selten vor (Hayes 1973, 451; Slane 1980, 148–149 Taf. 29, 37; Ettlinger et al. 1990, 186–189; Hayes 2008a, 135 Abb. 5, 124–125, 140 Abb. 7, 183). Ähnlich wie bei den Trinkgefäßen wurden die Gießgefäße aus Feinware von der Dünnwandigen Ware ergänzt, die Metallgefäße imitiert (Hayes 1997, 60; Hayes 2008a, 37, 102 Anm. 63–64; Ladstätter 2008, 112 Abb. 22).

Davon abgesehen kann bei Gießgefäßen aus grober Ware oder Kochware ein Verwendungskontext jenseits des Tisches im Zubereitungsbereich angenommen werden. Sie wurden im Haushalt als Vermittlungsgefäß zwischen Lagerungs-, Zubereitungs- und Kochgefäßen benötigt und waren somit direkt in die Zubereitungsprozesse eingebunden (Hayes 1983, 122, 124, 137–138 Abb. 6, 76–78, 17, 225; Slane 1990, 102–107 Abb. 25–27). Da sie über die entsprechenden Materialeigenschaften verfügten, konnten sie mit Hitze in Berührung kommen und mit kochenden Flüssigkeiten gefüllt werden oder sogar als Kochkannen selbst verwendet werden und weisen somit wiederum Multifunktionalität auf (Hayes 1973, 467). Mit organischen Materialien gemagerte und porige Gefäße, wie es meist bei gröberen Waren der Fall ist, sind auch geeignet, den Inhalt mittels der Verdunstung durch die Gefäßwandung kühl zu halten (Rice 1987, 230–232; Duistermaat 2007, 230–231). Aus dem gleichen Grund führt Hayes an, dass Kannen, Flakons und andere Serviergefäße eine meist unbehandelte Oberfläche aufweisen (Hayes 1997, 75–76) und somit die Gefäße aus

plain ware für eine derartige Anforderung hergestellt worden sein könnten (Hayes 1973, 466 Taf. 79d; Hayes 1983, 128, 130–131 Abb. 11–12, 140–152, 158–159; Berlin – Slane 1997, 142–148 Taf. 49, 52, 54).

Transportgefäße

Amphoren, die in ihren Grundformen schon seit vorgeschichtlicher Zeit existierten, waren die universellen Transportbehälter für die in der Kaiserzeit produzierten Güter (Peacock – Williams 1986, 20–30). Im Mittelmeerraum ist der Typ Dressel 2–4 in verschiedenen Varianten besonders häufig ab dem 1. Jh. v. Chr. vertreten. Diese Form mit zylindrischem schlankem Körper geht zurück auf griechische Prototypen von der Insel Kos (Peacock 1977, 261; Peacock – Williams 1986, 24–25, 105–106). Darüber hinaus sind noch viele weitere Typen in diesem Raum in der Kaiserzeit vertreten (erste Kategorisierung von Dressel 1891–1899; Peacock – Williams 1986, 2–9), die zwar für weiterführende Fragestellungen nach Verteilungsmustern und Handelsbeziehungen eine große Rolle spielen (De Sena – Ikäheimo 2003, 305–306, 315–316), hier jedoch nicht hinreichend unter funktionalen Aspekten behandelt werden können. Die verschiedenen Typen folgen aber alle einem Formgrundschema, dessen Funktionalität Gegenstand der vorliegenden Untersuchung ist. Allerdings ist Amphore nicht gleich Amphore. Es gab einen klaren Unterschied zwischen den großen massenhaft produzierten Transportamphoren und kleineren Gefäßen mit flachem Boden oder Standring (Hayes 1997, 31–32 Taf. 9), die zwar auch im Haushalt transportiert wurden, aber vor allem aufgrund ihrer Kapazität und Formgebung Lagerungsgefäße sind (Abb. 1). Für kürzere Transportwege oder gering zu dosierende Flüssigkeiten sind auch kleinere flaschenartige Gefäße wie Unguentaria, Balsamaria und Amphoriskoi zu nennen (Berlin – Slane 1997, 54).

Transportgefäße wurden als geschlossene Form mit engem Hals konzipiert, um ihren Inhalt gegen Verunreinigungen zu schützen und beim Transport besser zu bewahren. Die weiteren morphologischen Merkmale konnten dabei abhängig von verschiedenen Faktoren variieren: Während nach praktischen Gesichtspunkten für eine bessere Handhabung schmale, kleine, enghalsige Gefäße wie Unguentaria, Balsamaria und Amphoriskoi geeignet sind, können auch die Konsistenz sowie die Art des Inhalts, ökonomische und topografische Faktoren eine Rolle spielen, die Einfluss auf die Form hatten, wobei die Transportfähigkeit in den Hintergrund trat (Henrickson – McDonald 1983, 634; Riemer 1997, 122). Außerdem konnten die teilweise recht breiten Öffnungen der Amphoren mit Deckeln oder Pfropfen verschlossen werden (Hilgers 1969, 35; Peacock – Williams 1986, 50–51; Hayes – Megaw 2003, 277–278 Abb. 17, 172). Transportamphoren wurden dafür konzipiert, einen weiten Weg befördert zu werden und mussten deshalb auch während des Transports lagerungsfähig sein (Rice 1987, 240), weshalb sie Lagerungs- und Transportanforderungen erfüllen mussten. Entsprechend römischer Schriftquellen und *tituli picti* konnten sie

auch noch lange Zeit nach dem Transport den Wein weiterhin enthalten, teilweise über 70 Jahre (Peña 2007, 50–54 Tab. 4.1–4.3).

Als Randform sind zum Gießen geeignete z. B. ausschwingende Ränder vertreten, die das Umfüllen von flüssigen Inhalten ermöglichten (Magness-Gardiner 1996, 185), wie bei Dressel 8 und 9 (Martin-Kilcher 1994, Taf. 189–191). Der Inhalt konnte aber auch geschöpft werden, sodass Flüssigkeiten und feste Nahrungsmittel unabhängig von der Randform entnommen werden konnten. Ränder mit einem klaren Einschnitt unter der Außenseite des Randes oder einem flachen Rand (Slane – Jones 1980, 159 Taf. 32, 101; Hayes – Megaw 2003, 479–480 Abb. 18, 189; Wintermeyer 2004, Abb. 953–995) begünstigen eine Abdeckung mit Leder, Stoff (Hally 1986, 281; Magness-Gardiner 1996, 187) oder einem flachen Deckel. Trichterförmige Ränder wie bei Agora M254 eigenen sich besonders für das Einfüllen von Gütern (Hayes – Megaw 2003, 278–279 Abb. 17, 183).

Die spitz zulaufende Bodenform der sog. *stump foot*, wie z. B. bei Opaiţ F9, reduziert die Zerbrechlichkeit der Gefäße (Hayes 1997, 27). Standfestigkeit verlieh diese Bodenform den Amphoren allerdings nicht, sie mussten in die Erde gesteckt oder auf Ständer gestellt werden (Lund 2011, 57–58 Abb. 9), konnten aber, wie durch Schiffswrackfunde überliefert, mit diesem spitzen Fuß gut gestapelt werden (Peña 2007, 71–82; Rauh et al. 2013, 146). Außerdem ist die Fußform in spitzer länglicher Form wie bei Dressel 8 auch besonders als weiterer Griff geeignet, um das Gefäß zu kippen und zu leeren (z. B. Grace 1949, 175; Hayes – Megaw 2003, 479–480 Abb. 18, 189), wie es auch aus bildlichen Darstellungen bekannt ist (Lund 2011, 52–53 Abb. 1, 56 Abb. 5). Gefäße mit rundem Boden, der in einem prononcierten Punkt endet, wie die Crétoise 1 oder dem schmalen Standring der Kapitän 2 oder Pompeji 5 belegen aber auch andere Möglichkeiten der Bodenformen in dieser Funktionsklasse (Peacock – Williams 1986, 193–195; Hayes – Megaw 2003, 505 Abb. 32, 337). Welchen Kriterien diese Bodenformen entsprachen, ist heute schwer nachvollziehbar, sicher ist lediglich, dass Standfestigkeit keine Priorität hatte, weil derartige Amphoren ohne Stütze oder entsprechenden Untergrund nicht eigenständig stehen konnten.

An der Wandungsstärke kann über die Ware und Gefäßgröße zum einen die Stabilität, zum anderen die Effektivität (also das Verhältnis des Fassungsvermögens zum Gewicht) für einen Transport über längere Strecken abgelesen werden (Peacock – Williams 1986, 51–53; Rauh et al. 2013, 149). Amphoren können meist auch im zerscherbten Zustand anhand der Wandstärke und Warenzusammensetzung als solche erkannt werden und so die Auswertungen von Ausgrabungen und Oberflächenprospektionen bereichern. Allerdings sind in diesem Zusammenhang auch die vielfältigen Zweitverwendungsmöglichkeiten zu beachten, die für Amphoren oder Teile von ihnen angewendet wurden (Peña 2007, 119–192). Flaschenartige Gefäße für kurze Transportstrecken hatten gemäß ihrer Größe eine dünnere Wandung, an der

man auch die Anforderungen (z. B. Belastbarkeit gegenüber mechanischem Druck) ablesen kann (z. B. Hayes 2008a, Abb. 56, 1756).

Die Gestalt des Gefäßkörpers wurde oft als Anzeiger für bestimmte Inhaltsstoffe deklariert (Hayes 1997, 27–28). Erkenntnisse über die Inhalte können allerdings nur durch die Analysen der *tituli picti*, makrobotanischer Reste oder Rückstände gewonnen werden (van Neer et al. 2010) und nicht anhand der funktionalen Untersuchung der morphologischen Merkmale eines Amphorentyps. Das wird auch beim Vergleich dreier unterschiedlicher Typen klar, die alle als Weinamphoren gedeutet werden: die Crétoise 1 mit einer gerade verlaufenden Wandung mit rundem Boden, die Kapitän 1 mit einem spitz zulaufenden Gefäßkörper (Peacock – Williams 1986, 212–213) und die eiförmige Dressel 35. Je mehr zusätzliche Informationen für einem bestimmten Gefäßtyp erhalten sind, desto mehr wird die Vielseitigkeit der Formen klar: So wurde beispielsweise der rhodische Typ als Amphore für den berühmten rhodischen Wein und weinbasierte Produkte verstanden, mit der Entdeckung des Schiffswracks Dramont D wurde allerdings auch nachgewiesen, dass derartige Amphoren Feigen enthalten konnten (Joncheray 1974, 31–33). Im Fall von Dressel 43 benennen die *tituli picti* sowohl Wein als auch Früchte (Williams 2003, 28). Das schließt aber nicht aus, dass bestimmte Amphorenformen ein „Emblem" für ihren Inhalt wurden und wohl bestimmte Typen besonders für einen dezidierten Inhalt oder für dessen besondere Qualität standen (Rauh et al. 2013, 147–148, 157–159: zumindest bis in die Mitte des 4. Jhs. n. Chr.).

Um die Transportfähigkeit der Gefäße zu gewährleisten, sind Henkel ein wichtiges Attribut, das aufgrund des Gewichts von Transportamphoren länger und stärker sein musste. Für eine effektive Handhabung und aus gefäßstatischen Gründen mussten diese Tragevorrichtungen auch in zweifacher Ausführung vorkommen (Rauh et al. 2013, 145–146). Amphorenhenkel sind meist so charakteristisch, dass sie auch ohne den Gefäßkörper als solche diagnostiziert und oft einem bestimmten Typ zugeordnet werden können, was Untersuchungen mit zerscherbtem Material sehr bereichern kann (z. B. Martin-Kilcher 1994, Taf. 239–240). Bei kleineren Gefäßen sind ihrem Gewicht entsprechend auch nur ein Henkel bzw. kleinere Henkel appliziert. Unguentaria sind so leicht und klein, dass sie zum Auskippen der Flüssigkeit am Hals gehalten werden konnten und gar keine Henkel benötigten (z. B. Anderson-Stojanović 1987, 108, 110–114; Wintermeyer 2004, Abb. 112–126; siehe auch Gießgefäße).

Die Amphora ist bekanntlich auch ein Hohlmaß von ca. 26 Litern, das für einige gleichnamige Gefäße zutrifft (hier an hellenistischen Beispielen: Wallace Matheson – Wallace 1982, 301). Sie wurden zwar in jeder Töpferei in einer möglichst uniformen Größe bzw. Kapazität hergestellt, um dadurch eine gewisse Einheitlichkeit für Handelskalkulationen zu ermöglichen, variieren aber je nach Region und

Zeitstellung enorm (Hayes 1997, 26–27; Rauh et al. 2013, 149, 164). Eine Auswahl an Amphoren, die auch in Griechenland produziert wurden (Agora G199, Dressel 25, Mid Roman Amphora 5), demonstriert die Größenunterschiede: Die Randdurchmesser betragen 110 bis 150 mm und die Gefäßhöhe 430 bis 750 mm, wobei ihr Volumen je nach Gefäßkörperumfang 20–80 Liter Flüssigkeit fassen konnte, also eine Divergenz von 60 Litern vorliegt (Grace 1949, 180; Hüttig 1999; University of Southampton 2014). Generell hängen Größe und Volumen vom intendierten Inhalt und dem Verwendungskontext ab. Für den alltäglichen Gebrauch im Haushalt waren die kleineren handlichen Flaschen und Tischamphoren besser einsetzbar, wohingegen beim Langstreckentransport die Wirtschaftlichkeit im Vordergrund stand. Die Transportfähigkeit konnte z. B. durch Tragestangen (Zimmer 1982, 222–223), Wagen (Rostovtzeff 1963, Taf. 35. 2; Ritter 2011, 177–179, 217 Taf. 9), Schiffe und andere Transportmittel unterstützt werden (Opdebeeck 2005, 11–16, 65 Karte 9).

Bei der Warenzusammensetzung der Transportgefäße sind gezielte technische Entscheidungen und zufällig oder sekundär entstandene Warenmerkmale schwer zu unterschieden (Duistermaat 2007, 230; Skibo 2013, 43–45). Generell sind Gefäße, die mit organischen Partikeln gemagert sind, aufgrund ihres geringeren Gewichts für den Transport geeignet, dadurch aber auch poröser, was für den Transport von Flüssigkeiten ungünstig erscheint, wenn die Innenseite nicht mit einem Überzug abgedichtet wurde (s. u.). Eine Quarz-Sandmagerung hingegen verstärkt die Struktur und Stabilität der Gefäße und minimiert die Porosität, um so Flüssigkeiten besser transportieren und beim Transport entstehenden mechanischem Druck besser standhalten zu können (Duistermaat 2007, 231; Skibo 2013, 40).

Generell ist bei allen Waren dieser Funktionsklasse die Behandlung der Gefäßinnenseite relevant. Durch einen Überzug z. B. mit Harz, Mastix, Pech etc. (Beck et al. 1989; Dorrego et al. 2004, 370–371, 373 Abb. 2) ist das Gefäß weniger porös, so dass Flüssigkeiten besser gelagert und transportiert werden können (Peacock – Williams 1986, 49–50; Hayes 1997, 34–35). Eine Rekonstruktion des Inhalts anhand dieses Überzugs ist verallgemeinernd nicht möglich, genauso wenig wie der Ausschluss von flüssigem Inhalt wegen der Absenz eines Überzugs, da entsprechend ethnografischer Studien Gefäße vor allem beim ersten Gebrauch viel Flüssigkeit absorbieren, die vollgesogenen Gefäße in der weiteren Verwendung hingegen nur noch wenig (Henrickson und McDonald 1983, 633; Tournavitou 1992, 193–194). Durch experimentelle Untersuchungen konnte allerdings an Gefäßen, die mit Pech ausgestrichen sind, bewiesen werden, dass durch diese Oberflächenbeschichtung lediglich Öl davon abgehalten wird, in die Gefäßwandung einzudringen, wässrige Flüssigkeiten wie Wein hingegen durchsickern. Dies scheinen auch die Rückstandsanalysen an Amphoren in Sagalassos zu bestätigen, wo mit Pech ausgestrichene Gefäße vor allem mit Pflanzenöl befüllt waren (Romanus et al. 2009).

Inschriften bzw. *tituli picti* und Stempel sind eine wichtige epigraphische Quelle zur Wirtschaftsgeschichte der Kaiserzeit und benennen z. B. Besitzer, Lieferant, Inhalt, Herstellungsregion, Zubereitungsweise, Namen des amtierenden Konsuls, Gewicht bzw. Volumen des Gefäßes (Curtis 1984–86, 210–213; Bredowski 2003, 23; Peña 2007, 253–257 Appendix 1). Diese für den Käufer informativen Angaben leisten heute einen wichtigen Beitrag zur Diskussion der tatsächlichen Funktion (*actual function*), weil sie über die Funktionsweise des Gefäßes hinaus direkte Angaben zum Inhalt liefern. Naturwissenschaftliche Analysen bieten über die relativ begrenzte Gruppe der mit *tituli picti* beschriebenen Amphoren hinaus ebenfalls die Möglichkeit, die Inhaltsstoffe direkt zu erschließen, wie im oben bereits genannten Fall von Sagalassos, wo vor allem in den Amphoren und Unguentaria Rückstände von Pflanzenölen mit Lipiduntersuchungen festgestellt werden konnten (Kimpe et al. 2004; vgl. Condamin et al. 1976; in Amphoren in Pompeji konnte Garum als Inhalt nachgewiesen werden: Bernal et al. 2014).

Lagerungsgefäße

Lagerungsgefäße umfassen alle Formen, die für eine Lang- oder Kurzzeitlagerung von flüssigen oder festen Gütern hergestellt wurden. Zumindest für die Kurzzeitlagerung musste der Grad der Spezialisierung nicht so ausgeprägt sein, weshalb auch die anderen Funktionsklassen diese Aktivität sekundär miterfüllen konnten.

Die Existenz von großen fassförmigen Lagerungsgefäßen aus Keramik kann bis in neolithische Zeit zurückverfolgt werden und ist durch die Zeiten hinweg in einigen Regionen sogar bis heute ein wichtiger Bestandteil des Haushalts (Cullen – Keller 1990, 186–200). Sehr große Exemplare von Dolia und Pithoi wurden allerdings auch in Schiffswracks gefunden und für den Transport verwendet (Blitzer 1990, 675–676; Pallarés 1995–96, 127–139 Abb. 1; Docter 1997, 734; De Donato 2003, 33–37; Lin 2003, 162–167). Aufgrund der Tatsache, dass Container solcher Größe eher immobil und instabil sind, wie die große Anzahl von Reparaturen an diesen Formen zeigen, sollten sie nicht als Transport- sondern als Lagerungsgefäße während des Transports angesehen werden (Peña 2007, 46, 213–227). Gleichzeitig zu den großformatigen Dolia und Pithoi existierten auch kleinere Vorratsgefäße wie die Stamnoi, Doliola/Pitharia, Vorratsamphoren und flaschenartige Gefäße, die in ähnlicher Form und teilweise auch ähnlichem Material hergestellt wurden (Slane 1990, 122–124 Abb. 31–32; Hayes – Megaw 2003, 477–278 Abb. 17, 171; Rotroff 2006, 92–99, Abb. 24–28 Taf. 21–23).

Die großen Lagerungsgefäße haben trotz der geschlossenen Form eine weite Öffnung und einen breiten flachen Rand, der sich als Deckelauflage eignete. Die breite Öffnung ermöglichte eine gute Erreichbarkeit, und die überlieferten Deckel (Rotroff 2006, 98 Abb. 29 Taf. 23) oder auch Tücher bewahrten den Inhalt vor

Verunreinigungen. Entsprechend der archäologischen und literarischen Überlieferung wurden sie auch in den Boden eingesenkt (sog. *dolia defossa*), um deren Inhalt trotz ihrer Höhe und Breite leicht zu erreichen, die Gefäße besser zu schützen und die Temperatur im Gefäßinneren konstant zu halten (z. B. Dig. 18, 1, 76; Macr. Sat. 7, 12, 15; Peacock – Williams 1986, 32 Abb. 10; Thurmond 2006, 103–104 Abb. 22; Peña 2007, 46, 216–219 Abb. 82–83).

Bei den kaiserzeitlichen großen Vorratsgefäßen geht der Rand meist direkt ohne Hals in die Schulter über. Der flache breite Rand mit dreieckigem Querschnitt bricht in einem spitzen Winkel zur meist sehr starken Gefäßwandung um (Cullen – Keller 1990, 199; Hayes – Megaw 2003, 502, 330). Der ausgebauchte oder zylindrische Gefäßkörper endet in einem flachen Boden, einem breiten *stump foot* oder einem runden Boden respektive einer kleinen Spitze (Giannopoulou 2011, 44; Schörner 2013, 61, 72 Abb. 1), die wie bei den Amphoren die Zerbrechlichkeit verringert. Die kleineren Lagerungsgefäße haben anstatt der flachen Ränder einen Deckelfalz, der mit einem eigens dafür gearbeiteten Deckel verschlossen werden konnte (Wintermeyer 2004, 107 Abb. 914–925; Rotroff 2006, 92–98 Abb. 24–28 Taf. 21–23).

Dolia und Pithoi zeichnen sich durch ihre großformatigen Gefäßkörper und ihr hohes Volumen aus. Columella benennt explizit das Volumen von Dolia mit einem Idealmaß von 780 Litern (Colum. 12, 18, 7) wonach hier, ähnlich wie bei der Amphore, möglicherweise auch eine konkrete Maßeinheit oder ein Regulierungsversuch zugrunde liegen könnte. Dies deckt sich aber wiederum nicht mit anderen Textstellen und den archäologischen Befunden, in denen sehr unterschiedliche Gefäßgrößen (teils über 2000 Liter) nachgewiesen sind (Hilgers 1969, 175; Docter 1997, 734; De Donato 2003, 36). Gleiches gilt für die Pithoi, die ebenfalls in unterschiedlichen Größen und entsprechenden Kapazitäten hergestellt wurden (z. B. Wintermeyer 2004, 80–81 Abb. 58, 72, 338–339, 512–526; McLoughlin 2011, 884 Abb. 11–13). Generell können Größe und Volumen zu Überlegungen zum intendierten Inhalt, der Größe des Haushalts und dem Verwendungskontext anregen (McLoughlin 2011, 872–874 Tab. 1–2). Für den alltäglichen Gebrauch (Kurzzeitlagerung) gab es handliche Lagerungsgefäße, die auch beweglich waren und entsprechend mit Henkeln ausgestattet wurden (z. B. Blitzer 1990, 692–693 Abb. 4; Slane 1990, 122–123 Abb. 31; Rotroff 2006, 98 Abb. 29 Taf. 23, 174).

Den Tonwaren der großen Lagerungsgefäße wurden in der Regel viele grobe Magerungspartikel zugeschlagen, um die Festigkeit und Stabilität des großen Gefäßkörpers zu erhöhen (Hayes 1983, 166: „Pithos in micaceous brown ware“; Wintermeyer 2004, 80–81: „grobe Glimmerware“). Für Lagerungsgefäße von Flüssigkeiten ist eine gewisse Durchlässigkeit der Ware von Vorteil, um durch Verdunstung eines kleinen Teils des Inhalts auf der Außenseite einen Kühlungseffekt zu erreichen, wenn das Gefäß nicht eingegraben war. Die meisten großen Lagerungsgefäße wurden in einer

Kombination aus handgemachter und scheibengedrehter Formgebungstechnik hergestellt (Blitzer 1990, 684–686 Taf. 101; Giannopoulou 2011, 66–72, 97–137, 245–249), waren niedriger gebrannt, porig und mit organischen und mineralischen Magerungspartikeln versetzt und sind deshalb besonders für die Lagerung von Flüssigkeiten (Rice 1987, 231; Duistermaat 2007, 230–231; Skibo 2013, 39–40), aber auch für feste Güter geeignet, weil die Luft im Gefäß zirulieren konnte und so die Vorräte länger haltbar waren. Die sehr spezielle grobe Warenzusammensetzung in Kombination mit der hohen Wandstärke erlaubt auch bei Wandungsfragmenten eine Zuordnung zu diesen Formklassen und ermöglicht so weiterführende Untersuchungen zu Gefäßinventaren und Lagerungsmodalitäten auch bei weniger gut erhaltenen Material.

Ähnlich wie bei den Transportamphoren geben Herstellerstempeln und aufgemalte oder geritzte Grafitti wertvolle Hinweise zu Hersteller, Inhalt und Volumen der Gefäße. Die Oberfläche der Außen- und Innenseiten waren häufig geglättet, um eine längere Haltbarkeit des Behälters und geringere Haftung des Inhalts an den Gefäßwänden zu gewährleisten (Schörner 2013, 62). Ein in manchen Dolia vorgefundener Pechüberzug legt nahe, dass sie entsprechend den Angaben römischer Schriftquellen (Cato agr. 23; Varro RR 1, 13, 6; Colum. 11, 2, 70; 12. 18) auch passive Herstellungsgefäße waren, in denen der Fermentierungsprozess zu Wein stattfand (Thurmond 2006, 137–140 Abb. 27). Durch Rückstandsanalysen können wiederum die in ihnen gelagerten Lebensmittel namentlich belegt und somit ihre aktuelle Funktion erschlossen werden. Diese Untersuchungsmethode offenbart auch, dass in ihnen nicht nur Grundnahrungsmittel wie Getreide, Wein und Öl in großen Mengen gelagert wurden, sondern ebenfalls haltbar gemachte Fischprodukte wie Garum (Cramp – Evershed 2015, 129).

Zubereitungsgefäße

Die Funktionsklasse Zubereitungsgefäße umfasst alle Gefäßformen, mit denen Substanzen transformiert werden konnten. In ihnen konnten flüssige und feste Lebensmittel weiterverarbeitet und zubereitet werden, aber auch Wäsche gewaschen, Medizin, Färbemittel und Kosmetika hergestellt, sie konnten zur Körperpflege verwendet werden u. v. m. (Hilgers 1969, 16; Rotroff 2006, 59). Als Zubereitungsgefäße können vor allem Schüsseln als universelles Zubereitungsgefäß angeführt werden, aber auch Lekanen, Kratere, Siebe und Mortaria. Nicht inbegriffen in dieser Kategorie sind Gefäße, denen Hitze zugeführt wurde (Abb. 1, siehe Kochgefäße).

Als Grundform ist allen Zubereitungsgefäßen eine offene Form gemein, um eine gute Erreichbarkeit und Verarbeitung des Inhalts zu ermöglichen (Hally 1986, 279–280). Die weiteren Formparameter hängen stark von den jeweiligen Funktionsanforderungen an die Gefäße ab und variieren demgemäß in den unterschiedlichen Subkategorien. So zeigt sich gerade in den Funktionsbereichen unterschiedlicher

Zubereitungsarten die Manifestation differenzierterer Aktivitäten und Bedingungen im Objekt, wie Reiben, Mischen, Sieben, Kneten etc., die durch eine Analyse funktionaler Gefäßmerkmale identifiziert werden können (Hofmann 2004, 154–155). Ein wichtiges funktionales Merkmal der römischen Schüsseln ist die Form der Ränder. Diese können u. a. flach (z. B. Hayes 1983, 132, 135 Abb. 15, 178–179; Lüdorf 2006, Taf. 20 S1) oder mit Auflagerillen versehen sein, um sie für langwierige Arbeitsprozesse wie das Einlegen oder Einweichen mit einem Deckel verschließen zu können (Thurmond 2006, 181). Sie können aber auch nach außen abknicken (z. B. Hayes 1983, 131 Abb. 12, 160) oder unterschnitten und breit (Wintermeyer 2004, 68 Abb. 416, 673) sein, um die Gefäße bei Arbeitsprozessen mit mechanischem Druck, z. B. beim Kneten oder Reiben, mit den Händen zu fixieren oder bewegen zu können, wie es beispielswiese auch archaischen Terrakotten darstellen (Mollad-Besques 1954, 21 B120 Taf. 16). Zusätzlich hatten einige Schüsselformen Horizontalhenkel (Wintermeyer 2004, 56 Abb. 343, 495), die Ausdruck einer gewissen Mobilität dieser Form sind, und für den Transport bei der Zubereitung im Haushalt oder auch in ihrer sekundären Vorlegfunktion zum Servieren an der Tafel dienten.

Die Gefäßkörper sind kalotten- oder kegelstumpfförmig (Hayes 1983, 136 Abb. 16, 188, 190) ohne ausgeprägte Wandungsumbrüche, um dem bei der Zubereitung ausgeübten mechanischen Druck standhalten zu können (Riemer 1997, 122). Tiefe Gefäße mit steiler Wandungsneigung eignen sich dabei besonders gut zum Einlegen und Einweichen (beispielsweise Hayes 1983, 132, 135 Abb. 15, 183). Zu diesem Gebrauch könnten auch Eimer eingesetzt worden sein (Hayes 1983, 132–134 Abb. 14–15, 173–176), aber auch diese Form ist multifunktional und wurde für verschiedene Handhabungen verwendet; Hayes (1983, 109) schlägt sie auch als Nachttöpfe vor. Neben den Schüsseln mit Standringen (Hayes 1973, 465 Taf. 91, 222; Hayes 1983, 137–138 Abb. 17, 224) gewähren flache Böden an Schüsseln (siehe beispielsweise Wintermeyer 2004, 68 Abb. 413–415, 669–671) mit ihrer breiten Standfläche eine optimale Standfestigkeit und verhindern das Umkippen des Gefäßes beim Kneten, Rühren und Vermischen. Für die Transformation der Inhalte muss im Gefäß entsprechender Freiraum gegeben sein, weshalb Zubereitungsgefäße meist eine hohe Kapazität aufweisen (Skibo 2013, 31–32). So finden sich in einigen Befunden Lekanen (Rotroff 2006, 109), die doppelt so groß sein können wie die durchschnittliche Schüssel (Slane 1990, 121–122 Abb. 30, 263), aber auch kleinere und mittelgroße Formen (Wintermeyer 2004, 81–82), die Rückschlüsse über Inhalt, Verarbeitungsprozesse und Bedarf zulassen.

Eine weitere Formklasse der Zubereitungsgefäße sind die Kratere, die in ihren aus hellenistischer Zeit bekannten Formen bis ins 2. Jh. n. Chr. weiter hergestellt wurden (vgl. z. B. Hayes 2008b: 443–444, Abb. 12). Durch ihre offene, aber im Gegensatz zu den Schüsseln nicht weit offene Form, konnte der Inhalt dieser Gefäße gut erreicht und transformiert werden. Da sie eine große Hohlform mit steilaufragenden

Wandungen bilden, wurden sie wohl für die Verarbeitung von Flüssigkeiten konzipiert (vgl z. B. Slane – Jones 1980, 143–144 Abb. 3, 17). Selbst wenn entsprechend der Entwicklung von der Archaik zum Hellenismus von kleineren Gefäßen ausgegangen werden muss (Rotroff 1996, 18; 1997, 14), sind die römischen Exemplare aufgrund ihrer Randformen und der hohen Kapazität weder zum Trinken noch zum Gießen geeignet (siehe Gießgefäße).

Bei den Krateren aus feinerer Ware, die für Verarbeitungsvorgänge mit großer Druckausübung nicht geeignet sind, ist eine Funktion als Mischgefäß indiziert. Das Vermischen von Wein und Wasser zu einem gut bekömmlichen Getränk war nicht nur in hellenistischer, sondern auch noch in der Kaiserzeit ein wichtiger Bestandteil der Trinkkultur (Plutarch, Tischgespräche 643b) und die Erwähnung und Darstellungen von großen Mischgefäßen beispielsweise in der Grabplastik oder auf Wandmalereien waren weiterhin verbreitet (Hilgers 1969, 9, 15, 52–53 Taf. 5), auch wenn die Gefäßform in kaiserzeitlichen Keramikbefunden nur noch selten belegt ist (Rotroff 1997, 14–15). Neben den Krateren scheinen auch größere Kelche der Mischfunktion zu entsprechen, da sie für den individuellen Konsum zu unhandlich sind und eher als feststehendes Gefäß für die gleichzeitige Verwendung von mehreren Personen geeignet sind (Slane 1990, 125–126 Abb. 33, 271; Shedi 2008, 12–13 Abb. 3, 34). Die besondere Ausgestaltung einiger Kratere und großer reliefierter Kelche ist, entsprechend der bedeutungsvollen Rolle des gemeinsamen Trinkens, auch ein Zeichen ihrer Multifunktionalität als Servier- und Vorlegegefäße am Tisch (z. B. ITS Consp. R 1–2. R 4–10; Slane – Jones 1980, 143–144 Abb. 3, 17; Hayes 1997, 48; 2008a, 191 Abb. 22, 705). Kratere wurden aber nicht nur aus Feinware, sondern auch aus gröberer Ware hergestellt, was gegen den postulierten vorrangigen Repräsentationscharakter der Gefäße spricht. Allerdings sind Geschmack und Moden der damaligen Zeit von unserem heutigen Standpunkt aus kaum mehr eindeutig nachzuvollziehen und es könnte sich, wie Rotroff (2006, 60) vorschlägt, auch um einen Trend hin zu rustikaleren Mischgefäßen handeln. Außerdem ist die große Hohlform der Kratere aus grober Ware, teilweise mit Deckauflage, auch im Haushalt vielseitig verwendbar (zum Einlegen, für die Kurzzeitlagerung, Verarbeitung von anderen Flüssigkeiten etc.) und muss nicht auf die Mischfunktion beschränkt gewesen sein (Berlin – Slane 1997, 133–134 Taf. 42).

Bei Sieben handelt es sich um das gleiche Formprinzip wie bei Schüsseln, sie zeichnen sich lediglich durch die Löcher im Boden und im unteren Wandungsbereich aus, durch die Flüssigkeiten ablaufen oder feinere Zutaten von den gröberen getrennt werden konnten. Keramiksiebe wurden mit der Käseherstellung in Verbindung gebracht, mit denen die Molke vom Käsebruch getrennt werden kann (Vickery 1980, 72 Anm. 3; Cool 2006, 95–97 Abb. 10.1), wie durch Rückstandsanalysen bestätigt wurde, die auch belegen, dass Schüsseln in diesen Prozess miteinbezogen waren (Roffet-Salque et al. 2017, 629). Sie treten äußerst selten auf, weil sie u. a. auch in

anderen Materialien hergestellt werden konnten, wie z. B. Tücher bei der Käseherstellung, Holzsiebe bei der Mehlverarbeitung oder bei anderen Zubereitungsprozessen bzw. Metallsiebe als Tischgeräte (Hilgers 1969, 14; Cool 2006, 144–145 Abb. 15.3, 3; Thurmond 2006, 53–55). Siebfunktion konnten auch geschlossene Formen haben, die einen Filter in der Schnaube haben und somit die aus ihnen gegossenen Flüssigkeiten filtern sollten (Slane 1990, 102 Abb. 24, 221).

Mortaria zum Zerstoßen und Mahlen hatten im Prinzip auch die Form einer flachen Schüssel, da auch bei ihnen die leichte Erreichbarkeit des Inhalts das Hauptkriterium ist. Entsprechend der Wandstärke haben sie meist einen breiten oder einen nach außen abknickenden Rand an dem das Gefäß gut fixiert werden konnte (Slane Wright – Jones 1980, 156, 160 Abb. 6, 103; Berlin – Slane 1997, 125–126, 131–132 Taf. 40–41). Einige Mortaria hatten auch einen Ausguss, was darauf hindeutet, dass in diesen Gefäßen auch (dick-)flüssige Inhalte wie z. B. das nach dieser Gefäßform benannte Moretum (Vergil, Moretum 88–120; Curtis 2001, 338 Anm. 30; Villing – Pemberton 2010, 615) verarbeitet wurden, die nach fertiger Zubereitung ausgegossen werden konnten (Rotroff 2006, 102–103). Für die Zubereitung von niedrig zu dosierenden Lebensmitteln oder anderen Materialien (z. B. Gewürze, Farbpigmente, Medizin: Hilgers 1969, 14) wurden neben großen Reibschüsseln auch kleine benötigt, weshalb deren Größenvarianz auch Anzeiger für eine differenzierte Nutzung sein kann (Cool 2006, 43–44 Abb. 6.4). Aus diesem Grund sollte im Gegensatz zu Hayes‘ Feststellung kleinen Mortaria auf keinen Fall ihre Funktionalität abgesprochen werden (Hayes 1997, 80). Bei einigen Tonmortaria kann beobachtet werden, dass grobe Magerungspartikel wie Gesteinsgrus gezielt auf die Reibefläche verteilt wurden (Slane Wright – Jones 1980, 160), um einen größeren Effekt beim Mörsern zu erreichen.

Im Gegensatz zu den meisten bisher besprochenen Funktionsklassen mussten die Zubereitungsgefäße sehr strapazierfähig und stoßfest sein, um in ihnen Teig zu kneten, Gewürze und Ingredienzen zu zerkleinern, Zutaten zu vermengen etc. Bei diesen Tätigkeiten wirkte ein mechanischer Druck, dem hart gebrannte, dickwandige und stärker gemagerte Gefäße besser standhalten konnten. Aus diesem Grund wurden Zubereitungsgefäße meist in gröberer Ware oder Sandware und/oder mit einer hohen Wandstärke hergestellt (Rice 1987, 227–228; Duistermaat 2007, 231; Skibo 2013, 41), wobei anhand der Warenzusammensetzungen zusätzliche Überlegungen zu den jeweilig möglichen Verarbeitungsprozessen angestellt werden können: Waren sie für eine weniger robuste Tätigkeit entwickelt, wie z. B. Siebe, um Flüssigkeiten ablaufen zu lassen oder Zutaten voneinander zu trennen, so konnten sie wiederum aus Feinware mit dünnen Wandungen hergestellt worden sein, die dann wie große Schüsseln, Kratere, Mortaria etc. auch eine Vorlegfunktion am Tisch hatten (Hilgers 1969, 15). Bei Mortaria kann die Stärke der Magerung beispielsweise Auskunft geben, ob härtere Gegenstände in dem Mortarium zerstoßen werden konnten

oder bei einer feineren Ware bzw. sogar Terra Sigillata eher weichere (Cool 2006, 42–43 Abb. 6.3; Biddulph 2008, 98–99). Darüber hinaus zeigen Rückstandsanalysen wiederum welche Pflanzen konkret verarbeitet wurden und wie sich die Güter und Zubereitungsarten, auch in Verbindung mit den jeweiligen Kochgefäßen, veränderten (z. B. an Mortaria aus Britannien: Cramp et al. 2011). An einigen Schüsseln wurde Überzug nachgewiesen (Lüdorf 2006, 62), der den Inhalt von der Gefäßwandung trennte sowie die Reinigung der Gefäße erleichterte. Als Gebrauchsspuren können Kratzspuren auf der Innenseite durch die Zuhilfenahme von Küchenutensilien in Erscheinung treten, wie z. B. von Metallkellen mit denen aus Mischgefäßen geschöpft wurde (Lis 2010, 13–14; Banducci 2014, 191). Bei Mörsergefäßen zeigt eine abgeriebene Innenseite die Abnutzung vom Zerkleinern der Inhaltsstoffe an (Berlin – Slane 1997, 123; Biddulph 2008, 96–99).

Kochgefäße

In Kochgefäßen wurden unter Hitzeeinwirkung Speisen zubereitet. Als grundlegende Eigenschaft ist die stoßfeste, temperaturwechselbeständige Ware zu nennen, die meist mit vielen sandigen und einigen groben Magerungspartikeln gefertigt wurde. Die hohe Temperatur, der das Gefäß auf dem Feuer, in den Kohlen oder im Ofen ausgesetzt war, erzeugte kleine Mikrorisse in der Gefäßwandung, die von den Magerungspartikeln unterbrochen wurden und so das Kochgefäß vor dem Zerbrechen schützten (Skibo 2013, 40). Da also stark gemagerte Gefäße besonders temperaturwechselbeständig sind, wurden Kochwaren Magerungspartikel wie Kalzit, Muschel- und Gesteinsgrus, Schamott etc. zugesetzt, die bei der Erhitzung den gleichen oder einen niedrigeren Ausdehnungskoeffizienten als Ton haben, um so Spannungen im Gefäß zu vermeiden (Braun 1983, 123–124; Rice 1987, 228–230; Naschinski 2001, 133). Als Gebrauchsspuren an dieser Funktionsklasse, die über dem Feuer verwendet wurde, kommen Kratzspuren an der Innenseite vom Verrühren des Inhalts und Ruß- und Verkohlungsspuren an beiden Gefäßseiten. Die Art und Weise wie diese Rußspuren auftreten, geben konkrete Hinweise, wie die Kochgefäße genutzt wurden, direkt im Feuer oder auf einem Kochständer stehend, mit aufgelegtem Deckel, bis zu welcher Höhe sie in der Regel befüllt wurden etc. (Ikäheimo 2003, 75–79; Banducci 2014, 200–204 Abb. 7–10; 2018). Die morphologischen Merkmale der verschiedenen Kochgefäßtypen unterscheiden sich abhängig davon, wie ihr Inhalt zubereitet werden sollte. So spiegeln sie die Koch- und Essgewohnheiten der jeweiligen Region zu einer bestimmten Zeit wider auch wenn sie typologisch und funktional wenigen Veränderungen unterlagen (Sparkes – Talcott 1970, 32). Keramische Kochgefäße wurden in der Kaiserzeit vielerorts noch lokal produziert, während gleichzeitig größere Produktionszentren wie u. a. bei Phokaia entstanden, die Kochgefäße aller Art bis mindestens ins 3. Jh. n. Chr. über das gesamte römische Imperium verhandelten (Aydemir 1995; Firat 2012).

Rundbödige Chytrai (Hayes 1983, 122–124 Abb. 5–6, 56–71; Rotroff 2015, 185–187), die im ostmediterranen Raum in ihren wesentlichen Grundformen schon seit der frühen Eisenzeit in Gebrauch waren, hatten die hauptsächliche Funktion (mit) Flüssigkeiten zu kochen. Sie hatten in der Regel eine leicht geschlossene Grundform, um den Inhalt zu schützen und die Hitze bzw. den Dampf im Gefäß zu halten. Je nachdem, welche Anforderungen das Gefäß erfüllen sollte, konnte es stärker geschlossen sein, damit der Inhalt nicht zu schnell verdunstete oder eine relativ weite Mündung haben, um ein langsameres Erhitzen, schnelleres Verdunsten und eine bessere Erreichbarkeit für häufiges Rühren zu gewährleisten (Banducci 2015, 165). Darüber hinaus konnten die Gefäße zur Regulierung des Kochvorganges mit einem Deckel verschlossen werden. Ausschwingende Randformen ermöglichen es, den Inhalt direkt aus dem Gefäß zu gießen. Da jedoch in den meisten Fällen mit weiteren Küchenutensilien aus den Töpfen geschöpft wurde, waren die Ränder in vielerlei unterschiedlichen Varianten gestaltet und konnten – wie die der Lopades – eine Deckelauflage aufweisen.

Die seit der klassischen Zeit existierenden Lopades verfügen über eine offenere Mündung und einen flacheren Gefäßkörper als Chytrai, unterscheiden sich in der grundsätzlichen Handhabung jedoch nur wenig von diesen (z. B. Slane 1990, Abb. 17, 168; Firat 2012). Entsprechend ihrer Randform waren sie dazu konzipiert, mit einem Deckel verschlossen zu werden und hatten in den meisten Fällen einen Rundboden, mit einem Umbruchspunkt zu einer geraden, steil ansteigenden Wandung. Ferner verfügten sie meist über zwei Horizontalhenkel oder Griffleisten. Mittels ihrer flachen Grundform und der Verschließbarkeit waren Lopades zum Dämpfen, Dünsten und Schmoren konzipiert.

Die Rundbödigkeit der Chytrai und Lopades war an die Art und Weise der Speisezubereitung im ostmediterranen Raum gebunden. Die Gefäße wurden in einen Dreipunkt-Kochständer über eine Hitzequelle gestellt, sodass der Rundboden die zugeführte Hitze optimal weiterleiten konnte (Berlin – Slane 1997, 121). Die relativ dünne Wandstärke der rundbödigen Gefäße führte zu einer schnellen Erwärmung des Inhalts mit einer gleichzeitig niedrigen thermischen Materialbelastung. Aufgrund der Temperaturwechselbeanspruchung wurden starke Wandungsumbrüche vermieden, weshalb viele Chytrai und Lopades eine runde s-förmige Ausgestaltung hatten. Der runde Boden verbessert nicht nur die Wärmeabsorption im Gefäß, sondern optimiert auch den Luftstrom zum Feuer unter dem Gefäß (Hally 1986, 280; Rice 1987, 229). Die Erhitzungseffektivität hängt allerdings von viel mehr Bedingungen als nur der Bodenform ab wie Hein, Müller und Kilikoglou (Hein et al. 2015) an digitalen Computermodellen und Simulationen nachgewiesen haben. Andererseits haben rundbödige Gefäße abseits des Kochständers keinen festen Stand und mussten auch abseits der Wärmequelle auf einen Ständer oder in Sand gestellt werden.

Chytrai haben meist zwei vertikale, Lopades zwei horizontale Henkel die vom Rand zur Gefäßschulter verlaufen, durch die sich die Gefäße gut handhaben ließen, z. B. um den Inhalt leichter in andere Gefäße umzufüllen oder sie über dem Feuer aufhängen zu können (Hally 1986, 279). Die Größe und Kapazität richtete sich nach der jeweiligen Zubereitungsart, Personenmenge, dem Rezept, und den Lebensmitteln weshalb ein breites Spektrum an Größe und Kapazität bei den römischen Kochgefäßen zu finden ist. Größere Kochtöpfe die in ihrer Höhe ihrem Durchmesser entsprechen, sind besonders geeignet um Flüssigkeiten zuzubereiten, wie Eintöpfe und Suppen (Banducci 2015, 165). Die Oberflächen der Chytrai wurden in vielen Fällen auf der Innenseite behandelt, da so die Flüssigkeitsdurchlässigkeit und Verschmutzung verringert werden konnte. Außerdem wurde durch die Behandlung der Außenseite auch die Erhitzungseffektivität erhöht (Duistermaat 2007, 235).

Pfannen waren entsprechend ihren Anforderungen als flache, offene Gefäße konzipiert, die jedoch auch mit Deckeln verschlossen werden konnten, je nachdem ob eher gebraten oder gedünstet, gebacken oder gegart werden sollte (Bats 1988, 50–51, 67–70). Die Flachbödigkeit sorgte einerseits für einen stabilen Stand, war in erster Linie jedoch für die Funktion des Bratens oder Garens und die dafür benötigte Hitzeverteilung unabdingbar. Für flachbödige Kochgefäße war eine andere Form des Kochständers vonnöten. Sie mussten auf einem flachen, hitzedurchlässigen Untergrund wie einer perforierten Tonplatte oder einem Metallrost gestellt werden oder wurden als Back- bzw. Auflaufform im Ofen platziert (Berlin – Slane 1997, 120–121; Banducci 2015, 162–163).

Die seit der hellenistischen Zeit bekannten Tegana (Rotroff 2015, 183–187) hatten einen breiten, flachen Boden und einen flach nach außen abknickenden oder schräg ansteigenden Rand. Sie besaßen einen applizierten Hohlgriff, der durch einen Holzstiel verlängert werden konnte, sodass sie – ähnlich den heutigen Bratpfannen – auch im heißen Zustand bewegt werden konnten (Wintermeyer 2004, 94, Typ P 2; Lüdorf 2006, 41–42 Taf. 1–2 Typ P1). Aufgrund dieser Formmerkmale waren sie dazu konzipiert, Speisen (mit Öl) zu braten. Tegana wurden ab dem 1. Jh. n. Chr. bei Phokaia hergestellt und vertrieben (Aydemir 1995), die Grundform war jedoch bereits seit dem Ende des 4. Jhs. v. Chr. in Korinth (Edwards 1975, 131–132, Nr. 700) und dem 3. Jh. v. Chr. in Athen (Rotroff 2015, 187, Pan 7) bekannt. Da wenige Exemplare überliefert sind, ist davon auszugehen, dass derartige Tegana ursprünglich aus Metall gefertigt waren, was auch noch für die Kaiserzeit anzunehmen ist (Bats 1988, 50).

Etwa ab dem Ende des 2. Jhs. v. Chr. kommen mit steigendem römischen Einfluss die Patinae auch im ostmediterranen Raum zunehmend auf. Bei diesen handelte es sich um flachbödige Kasserolenformen, die oft mit zwei horizontalen Griffen versehen waren und in vielen Fällen mittels ihrer Randform dazu vorgesehen waren, mit

einem Deckel verschlossen zu werden (Rotroff 2015, 187). Sie konnten entweder in den Ofen gestellt werden oder, über einer Hitzequelle platziert, zum Garen verwendet werden. Ihren Ursprung hat diese Zubereitungsform in Italien, wo die Patina das flachbödige Äquivalent zur hellenischen Lopas darstellte (Bats 1988, 67–70, Rotroff 2015, 187). Ab dem 1. Jh. v. Chr. wurden in Kampanien produzierte Patinae, die sogenannte *Pompeian Red Ware* mit einem roten Überzug auf der Innenseite, ähnlich wie die italische Sigillata und Dünnwandige Ware im gesamten römischen Reich verbreitet (Hayes 2008a, 120–121). Die Multifunktionalität der Patina wird in der Forschung kontrovers diskutiert. Laut Berlin ging mit der Verbreitung der Patina gleichzeitig auch das römisch-italische Auflaufgericht der *patina* einher, das in der Auflaufform gebacken bzw. gestockt wurde (Berlin – Slane 1997, 30–31, 120–121; Lüdorf 2006, 41; Rotroff 2015, 187).

Die Merkmale der Kochgefäße (Abb. 1) zeigen deutlich die verschiedenen Möglichkeiten der Zubereitung unter Zuführung von Hitze. Neben verschiedenen lokalen Eigenarten lassen sich für die Kaiserzeit vier hauptsächliche Zubereitungsarten – Kochen, Schmoren, Braten und Backen – nachweisen, die sich in den vier oben diskutierten Funktionstypen Kochtopf (gr. Chytra, lat. Olla), Schmortopf (gr. Lopas, Kakkabe) Bratpfanne (gr. Teganon, lat. Sartago) und Backform (lat. Patina/Patella) (Bats 1988, 40–51, 65–70) widerspiegeln.

Zusammenfassung: Potenzial und Ausblick

Mithilfe von Rices prozessualem Modell der Funktionsbereiche und daran ausgerichteter funktionsrelevanter Gefäßeigenschaften können die vielseitigen Merkmale kaiserzeitlicher Keramik, die in jedem Fragment enthalten sind, untersucht und somit ihr oft unterschätztes Potenzial aufgezeigt werden. Ziel dieser Darstellung war es, neben den physikalischen die zeitlich und räumlich begrenzten Funktionsmerkmale zu diskutieren und deren Interpretationsmöglichkeiten aufzuzeigen, damit diese als Grundlage für kontextbezogene kaiserzeitliche Keramikuntersuchungen im östlichen Mittelmeerraum dienen können. Wie bei jeder Klassifikation handelt es sich auch bei der hier vorgestellten objektbezogenen Analyse nur um einen ersten Schritt der Auswertung, dem die Kontextualisierung der Gefäße, die Betrachtung des gesamten Fundinventars sowie die Beurteilung im jeweiligen lokalen kulturellen und topografischen Umfeld folgen sollte (Hofmann 2004, 155–157 Abb. 25).

Durch eine Einteilung von Keramik in Funktionsklassen werden allerdings schon in dieser grundlegenden Analyse die unterschiedlichen Nutzungsmöglichkeiten von Gefäßen erschlossen und ihre Multifunktionalität berücksichtigt. Neben der Interpretation der Nutzungs- und Handhabungsmöglichkeiten an sich können über Verteilungsmuster Überlegungen zum Bedarf nach bestimmten Gefäßfunktionen angestellt werden, z. B. wie das Verhältnis von Koch- zu Bratgefäßen ist und welche Gründe für

spezifische Muster bestehen. Anhand der Verteilung der Formklassen innerhalb einer Funktionsklasse kann außerdem der Grad an Feindifferenzierung der Funktion und die Gründe dafür bestimmt werden (z. B. der Inhalt der Gefäße, die Bedeutung der Funktion etc.). Das Ausbleiben oder die Entstehung neuer Gefäßformen innerhalb einer Funktionsklasse kann die Entwicklung von bestimmtem Konsumptionsverhalten oder Handelsbeziehungen offenlegen (z. B. Lund 2000, 85–89; De Sena – Ikäheimo 2003, 306–315). Auf diese Weise können je nach quantitativer und qualitativer Verteilung der Gefäße innerhalb der Funktionsklassen spezifische Aussagen zu Produktion und Wirtschaft (Martin 2012, 228), Ess- und Trinkkultur, Lagerung und Vorratshaltung, Verarbeitung, Zubereitung und Darreichung von Lebensmitteln und anderen Stoffen, Hygienemaßnahmen, Gütertransport und Austauschstrukturen (Trainor – Stone 2016, 111–112), Bestattungsriten (Brettell et al. 2014) und religiösen Zeremonien getroffen werden. So bietet die Funktionsklassifikation, im Gegensatz zu konventionellen, rein formal begründeten Typologien, die Möglichkeit, die grundlegenden Merkmale kaiserzeitlichen Keramik zu erfassen und sie als unmittelbare, vielschichtige Quelle nutzbar zu machen.

Abkürzungen

In diesem Beitrag werden (analog zu Bes 2015) die derzeit in der Forschung gebräuchlichen Abkürzungen und Typennummerierungen verwendet: Für die Italische Terra Sigillata (ITS) die Typennummern des Conspectus (Ettlinger et al. 1990), für die Eastern Sigillata A (ESA) und Eastern Sigillata B (ESB) der Atlante (Hayes 1985) und für die Pergamon/Candarli-Sigillata (ESC) des Late Roman Pottery (Hayes 1972).

Bibliographie

Abbink, A. A. 1999. Make It and Break It: The Cycles of Pottery. A Study of the Technology, Form, Function and Use of Pottery from the Settlements at Uitgeest-Groot Dorregeest and Schagen-Muggenburg 1, Roman Period, North-Holland, The Netherlands, Archaeological Studies Leiden University 5 (Leiden).

Adams, W. Y. – Adams, E. W. 2008. Archaeological Typology and Practical Reality: A Dialectical Approach to Artifact Classification and Sorting (Cambridge).

Anderson-Stojanović, V. R. 1987. The Chronology and Function of Ceramic Unguentaria, AJA 91, 1, 105–122.

Aydemir, A. 1995. Phokaia Erken Roma Dönemi Pişirme Kapları. Unpublizierte Magisterarbeit in der Universität Ägäis, Ege Üniversitesi àzmir.

Banducci, L. M. 2014. Function and Use of Roman Pottery: A Quantitative Method for Assessing Use-Wear, JMedA 27 (2), 187–210.

Banducci, L. M. 2015. Fuel, Cuisine and Food Preparation in Etruria and Latium: Cooking Stands as Evidence for Change, in: M. Spataro – A. Villing (Hrsg.), Ceramics, Cuisine and Culture: The Archaeology and Science of Kitchen Pottery in the Ancient Mediterranean World (Oxford) 157–169.

Banducci, L. M. 2018. Material Evidence on Diet, Cooking and Techniques, in: P. Erdkamp – C. Holleran (Hrsg.), The Routledge Handbook of Diet and Nutrition in the Roman World (London) 36–50.

Banducci, L. M. 2021. Foodways in Roman Republican Italy (Ann Arbor, MI).

Beck, C. W. – Smart, C. J. – Ossenkop, D. J. 1989. Residues and Linings in Ancient Mediterranean Transport Amphoras, Archaeological Chemistry 4, 369–380.

Bats, M. 1988. Vaisselle et alimentation à Olbia de Provence (v. 350 – v. 50 av. J.-C.). Modèles culturels et catégories céramiques, RANarb Suppl. 18 (Paris).

Berdowski, P. 2003. *Tituli picti* und die antike Werbesprache für Fischproduktion, Münstersche Beiträge zur Antiken Handelsgeschichte, 22 (2), 18–55.

Berlin, A. – Slane, K. W. 1997. The Hellenistic and Roman Pottery, in: S. C. Herbert (Hrsg.), Tel Anafa 2, 1 (Ann Arbor, MI) ix–406.

Bernal, D. – Cottica, D. – García-Vargas, E. – Toniolo, L. – Rodríguez-Santana, C. G. – Acqua, C. – Marlasca, R. – Sáez, A. M. – Vargas, J. M. – Scremin, F. – Landi, S. 2014. Un contexto excepcional en Pompeya: la pila de ánforas de la Bottega del Garum (I, XII, 8). Avance de un estudio interdisciplinar, in: S. Biegert (Hrsg.), Rei Cretariae Romanae Fautorum Acta 43 (Bonn) 219–232.

Bernbeck, R. 1997. Theorien in der Archäologie (Tübingen).

Bes, P. 2015. Once Upon a Time in the East: The Chronological and Geographical Distribution of Terra Sigillata and Red Slip Ware in the Roman East, Roman and Late Antique Mediterranean Pottery 6 (Oxford).

Biddulph, E. 2008. Form and Function: The Experimental Use of Roman Samian Ware Cups, Oxford Journal of Archaeology 27, 91–100.

Blitzer, H. 1990. ΚΟΡΩΝΕΪΚΑ. Storage-Jar Production and Trade in the Traditional Aegean, Hesperia 59, 675–711.

Braun, D. P. 1980. Experimental Interpretation of Ceramic Vessel Use on the Basis of Rim and Neck Formal Attributes, in: D. C. Fiero et al. (Hrsg.), The Navajo Project. Archaeological Investigations, Page to Phoenix 500 kV Southern Transmission Line, MNA Research Paper 11 (Flagstaff, AZ) 171–231.

Braun, D. P. 1983. Pots as Tools, in: J. A. Moore (Hrsg.), Archaeological Hammers and Theories (New York) 107–134.

Brun, J. – P. 2004. Archéologie du vin et de l'huile dans l'Empire romain (Paris).

Brettell, R. C. – Stern, B. – Reifarth, N. – Heron, C. 2014. The 'Semblance of Immortality'? Resinous Materials and Mortuary Rites in Roman Britain, Archaeometry 56, 444–459.

Condamin, J. – Formenti, F. – Metais, M. O. – Michel, M. – Blond, P. 1976. The Application of Gas Chromatography to the Tracing of Oil in Ancient Amphorae, Archaeometry 18, 195–201. https://doi.org/10.1111/j.1475-4754.1976.tb00160.x

Cool, H. E. M. 2006. Eating and Drinking in Roman Britain (Cambridge).

Cramp, L. J. E. – Evershed, R. P. – Eckardt, H. 2011. What Was a Mortarium Used for? Organic Residues and Cultural Change in Iron Age and Roman Britain, Antiquity 85, 1339–1352.

Cramp, L. J. E. – Evershed, R. P. 2015. Reading the Residues: The Use of Chromatographic and Mass Spectrometric Techniques for Reconstructing the Role of Kitchen and other Domestic Vessels in Roman Antiquity, in: M. Spataro – A. Villing (Hrsg.), Ceramics, Cuisine and Culture. The Archaeology and Science of Kitchen Pottery in the Ancient Mediterranean World (Oxford) 125–140.

Cullen, T. – Keller, D. R. 1990. The Greek Pithos Through Time: Multiple Functions and Diverse Imagery, in: W. D. Kingery (Hrsg.), The Changing Roles of Ceramics in Society: 26,000 B.P. to the Present, Ceramics and Civilisation 5 (Westerville, OH) 183–209.

Curtis, R. I. 1984–86, Product Identification and Advertising on Roman Commercial Amphorae, Ancient Society 15–17, 209–228.

Curtis, R. I. 2001. Ancient Food Technology (Leiden – Boston).

De Donato, G. 2003. Mare nostrum: The Roman Sea (London).

De Sena, E. C. – Ikäheimo, J. 2003. The Supply of Amphora-Borne Commodities and Domestic Pottery in Pompeii 150 BC–AD 79: Preliminary Evidence from the House of the Vestals, European Journal of Archaeology 6, 301–321.

Docter, R. F. 1997. s. v. Dolium, DNP 3 (Stuttgart) 734.

Dorrego, F. – Carrera, F. – Luxán, M. P. 2004. Investigations on Roman Amphorae Sealing Systems, Materials and Structures / Matériaux et Constructions 37, 369–374.

Dragendorff, H. 1895 Terra Sigillata: Ein Beitrag zur Geschichte der griechischen und römischen Keramik, BJb 96/98, 18–155.

Dressel, H. (Hrsg.) 1891–1899. CIL 15: Inscriptiones urbis Romae Latinae. Instrumentum domesticum (Berlin).

Duistermaat, K. 2007. The Pots and Potters of Assyria: Technology and Organization of Production, Ceramics Sequence and Vessel Function at Late Bronze Age Tell Sabi Abyad, Syria (Diss. Universiteit Leiden).

Edwards, G. R. 1975. Corinthian Hellenistic Pottery, Corinth 7, 3: Results of Excavations Conducted by the American School of Classical Studies at Athens Corinth (Princeton, NJ).

Eggert, M. H. K. 2001. Prähistorische Archäologie. Konzepte und Methoden (Tübingen).

Ehmig, U. 2010. Dangstetten IV. Die Amphoren: Untersuchungen zur Belieferung einer Militäranlage in augusteischer Zeit und den Grundlagen archäologischer Interpretation von Fund und Befund, FBerBadWürt 117 (Stuttgart).

Ettlinger, E. – Hedinger, B. – Hoffmann, B. – Kenrick, P. M. – Pucci, G. – Roth-Rubi, K. – Schneider, G. – von Schnurbein, S. – Wells, C. M. – Zabehlicky-Scheffenegger, S. 1990. Conspectus formarum terrae sigillatae Italico modo confectae, Materialien zur römisch-germanischen Keramik 10 (Bonn).

Evans, J. 1993. Pottery Function and Finewares in the Roman North, JRomPotSt 6, 95–118.

Firat, M. 2012. Phokaia Roma Dönemi Mutfak Kapları: Güveç Formu, Sosyal Bilimler Dergisi 27, 153–166.

Franco C. – Capelli C. 2014. New Archaeological and Archaeometric Data on Sicilian Wine Amphorae in the Roman Period (1st to 6th Century AD): Typology, Origin and Distribution in selected Western Mediterranean Contexts,in: S. Biegert (Hrsg.), Rei Cretariae Romanae Fautorum Acta 43 (Bonn) 547–556.

Gauß, W. – Klebinder-Gauß, G. – von Rüden, C. 2016. Introduction, in: W. Gauß – G. Klebinder-Gauß, – C. von Rüden (Hrsg.), The Transmission of Technical Knowledge in the Production of Ancient Mediterranean Pottery. Proceedings of the International Conference held at the Austrian Archaeological Institute at Athens, 23rd – 25th November 2012. ÖAI Sonderschriften 54 (Wien) 7–15.

Giannopoulou, M. 2001. Pithoi: Technology and History of Storage Vessels Through the Ages, BAR Int. Ser. 2140 (Oxford).

Grace, V. 1949. Standard Pottery Containers of the Ancient Greek World, in: Commemorative Studies in Honor of Theodore Leslie Shear, Hesperia Suppl. 8 (Princeton, NJ) 175–189.

Gramsch, A. 2014. Analogie, in: D. Mölder – S. Wolfram (Hrsg.), Schlüsselbegriffe der prähistorischen Archäologie (Münster) 19–23.

Hally, D. J. 1983. Use Alteration of Pottery Vessel Surfaces: An Important Source of Evidence for the Identification of Vessel Function, North American Archaeologist 4, l, 3–26.

Hally, D. J. 1984. Vessel Assemblages and Food Habits: A Comparison of Two Aboriginal Southeastern Vessel Assemblages, Southeastern Archaeology 3, 46–64.

Hally, D. J. 1986. The Identification of Vessel Function: A Case Study from Northwest Georgia, American Antiquity 51, 2, 267–295.

Hayes, J. W – Megaw, A. H. S. 2003. Hellenistic and Roman Pottery Deposits from the ‚Saranda Kolones' Castle Site at Paphos, BSA 98, 447–516.

Hayes, J. W. 1972. Late Roman Pottery (London).

Hayes, J. W. 1973. Roman Pottery from the South Stoa at Corinth, Hesperia 42, 416–470.

Hayes, J. W. 1983. The Villa Dionysos Excavations, Knossos. The Pottery, BSA 78, 97–169.

Hayes, J. W. 1985. Atlante delle forme ceramiche II. Ceramica fine romana nel Bacino Mediterraneo: Sigillate orientali (Rom).

Hayes, J. W. 1997. Handbook of Mediterranean Roman pottery 1(Norman).

Hayes, J. W. 2006. Le ricerche sulle produzioni regionali e locali della Sicilia romana ed il significato delle importazioni ed esportationi in età romana e paleocristiana, in: D. Malfitana – J. Poblome – J. Lund (Hrsg.), Old Pottery in a new Century Innovating Perspectives on Roman Pottery Studies. Abstracts delle relazioni presentate al convegno internazionale di studi Catania 22-24 aprile 2004 (Catania) 423–449.

Hayes, J. W. 2008a. Roman Pottery: Fine-Ware Imports (Princeton, NJ).

Hayes, J. W. 2008b. Tablewares, Functional Ceramics and Ritual Pots. Creating a Typology of Roman-Period Athenian Products, in: S. Vlizos (Hrsg.), Η Αθήνα κατά τη Ρωμαϊκή εποχή: πρόσφατες ανακαλύψεις, νέες έρευνες = Athens During the Roman Period: Recent Discoveries, New Evidence, Benaki Museum Suppl. 4. (Athen) 439–447.

Henrickson, E. F. – McDonald, M. M. A. 1983. Ceramic Form and Function: An Ethnographic Search and an Archeological Application, American Anthropologist 85, 630–643.

Hein, A. – Müller, N. S. – Kilikoglou, V. 2015. Heating Efficiency of Archaeological Cooking Vessels. Computer Models and Simulations of Heat Transfer, in: M. Spataro – A. Villing (Hrsg.), Ceramics, Cuisine and Culture: The Archaeology and Science of Kitchen Pottery in the Ancient Mediterranean World (Oxford) 180–189.

Hilgers, W. 1969. Lateinische Gefäßnamen. Bezeichnungen, Funktion und Form römischer Gefäße nach den antiken Schriftquellen (Düsseldorf).

Hodder, I. 2012. Entangled. An Archaeology of the Relationships between Humans and Things (Malden, MA)

Hofmann, K. P. 2004. Lanzetten: Eine Leitform der Nordischen Bronzezeit. Fundanalyse im Spannungsfeld zwischen Theorie und Praxis, Archäologische Berichte des Landkreises Rotenburg (Wümme) 11, 105–222.

Hörr, C. – Lindinger, E. – Brunnett, G. 2014. Machine Learning Based Typology Development in Archaeology, Journal on Computing and Cultural Heritage 7.1; 2:1–2:23.

Hudson, N. F. 2010. Changing Places: The Archaeology of the Roman „Convivium“, AJA 114, 4, 663–695.

Hüttig, M. 1999. Methoden der Volumenbestimmung für antike Gefäße am Beispiel griechischer Transportamphoren, AM 114, 317–324.

Ikäheimo, J. P. 2003. Late Roman African Cookware of the Palatine East Excavation, Rome: A Holistic Approach, BAR International Series 1143 (Oxford).

Japp, S. 2003. Sigillata und dünnwandige Hartware aus Pergamon. Bemerkungen zu westlichen Importen und stilistischer Einflussnahme, Rei Cretariae Romanae Fautorum Acta 38, 243–246.

Joncheray, J.-P. 1974. Étude de l’épave Dramont D (campagne 1972), CahASubaqu 3, 21–48.

Kilikoglou, V. – Hein, A. – Maniatis, Y. (Hrsg.) 2002. Modern Trends in Scientific Studies on Ancient Ceramics. Papers presented at the 5th European Meeting on Ancient Ceramics, Athens 1999. Oxford.

Kimpe, K. – Drybooms, C. – Schrevens, E. – Jacobs, P. A. – Degeest, R. – Waelkens, M. 2004. Assessing the Relationship between Form and Use of different Kinds of Pottery from the Archaeological Site Sagalassos (Southwest Turkey) with Lipid Analysis, JASc 31 (11), 1503–1510.

Knappett, C. – Malafouris, L. – Tomkins, P. 2010. Ceramics (As Containers), in: D. Hicks – M. C. Beaudry (Hrsg.), The Oxford Handbook of Material Culture Studies (Oxford) 588–612.

Ladstätter, S. 2005. Griechisch oder Römisch? Ein Teller als Beispiel für die Komplexität gegenseitiger Beeinflussungen in der frühkaiserzeitlichen Keramik von Ephesos, in: G. Grabherr (Hrsg.), Vis imaginum. Festschrift für Elisabeth Walde zum 65. Geburtstag (Innsbruck) 199–207.

Ladstätter, S. 2007. Mode oder politisches Manifest? Überlegungen zur Übernahme römischen Formenguts in der frühkaiserzeitlichen Keramik von Ephesos, in: M. Meyer (Hrsg.), Neue Zeiten – neue Sitten. Zu Rezeption und Integration römischen und italischen Kulturguts in Kleinasien (Wien) 203–219.

Ladstätter, S. 2008. Funde, in: M. Steskal – M. La Torre, Das Vediusgymnasium in Ephesos. Archäologie und Baubefunde, FiE 14, 1 (Wien) 97–189.

Ladstätter, S. (Hrsg.) 2020. Eine frühkaiserzeitliche Grubenverfüllung aus dem Hanghaus 2 in Ephesos, ÖJh Ergh. 18 (Wien).

Lang, F. 2002. Klassische Archäologie. Eine Einführung in Methode, Theorie und Praxis (Tübingen).

Lesure, R. G. 1998. Vessel Form and Function in an Early Formative Ceramic Assemblage from Coastal Mexico, JFieldA 15, 19–36.

Lin, S.-H. S. 2003. Lading of the Late Bronze Age Ship at Uluburun (MA thesis Texas A&M University).

Lis, B. 2010. Let's Start From (a) Scratch: New Ways at Looking at Vessels' Function, Archeologia 61, 7–14.

Löbbing, G. 2015. Offene Glasgefäße der frühen römischen Kaiserzeit. Untersuchungen zu Vorbildern und Imitationen in der Keramik und Toreutik, KölnJb 48, 19–42.

Loeschcke, S. 1909. Keramische Funde aus Haltern, Mitteilungen der Altertums-Kommission für Westfalen 5, 101–322.

Lüdorf, G. 2006. Römische und frühbyzantinische Gebrauchskeramik im westlichen Kleinasien. Typologie und Chronologie (Rahden/Westf.).

Lund, J. 2000. Transport Amphorae as Evidence of Exportation of Italian Wine and Oil to the Eastern Mediterranean in the Hellenistic Period, in: J. Lund – P. Pentz (Hrsg.), Between Orient and Occident. Studies in Honour of P. J. Riis (Kopenhagen) 77–99.

Lund, J. 2011. Iconographic Evidence for the Handling and Use of Transport Amphorae in the Roman Period, in: M. L. Lawall – J. Lund (Hrsg.), Pottery in the Archaeological Record. Acts of the International Colloquium Held at the Danish and Canadian Institute in Athens, June 20–22, 2008 (Aarhus) 51–60.

Magness-Gardiner, B. 1996. Total Retrieval and Ceramic Analysis: A Case Study from the Levant, in: J. D. Seger (Hrsg.), Retrieving the Past: Essays on Archaeological Research and Methodology in Honor of Gus W. Van Beek (Starkville, MI) 179–192.

Malfitana, D. – Poblome, J. – Lund, J. (Hrsg.) 2006. Old Pottery in a New Century: Innovating Perspectives on Roman Pottery Studies. Atti del Convegno Internazionale di Studi, Catania, 22–24 Aprile 2004, Monografie dell'Istituto per i beni archeologici e monumentali (Catania).

Mandel, U. – Kögler, P. – Dotterweich, U. – Happel, G. 1996. Keramik aus Knidos, in: M. Herfort-Koch – U. Mandel – U. Schädler (Hrsg.), Hellenistische und kaiserzeitliche Keramik des östlichen Mittelmeergebiets. Kolloquium Frankfurt 24.–25. April 1995 (Frankfurt) 61–70.

Marabini Moevs, M. T. 1973. The Roman Thin Walled Pottery from Cosa (1948–1954). MemAmAc 32 (Rom).

Martin, A. 2012. Composition by Functional Groups of Contexts at Pompeii, in: S. Biegert (Hrsg.), Rei Cretariae Romanae Fautorum Acta 42 (Bonn) 225–228.

Martin-Kilcher, S. 1994. Die römischen Amphoren aus August und Kaiseraugust, FiA 7 (Augst).

McLoughlin, B. 2011. The Pithos Makers at Zagora: Ceramic Technology and Function in an Agricultural Settlement Context, in: A. Mazarakis Ainian (Hrsg.), The „Dark Ages" Revisited. Acts of an International Symposium in Memory of William D. E. Coulson, University of Thessaly, Volos, 14–17 June 2007, 2 (Volos) 869–884.

Mees, A. W. – Dannell, G. B. – Dickinson, B. M. – Hartley, B. R. – Polak, M. – Webster, P. V. – Vernhet, A. 2014. Punzen gestempelter südgallischer Reliefsigillata aus den Werkstätten von La Graufesenque 1. Menschen – Götter – mythologische Figuren. RGZM Kataloge vor- und frühgeschichtlicher Altertümer 45,1 (Mainz).

Miller, D. 1985. Artifacts as Categories: A Study of Ceramic Variability in Central India (Cambridge).

Mollard-Besques, S. 1954. Catalogue raisonné des figurines et reliefs en terre-cuite grecs étrusques et romains: 1. Époques préhellénique géométrique, archaique et classique (Paris).

Montana, G. – Mommsen, H. – Iliopoulos, I. – Schwedt, A. – Denaro, M. 2003. The Petrography and Chemistry of Thin-Walled Ware from an Hellenistic–Roman Site at Segesta (Sicily), Archaeometry 45, 375–389.

Mountjoy, P. A. 1993. Mycenaean Pottery: An Introduction (Oxford).

Naschinski, A. 2001. Möglichkeiten und Grenzen funktionaler Interpretation an Keramik. Experimente, Beobachtungen, Analysen, BAR Int. Ser. 959 (Oxford).

Opdebeeck, J. 2005. Shipwrecks and Amphorae: Their Relationship with Trading Routes and the Roman Economy in the Mediterranean (Diss. University of Southampton).

Orton, C. – Hughes, M 2013. Pottery in Archaeology [2](Cambridge).

Oxé, A. – Comfort, H. – Kemick, P. 2000. Corpus Vasorurn Arretinorum. A Catalogue of the Signatures, Shapes and Chronology of Italian Sigillata (Bonn).

Pallarés, F. 1995–1996. Il relitto a dolia del golfo Dianese. Nuovi elementi, BASub 2–3, 127–139.

Pantelidis, G. A. Th. (2023). Akarnanien zwischen Ost und West. Keramikproduktion im Wandel vom Späthellenismus zur Kaiserzeit, Akarnanien-Forschungen 5 (Bonn)

Peacock D. P. S. 1977. Roman Amphorae: Typology, Fabric and Origins, in: Méthodes classiques et méthodes formelles dans l'étude typologique des amphores. Actes du colloque de Rome, 27–29 mai 1974, Publications de l'École française de Rome 32 (Rom) 261–278.

Peacock, D. P. S. – Williams, D. F. 1986. Amphorae and the Roman Economy. An Introductory Guide (London).

Peña, J. T. 2007. Roman Pottery in the Archaeological Record (Cambridge).

Platte, E. 1997. Kommentare zu: Heiko Riemer, Form und Funktion: Zur systematischen Aufnahme und vergleichenden Analyse prähistorischer Gefäßkeramik, AInf 20 (2), 259–262.

Poblome, J. – Zelle, M. 2002. The Table Ware Boom. A Socio-Economic Perspective From Western Asia Minor, in: C. Berns (Hrsg.), Patris und Imperium. Kulturelle und politische Identität in den Städten der römischen Provinzen Kleinasiens in der frühen Kaiserzeit Kolloquium Köln, November 1998 (Leuven & Paris) 275–287.

Poblome, J. – Malfitana, D. – Lund, J. 2007. Tempus fugit, «Facta» manent. Editorial Statement, FACTA. A Journal of Roman Material Culture Studies 1, 13–20.

Rauh, N. – Autret, C. – Lund, J. 2013. Amphora Design and Marketing in Antiquity, in: M. Frass (Hrsg.), Kauf, Konsum und Märkte. Wirtschaftswelten und Fokus – Von der römischen Antike bis zur Gegenwart (Wiesbaden) 145–182.

Rice, P. M. 1987. Pottery Analysis: A Source Book (Chicago).
Riemer, H. 1997. Form und Funktion. Zur systematischen Aufnahme und vergleichenden Analyse prähistorischer Gefäßkeramik, AInf 20, 1, 117–131.
Ritter, S. 2011. Das Wirtshaus als Lebensraum. „Kneipenszenen“ aus Pompeji, JdI 126, 155–220.
Robinson, H. S. 1959. Pottery of the Roman Period. Chronology, Athenian Agora 5 (Princeton, NJ).
Roffet-Salque, M. – Dunne, J. – Altoft, D. T. – Casanova, E. – Cramp, L. J. E. – Smyth, J. – Whelton, H. – Evershed, R. P. 2017. From the Inside Out: Upscaling Organic Residue Analyses of Archaeological Ceramics. Journal of Archaeological Science: Reports 16, 627–640.
Romanus, K. – Baeten, J. – Poblome, J. – Accardo, S. – Degryse, P. – Jacobs, P. – De Vos, D. – Waelkens, M. 2009. Wine and Olive Oil Permeation in Pitched and Non-Pitched Ceramics: Relation with Results from Archaeological Amphorae from Sagalassos, Turkey, JASc 36, 900–909.
Rostovtzeff, M. I. 1963. The Social and Economic History of the Roman Empire [2](Oxford).
Rösler, K. 2014. Klassifikation, in: D. Mölders – S. Wolfram (Hrsg.), Schlüsselbegriffe der Prähistorischen Archäologie, Tübinger Archäologische Taschenbücher 11 (Münster).
Roth-Rubi, K. 1984. Der Hildesheimer Silberschatz und Terra sigillata. Eine Gegenüberstellung, AKorrBl 14, 175–193.
Rotroff, S. I. 1996. The Missing Krater and the Hellenistic Symposium: Drinking in the Age of Alexander the Great (Christchurch, NZ).
Rotroff, S. I. 1997. Hellenistic Pottery: Athenian and Imported Wheelmade Table Ware and Related Material, The Athenian Agora. Results of Excavations Conducted by the American School of Classical Studies at Athens 29 (Princeton, NJ).
Rotroff, S. I. 2006. Hellenistic Pottery: The Plain Wares, The Athenian Agora. Results of Excavations Conducted by the American School of Classical Studies at Athens 33 (Princeton, NJ).
Rotroff, S. I. 2015. The Athenian Kitchen from the Early Iron Age to the Hellenistic Period, in: M. Spataro – A. Villing (Hrsg.), Ceramics, Cuisine and Culture: The Archaeology and Science of Kitchen Pottery in the Ancient Mediterranean World (Oxford) 180–189.
Schörner, H. 2013. Dolia und Amphoren. Herstellung, Aufbewahrung und Import von Lebensmitteln in der Ansiedlung ‚Il Monte‘, in: G. Schörner (Hrsg.), Leben auf dem Lande. ‚Il Monte‘ bei San Gimignano: Ein römischer Fundplatz und sein Kontext (Wien) 61–77.
Shepard, A. O. 1956. Ceramics for the Archaeologist, Carnegie Institution of Washington Publication 609 (Washington, D.C.).
Sieverling, A. 2018. Ernährung in der Frühen Eisenzeit und Archaik in Stratos und der Stratiké. Möglichkeiten der Funktionsanalyse von Keramik, Akarnanien-Forschungen 3 (Bonn).
Shedi, E. 2008. La ceramica a vernice rossa da Dyrrhachium, in: S. Biegert (Hrsg.), Rei Cretariae Romanae Fautorum Acta 40 (Bonn) 9–17.
Skibo, J. M. 1992. Pottery Function. A Use-Alteration Perspective (New York & London).

Skibo, J. M. 2013. Understanding Pottery Function: Manuals in Archaeological Method, Theory and Technique (New York).

Slane Wright, K. – Jones, R. E. 1980. A Tiberian Pottery Deposit from Corinth, Hesperia 49, 2, 135–177.

Slane, K. W. 2003. Corinth's Roman Pottery: Quantification and Meaning, Corinth 20. The Centenary: 1896–1996, 321–335.

Slane, K. W. 1990. The Sanctuary of Demeter and Kore. The Roman Pottery and Lamps, Corinth 18, 2 (Princeton, NJ).

Slane, K. W. – Sanders, G. D. R. 2005. Corinth. Late Roman Horizons, Hesperia 74, 243–297.

Smith, M. F. 1988. Function from whole Vessel Shape: A Method and an Application to Anasazi Black Mesa, Arizona, American Anthropologist 90, 912–923.

Sparkes, B. A. – Talcott, L. 1970. Black and Plain Pottery of the 6th, 5th and 4th centuries B.C, Agora 12 (Princeton, NJ).

Strobel, K. (Hrsg.) 2000. Forschungen zur römischen Keramikindustrie. Produktions-, Rechts- und Distributionsstrukturen. Akten des 1. Trierer Symposiums zur antiken Wirtschaftsgeschichte. Trierer Historische Forschungen 42 (Mainz).

Thurmond, D. L. 2006. A Handbook of Food Processing in Classical Rome (Leiden & Boston).

Tite, M. S. 2008. Ceramic Production, Provenance and Use: A Review, Archaeometry 50, 216–231.

Tournavitou, I. 1992. Practical Use and Social Function: A Neglected Aspect of Mycenaean Pottery, BSA 87, 181–210.

Trainor, C. P. – Stone P. J. 2016. Winners, Losers, and Survivors of Roman Imperialism. A Case Study from the Northern Peloponnese, in: W. Gauß – G. Klebinder-Gauß – C. von Rüden (Hrsg.), The Transmission of Technical Knowledge in the Production of Ancient Mediterranean Pottery. Proceedings of the International Conference Held at the Austrian Archaeological Institute at Athens, 23rd – 25th November 2012, ÖAI Sonderschriften 54 (Wien) 97–113.

University of Southampton 2014. Roman Amphorae: A Digital Resource [data-set], York: Archaeology Data Service [distributor] (doi:10.5284/1028192).

van Neer, W. – Ervynck, A. – Monsieur, P. 2010. Fish Bones and Amphorae: Evidence for the Production and Consumption of Salted Fish Products Outside the Mediterranean Region, JRA 23, 161–195.

Veit, U. 1997. Zur Form und Funktion ur- und frühgeschichtlicher Gefäßkeramik: Eine semiotische Perspektive, AInf 20 (2), 265–267.

Vickery, K. F. 1980. Food in Early Greece (Chicago).

Villing, A. – Pemberton, E. G. 2010. Mortaria from Ancient Corinth. Form and Function, Hesperia 79, 555–638.

Vitelli, K. D. 1989. Were Pots First Made for Foods? Doubts from Franchthi, WorldA 21, 17–29.

von Kaenel, H.–M. – Helfert, M., 2016. Keramikforschung und Wirtschaftsarchäologie. Das Frankfurter Konzept, in: T. Kerig – K. Nowak – G. Roth (Hrsg.), Alles was zählt… Festschrift für Andreas Zimmermann, UPA 285 (Bonn) 431–451.

Vossen, R. 1970. Klassifikationsprobleme und Klassifikationssysteme in der Amerikanischen Archäologie, in: A. von Müller – G. Kutscher – S. Waetzoldt (Hrsg.), Acta Praehistorica et Archaeologica 1 (Berlin) 29–79.

Wabersich, H. 2014. Form und Medium. Überlegungen zu materialübergreifenden Gefäßformen antiken Tafelgeschirrs, in: D. Graen – M. Rind – H. Wabersich (Hrsg.), *Otium cum dignitate*. Festschrift für Angelika Geyer zum 65. Geburtstag. Studien zur Archäologie und Rezeptionsgeschichte der Antike, BAR Int. Ser. 2605 (Oxford) 209–238.

Wallace Matheson, P. M. – Wallace, M. B. 1982. Some Rhodian Amphora Capacities, Hesperia 51, 293–320.

Willet, R. 2012. Red Slipped Complexity. The Socio-Cultural Context of the Concept and Use of Tableware in the Roman East (Second Century BC – Seventh Century AD) (Diss. KU Leuven).

Williams, D. F. 2003. Cretan Wine in Roman Britain, JRomPotSt 10, 19–24.

Wintermeyer, U. 2004. Die hellenistische und frühkaiserzeitliche Gebrauchskeramik. Auf Grundlage der stratifizierten Fundkeramik aus dem Bereich der Heiligen Straße (Mainz).

Wotzka, H.-P. 1997. Keramikformen und -funktionen: Wider die systematische Trivialisierung kulturspezifischer Zusammenhänge, AInf 20 (2), 269–299.

Zabehlicky-Scheffenegger, S. – Sauer, R. – Schneider, G. 1996. Graue Platten aus Ephesos und vom Magdalensberg, in: M. Herfort-Koch – U. Mandel – U. Schädler (Hrsg.), Hellenistische und kaiserzeitliche Keramik des östlichen Mittelmeergebiets. Kolloquium Frankfurt 24.–25. April 1995 (Frankfurt) 41–60.

Zimmer, G. 1982. Römische Berufsdarstellungen, AF 12 (Berlin).

MÜNZEN: KONTEXTUELLE NUMISMATIK

Stefan Krmnicek

Keywords: Münzen – Numismatik – Fundmünzen – Kontext – Agency – Historische Anthropologie – Microhistory

Abstract: In diesem Beitrag zu neuen methodischen Positionen innerhalb der archäologischen Forschung wird die sogenannte „kontextuelle Numismatik" als jüngste und innovativste Forschungsrichtung aus dem Bereich der Numismatik vorgestellt und ihr weiteres Potential für die Forschung und die Grenzen des Erkenntnisgewinns dargelegt. Als Einstieg in die Diskussion dient ein historischer Überblick zur schrittweisen Entwicklung der Fundnumismatik bis hin zur Genese eines archäologisch-befundorientierten Zugangs an das numismatische Material. Im Anschluss daran folgen eine Darlegung der grundlegenden Unterscheidungsmerkmale gegenüber anderen numismatischen Forschungsmethoden sowie eine Erörterung von möglichen Wegen und Zielen in der weiteren Entwicklung dieses Ansatzes. Als Abschluss wird die Untersuchung der Fundmünzen aus dem Bereich um die beiden Quellfassungen am Fuß des Apollo Grannus Tempels von Neuenstadt am Kocher als Fallstudie präsentiert, welche das Potential dieser Forschungsrichtung exemplarisch skizziert.

> „*No one numismatist is able to boast of a thorough knowledge of all the multifarious branches of this wide study nor do we all seek from coins the same sort of information. Some of us consult them as grammar of art and archaeology, others admire them as galleries of portraits, others have recourse to them as a storehouse of mythological lore, while others, again, are interested in them chiefly as illustrating the history of currency in past ages, and some others, simply as an article of commerce to be turned into the currency of the present day, at a profit.*" (Evans 1895, 21).

Publiziert in: Stefan Krmnicek – Dominik Maschek (Hrsg.), Römische Archäologie in Deutschland. Positionsbestimmung und Perspektiven (Heidelberg, Propylaeum 2023) doi: https://doi.org/10.11588/propylaeumdok.00005852

Einleitung

Unter Selbstfindung wird in der Entwicklungspsychologie ein Prozess verstanden, in dem bei jungen Menschen durch Definierung der individuellen Eigenheiten und Ziele und durch Abgrenzung von Eigenheiten und Zielen der Anderen eine Identitätsentwicklung erfolgt (Fend 2005). Die Identitätsfrage „Wer bin ich?“ führt zur Herausbildung einer neuen Ganzheit, in der die Elemente des Alten mit den Erwartungen an die Zukunft integriert sind. Gleichzeitig werden die Erwartungen kritisch hinterfragt und überprüft (Fend 1991, 21). Nach dieser Auffassung ist Identität grundlegend als System für das eigene Verständnis, die Selbsterkenntnis und den Sinn für das, was man ist bzw. sein will (Oerter – Montada 2008, 303). Die gleiche Definition lässt sich außerhalb des analytischen Einsatzes im Humanbereich auch auf abstrakte Strukturen wie Wissenschaft und Forschung übertragen. Gerade akademische Fachdisziplinen als Produzenten neuer Erkenntnis und als Ventil unterschiedlichster Forschungsagenden bieten sich für eine kritische Selbstreflexion unter den angeführten Gesichtspunkten an (vgl. für die Ur- und Frühgeschichte Veit 2001). In diesem Beitrag zu neuen methodischen Positionen innerhalb der archäologischen Forschung soll die sogenannte „kontextuelle Numismatik“ als jüngste Forschungsrichtung aus dem Bereich der materiellen Sachgruppe „Münzen“ im Mittelpunkt der Diskussion stehen. Zum Einstieg in die Diskussion wird ein Überblick zur Genese dieses archäologisch-befundorientierten Zugangs an das numismatische Material skizziert. Im Anschluss daran folgen eine Darlegung der grundlegenden Unterscheidungsmerkmale gegenüber anderen numismatischen Forschungsmethoden sowie eine Diskussion von potentiellen Wegen und möglichen Zielen in der weiteren Entwicklung dieses Ansatzes. Zum Abschluss wird eine ausgewählte Fallstudie präsentiert, welche das Potential dieser Forschungsrichtung aufzeigen soll.

Status quo

Die Grundlagen für die schrittweise Entwicklung der „antiken Numismatik“ sind in den humanistischen Tendenzen der Renaissance zu suchen. Die klassische Antike als Ideal und Gegenentwurf zur eigenen Realität sowie die Verbreitung von Wissen durch die Erschließung und Edition von Schriften griechischer und römischer Autoren in den Bildungsschichten der Gesellschaft löste erstmals eine breite, interessensorientierte Hinwendung zu den Hinterlassenschaften der Antike aller Art aus. Der Wille, die Antike nicht nur anhand der schriftlichen Überlieferung, sondern auch mittels der dinglichen Überreste als „sichere Hilfsmittel“ zu erleben, führte zur Suche nach antiken Hinterlassenschaften und dem Zusammentragen derselben in privaten und herrschaftlichen Sammlungen (Momigliano 1950). Der Fokus einer, in wissenschaftlichem Sinne, kritischen Auseinandersetzung mit antiken Münzen war zunächst jedoch vorwiegend auf deren Bildrepertoire, etwa zur Illustration antiker Autoren, beschränkt. Erst das Grundkonzept des systematischen Ordnens und

Klassifizierens der den Menschen umgebenden materiellen Welt in der geistigen Strömung des 18. Jh. darf als Wendepunkt der aus moderner Perspektive als antiquarische Tradition subsumierten numismatischen Forschungsgeschichte bezeichnet werden. Parallele Erscheinungsformen in den Naturwissenschaften, etwa die Aufstellung taxonomischer Ordnungen in der Botanik und in der Zoologie nach Carl von Linneé (1707–1778), verdeutlichen die generelle Veränderung der methodologischen Struktur der Wissenschaften im Spiegel des allgemeinen Zeitgeistes. Das Verständnis einer Kosmologie, die dem Prinzip einer objektiv klassifizierbaren, zeitunabhängigen Gesetzmäßigkeit unterworfen sei, diente als Grundlage für die Systematisierung der dinglichen Welt (Riedl 2000). In der Numismatik stellte zur selben Zeit Joseph Hilarius Eckhel (1737–1798) die grundlegende Ordnung von antiken Münzen nach taxonomischen Muster auf, mit deren Hilfe diese erstmals systematisch und hierarchisch geordnet werden konnten, um die materielle Hinterlassenschaft möglichst als Ganzes präzise zu beschreiben und zu repräsentieren.

Trotz unterschiedlicher Zielsetzungen der Materialdarbietung seit dem späten 18. Jh. (für einen Überblick unter besonderer Berücksichtigung der Entwicklung der Münzserie in der numismatischen Forschung, siehe Schlanger 2010), beginnend mit dem Ordnungsprinzip von Eckhel in der „Doctrina numorum veterum“, über viel jüngere Projekte, wie das chronologisch aufgebaute „Corpus Nummorum“ unter Leitung der Berliner Akademie bis zum Sammlungskatalog der griechischen Münzen, des „Catalogue of Greek Coins in the British Museum“ lässt sich aufzeigen, wie die Fokussierung der Forschung durchgehend am einzelnen Objekt allein, der einzelnen Münze an sich, verhaftet blieb. Die besondere Wertschätzung von Münzen, ab dem 19. Jh. zusätzlich als Kunstwerke der Antike *en miniature*, trug zu dieser auf das singuläre Objekt gerichteten Sichtweise ebenfalls maßgeblich bei. Aufgrund der zahlreichen Quellen von antiken Autoren zum Thema Geld sowie aufgrund der Tatsache, dass Münzen selber als Inschriftenträger zum philologischen Materialcorpus beitrugen, wurde die wissenschaftliche numismatische Forschung auch als Teil der historisch-philologisch orientierten Ausrichtung der klassischen Altertumskunde verstanden (vgl. Droysen 1967, 55–56). Darüber hinaus erfuhren diese kleinen, runden, in der Antike in Massenproduktion hergestellten Metallobjekte durch den internationalen Münzhandel (vgl. dazu Sarmant 2007) einen modernen Wertbegriff, welcher sich in der simplen Gleichung „antike Münze = moderner Geld(wert)“ manifestierte. Zwar wurde Münzen, die anders als andere materialreiche Fundgattungen bei archäologischen Ausgrabungen in der Regel, von Korrosion und Abnutzung abgesehen, als vollständige und unversehrte Überreste der Antike ans Tageslicht kamen, unter allen Grabungsfunden meist eine besondere Wertschätzung zuteil. Die vom archäologischen Kontext losgelöste numismatische Forschung des 19. und frühen 20. Jh. mit ihrem Untersuchungsschwerpunkt auf Typologie, Serie und Ikonographie der Münzen führte jedoch die unkritische Betrachtung des antiken Geldkonzeptes fort (Elkins 2009).

Erst die zunehmende Bedeutung von Fundmünzen als Datierungshilfe für die aufstrebende mitteleuropäische Bodendenkmalpflege ließ den Ruf nach einer systematischen Erfassung des Fundmaterials reifen und gab damit der methodischen Bewertung der Objekte neue Impulse. Der Anstoß dazu kam bezeichnenderweise nicht von Seiten der mit den Münzen beschäftigten Numismatiker, sondern aus den Reihen der archäologischen bzw. provinzialrömischen Feldforschung. Vertreter dieser Richtung erkannten bald, dass Münzen aus Ausgrabungen jenseits ihrer nützlichen Funktion als Datierungshilfe für die Beantwortung von Fragen nach der wirtschaftlichen und historischen Situation der untersuchten Plätze (vgl. beispielsweise die Fundmünzen des Lagers von Hofheim, die vom Ausgräber selbst bestimmt und ausgewertet wurden: Ritterling 1913, 98–117) von besonderer Bedeutung sind. Um aus dem numismatischen Material eines Fundortes eine objektive Aussagekraft zu gewinnen, mussten jedoch zuerst die jeweiligen Münzfunde mit denen anderer Fundplätze verglichen werden; dazu war eine möglichst umfangreiche Information über die Fundmünzen von anderen Fundorten vonnöten.

Fundnotizen waren bis zu diesem Zeitpunkt jedoch im Hinblick auf die Qualität ihres Informationsgehalts sehr uneinheitlich und wurden oft in weit verstreuten Medien veröffentlicht. Selbst in den Mitteilungsorganen der altertumskundlichen Fachgesellschaften wurden im Verlauf des 19. Jh. nur bei ausgewählten Münzen oder bei kuriosen Fundstellen die näheren Fundumstände – und dann meistens nur großräumig-topographische Angaben zur Fundlage der Münzen – dokumentiert. Symptomatisch für das geringe Interesse der Zeitgenossen an Fundmünzen ist die knappe Auflistung von geographisch geordneten Funden nebst Bemerkung von Julius Friedländer (1813–1884), von 1868 bis 1884 Direktor des Münzkabinetts der Königlichen Museen zu Berlin, in seiner grundlegenden Zusammenstellung der numismatischen Forschungsliteratur: „Funde von römischen Münzen. Nur was ich zufällig bemerkt habe, gesammelt habe ich solche Notizen nicht“ (Friedländer 1885, 385). Erst Theodor Mommsen zeigte die Bedeutung von archäologisch dokumentierten Fundmünzen für die numismatische Forschung in seinen Studien zur Örtlichkeit der Varus-Schlacht (Mommsen 1885) auf.

Die erste systematische Zusammenstellung eines Registers von antiken Fundmünzen in Deutschland können wir im heutigen Baden-Württemberg fassen. Karl Bissinger (1845–1910), Direktor des Reuchlin-Gymnasiums in Pforzheim, legte im Jahre 1889 ein Inventar der ihm bekannten römischen Fundmünzen im Großherzogtum Baden vor (Bissinger 1889a), ein Nachtrag folgte im Jahre 1906 (Bissinger 1906). Noch parallel zur Veröffentlichung seines ersten Fundinventars publizierte Bissinger eine Auswertung der 2642 Fundmünzen mit besonderem Schwerpunkt der Diskussion auf die räumliche Verteilung des Materials (Bissinger 1889b). Auf Anregung von Ludwig Schwabe, dem Direktor des Archäologischen Instituts der Universität Tübingen von 1872–1908, erstellte etwa zeitgleich Wilhelm Nestle

(1865–1959) ein erstes systematisches Fundverzeichnis aller ihm bekannt gewordenen römischen Fundmünzen innerhalb der Grenzen des damaligen Königreichs Württemberg (Nestle 1893). Die dem Inventar beigefügte knappe Auswertung des Gesamtbefundes unterschied bereits nach den Fundgattungen der „Einzel- und Schatzfunde" und widmete sich überdies Fragen nach der Zirkulation des römischen Geldes sowie den Münzfunden im Siedlungskontext (Nestle 1893, 26: „…über die Funde in römischen Gebäuden oder zusammen mit römischen Geräten…"). Eine weitere frühe Initiative zur großräumigen Dokumentation von römischen Fundmünzen ging vom Nordwestdeutschen Verband für Altertumsforschung aus. Im Auftrag des Vereins arbeitete Heinrich Willers (1870–1915) an einem Register der römischen Münzfunde Nordwestdeutschlands (Regling 1921, 140–141). Durch den frühen Tod Willers und die Schwierigkeiten infolge der beiden Weltkriege konnte der Plan einer systematischen Dokumentation aller römischen Fundmünzen im deutschsprachigen Raum jedoch keine konkrete Gestalt gewinnen (Gebhart – Kraft 1960, 7).

Erst nach dem zweiten Weltkrieg erhielt das Anliegen neuen Antrieb. In der Zwischenzeit hatten verschiedene Archäologen und Numismatiker die methodischen Grundlagen für die Dokumentation und Auswertung von Fundmünzen mit wichtigen Arbeiten vorangebracht. Im Jahre 1900 erschien eine Arbeit von besonderem wissenschaftlichem Wert, welche der Auswertungsmöglichkeit von Horten neue Impulse gab: Adrien Blanchet (1866–1957) wertete alle ihm bekannten und registerartig zusammengetragenen römischen Schatzfunde in den gallischen Provinzen aus (Blanchet 1900). Auf Grundlage der von ihm katalogisierten knapp über 860 Horte versuchte er die sogenannten Katastrophenhorizonte mit germanischen Einfällen zu erklären. Sture Bolin (1900–1963) zeigte in seiner Dissertation an der Universität Lund als erster den großen Erkenntnisgewinn auf, wenn die Fundmünzen eines Großraums registerartig erfasst sind und als archäologisches Fundgut ausgewertet werden können. Seine im Original in schwedischer Sprache, später teilweise in deutscher Übersetzung veröffentlichte Studie trug sämtliche ihm bekannten römischen Fundmünzen aus dem Barbaricum zusammen (Bolin 1930). Für die Zwischenkriegszeit ist noch eine besonders einflussreiche Arbeit hervorzuheben: In seiner Studie „Hoards of Roman Coins Found in Britain and a Coin Survey of the Roman Province" trug Harold Mattingly (1884–1964) zur methodischen Schärfung bei der Klassifizierung von Fundkategorien, wie „isolated finds", „site-finds" und „hoards" maßgeblich bei (Mattingly 1932). Bezeichnenderweise erwuchsen die methodischen Gedanken aus einer Ergänzung zu einem Kapitel über Münzfundauswertung in der Monographie „Archaeology of Roman Britain" (Collingwood 1930) des Philosophen und Archäologen Robin George Collingwood (1889–1943). Erst durch das 1953 begründete Projekt „Fundmünzen der Antike" – zunächst bis Ende 1962 in der Staatlichen Münzsammlung in München, im Anschluss daran an der Johann Wolfgang Goethe-Universität in Frankfurt am Main angesiedelt – wurde der Ausgangspunkt für eine kontinuierliche und systematische Erfassung von Münzfunden

geschaffen (R.-Alföldi 2000). Während seines Bestehens von 1953 bis 2010 oblag dem Projekt die Aufgabe, alle antiken Münzen, die auf dem Gebiet der Bundesrepublik Deutschland gefunden wurden, wissenschaftlich zu dokumentieren und zu publizieren. Durch die Bereitstellung des Materials wurden erstmals verlässliche und handliche Grundlagen für eine numismatische, archäologische, historische und wirtschaftsgeschichtliche Auswertung geschaffen, welche in der Begründung der Reihe „Studien zu Fundmünzen der Antike“ (SFMA) mündete. Der wissenschaftliche Erfolg des Projekts hatte internationale Signalwirkung und führte bald zur Übernahme der Ziele und der Systematik in europäischen Nachbarländern.

So festigte sich ab der Mitte des 20. Jh. in der numismatischen Forschung jene Strömung, welche die althistorische Tradition, Münzen in ihrer primären Bedeutung als Geld zu studieren, mit der archäologischen Dokumentation von Münzen verknüpfte. Diese gemeinhin als Fundnumismatik bezeichnete Richtung stellte erstmals Standards auf, um die Information über Münzfunde einheitlich zu dokumentieren, und entwickelte Methoden und Konzepte, um die Bedeutung von Münzfunden für die Antike zu erforschen (R.-Alföldi 1999). Interessanterweise spiegeln sich die beiden Entwicklungsstränge in der Praxis der aktuellen universitären Ausbildung wider, wo Numismatik an althistorischen oder archäologischen Einrichtungen gelehrt wird. Doch auch diese Hinwendung der Erforschung von Fundmünzen zu Fragen der Geldgeschichte zielte nicht auf die Objekte in ihrem archäologischen Kontext ab, sondern untersuchte vorwiegend aus makrohistorischer Perspektive die chronologische Entwicklung des Geldumlaufs in der historischen Wechselwirkung mit dem jeweiligen politisch-wirtschaftlichen Umfeld. Erst die keltische Numismatik mit ihrer institutionellen Nähe zur archäologischen Feldforschung und den methodischen Einflüssen aus der angelsächsischen Prähistorie wandte sich etwa ab dem letzten Drittel des 20. Jh. in der methodischen Auseinandersetzung mit ihrem Quellenmaterial intensiv dem archäologischen Kontext zu (vgl. Haselgrove 1987). Der Impetus zu einer schwerpunktmäßig archäologischen Erforschung des Kulturgutes Geld erfolgte in der eisenzeitlichen Archäologie vordergründig aufgrund der fehlenden schriftlichen Überlieferung in europäischen eisenzeitlichen Kulturen, um Fragen nach der Funktion und Bedeutung der keltischen Münzen zu beantworten (Haselgrove – Wigg-Wolf 2005). Nicht zuletzt bedingt durch die Entwicklung eines kontextuellen Ansatzes in der Römischen Archäologie (Hingley – Willis 2007) öffnete sich auch die römische Numismatik in den letzten 15 Jahren vorsichtig diesem neuen Zugang. Ausgehend von einer intensiven Auseinandersetzung mit dem archäologischen Befund haben zuletzt verschiedene Untersuchungen von römischen Fundplätzen aufgezeigt, dass nur durch das Studium der Münzen in ihrem archäologischen Kontext Fragen nach der Genese des Fundanfalls und der einstigen Funktion der Objekte zu beantworten sind.

Disziplin (Römisch)	**Beiträge**	**Disziplin (Griechisch)**	**Beiträge**
Roman Archaeology	21.988 (78 %)	Greek Archaeology	6.096 (22 %)
Roman History	15.531 (63 %)	Ancient Greek History	9.299 (37 %)

Abb. 1 Beiträge („papers“) zu den Disziplinen „Roman Archaeology“, „Greek Archaeology“, „Roman History“ und „Ancient Greek History“ bei Academia.edu (<http://www.academia.edu/>) (18.02.2017).

Allerdings blieb dieser jüngste Ansatz bislang auf die römische Numismatik beschränkt, in der antiken griechischen Numismatik erfolgt die Erforschung von Münze und Geld aus archäologischer Perspektive in viel geringerem Umfang. Hier stehen weiterhin vermehrt wirtschaftshistorische und typologische Fragestellungen im Focus der Forschung (siehe den Überblick bei Arnold-Biucchi – Caccamo Caltabiano 2015). Dafür gibt es mehrere Gründe: An Universitäten, Museen und anderen akademischen Forschungseinrichtungen nimmt römische Numismatik weltweit einen viel breiteren Raum ein als die griechische Numismatik. Die größere Anzahl an Wissenschaftlern und Forschungsprojekten, die sich mit den Münzen der römischen Zeit auseinandersetzen, schlägt sich in einer gegenüber der griechischen Numismatik höheren Publikationsdichte nieder. Als zusätzlicher Multiplikator trägt überdies die Forschung zur römischen Welt in benachbarten altertumswissenschaftlichen Disziplinen bei (Abb. 1). Daneben ist noch ein weiterer Faktor zu benennen, welcher der Erforschung des römischen Geldes methodische Vorteile verschafft. Dabei handelt es sich um die geographische Einbettung der römischen Kultur im westlichen Mittelmeerraum und in Nordwesteuropa. Gerade in diesen Ländern wird die Römische Archäologie in universitärer Forschung und in der Bodendenkmalpflege traditionell stark gepflegt. Besonders in Nordwesteuropa wurden seit der zweiten Hälfte des 20. Jh. durch verschiedene nationale Langzeitprojekte intensive Anstrengungen unternommen, um die numismatischen Territorialfunde systematisch in Fundcorpora zusammenzuführen und eine überregionale Vergleichbarkeit von Funden zu ermöglichen. Als Beispiel dafür stehen die Fundmünzenprojekte in Deutschland, Italien, Kroatien, Luxemburg, Niederlande, Österreich und Ungarn. In den letzten Jahren gingen nationale Fundregister mit ihren Daten in elektronisches Format über. Die umfangreichste Quelle für numismatische Funde ist heute die Datenbank des „Portable Antiquities Scheme“[1], welches aktuell über 286000 römische Fundmünzen aus England und Wales dokumentiert. Da im östlichen und südlichen Mittelmeerraum kaum landesweite Fundinventare eingerichtet sind und eine zentrale Erfassung und Dokumentation von Einzelfunden nicht in gleichem Maße entwickelt ist wie in Westeuropa (mit Ausnahme der umfänglichen Fundmünzendokumentation der Israel Antiquities Authority), stellen dort weiterhin Horte die

[1] <http://finds.org.uk/database> (05.03.2021).

wichtigste Grundlage für eine – großräumige oder diachrone – Analyse von Fundmünzen (vgl. Duyrat – Grandjean 2016). Dieser Umstand hat zwangsläufig Einfluss auf den Einsatz der Methoden und Theorien in der Erforschung des Mediums Münze.

Trotz der schrittweisen Annäherung der internationalen römerzeitlichen Fundmünzenauswertung an die archäologische Feldforschung in den letzten Jahren (siehe die Zusammenfassung des *status quo* bei von Kaenel – Kemmers 2009), liegt der Schwerpunkt der numismatischen Forschung weiterhin in einem makrohistorischen Zugang an das Material. Methodisch stehen diese Untersuchungen in der Tradition von Verfahren, die Münzen vordergründig als Quelle für das Studium einer wirtschaftshistorischen Entwicklung betrachten und die Fundmünzen eines Platzes meist in Form einer Münzreihe – ohne Berücksichtigung der jeweiligen Befunde – nutzbar machen (siehe dazu die Diskussion bei Krmnicek – Kortüm 2016). Trotz des unbestrittenen Erkenntnisgewinns dieses konzeptionellen Zugangs müssen wir uns dessen bewusst sein, dass Münzreihen niemals die Vielfalt und Individualität des einstigen Umgangs mit Münzen wiedergeben können, sondern bloß eine verzerrte Perspektive vergangener Verhältnisse projizieren. Die Vorstellung, mit naturwissenschaftlich-mathematischen Methoden objektive „Fakten“ herzustellen, erinnert stark an das Denkmuster der „New Archaeology“. Zu Recht wurde dieser Methode entgegengehalten, dass die Grundlagen für statistisch belastbare Aussagen in der Fundnumismatik nur in den seltensten Fällen gegeben sind. Somit stellt jede Zusammenstellung einer Münzreihe aus den Fundmünzen eines Platzes immer nur ein selektives und künstliches Konstrukt dar, welches die individuellen Dynamiken der antiken Alltagsrealität nicht abzubilden vermag. Stattdessen impliziert eine Münzreihe das Produkt eines theoretischen Idealzustands bestehend aus gleichbleibender Gelddecke, eines ständigen Zuflusses neu geprägten Geldes und eines gleichmäßigen und repräsentativen Verlusts von Münzen. Das Modell der Münzreihe negiert zudem die unterschiedlichen Qualitäten antiker Handlungen und nivelliert alle Aktionen auf die gleiche Bedeutungsebene. In der Alltagsrealität stellt jedoch jeder einzelne Verlust einer Münze das Ergebnis einer individuellen Handlung eines antiken Akteurs dar und ist von unterschiedlichem Bedeutungsgehalt. Die Methoden eines kontextuellen Ansatzes versuchen dagegen durch die ganzheitliche mikrohistorische Betrachtung des archäologischen Befundes genau diese Fragstellungen – Gebrauch und Funktion der Objekte zu bestimmten Situationen – zu beantworten. Denn erst durch die Erforschung von Fundmünzen in ihren einstigen funktionalen Zusammenhängen bzw. durch die Erforschung der archäologischen Befunde, in denen Münzen eingebettet waren, kann aufgezeigt werden, wie Menschen mit Objekten interagierten und welche Bedeutung diese dem Umgang mit Münzen in bestimmten Situationen beimaßen.

	Alte Geschichte	**Archäologie**	
Quelle	Sammlungsmünzen	Fundmünzen	Fundmünzen
Fokus	Schriftquellen	Befund	Befund
Methode	makrohistorisch	makrohistorisch	mikrohistorisch
Richtung	Geldgeschichte	Fundnumismatik	Kontextuelle Numismatik

Abb. 2 Schematische und stark vereinfachte Darstellung der unterschiedlichen Konzepte in der Erforschung von antiken (römischen) Münzen (ohne Berücksichtigung des ikonographischen und philologischen Zugangs).

So liegen der Numismatik in ihrer gegenwärtigen Form zwei epistemologische Konzepte (Abb. 2) zugrunde: Auf der einen Seite ist dies das im Rahmen einer althistorischen Forschung eingebettete Verständnis. Dabei werden Münzen in Übereinstimmung mit der literarischen Überlieferung analysiert und vordergründig deren Ikonographie bzw. deren monetäre Funktion im historischen Kontext untersucht. Diese Forschung betrachtet das Objekt vornehmlich in seiner Entstehung und in seiner Einordnung in Zeit und Raum. Einen anderen Weg schlägt die mit der Archäologie verbundene Ausrichtung des Faches Numismatik ein. Hier wird das Objekte auf Grundlage seiner gesamten dinglichen Überlieferung, der „greifbaren" archäologischen Befundsituation, im Gegensatz zum abstrakten Rahmen der althistorisch-literaturorientierten Forschung, untersucht. Dabei variiert die Intensität der Verknüpfung von Befund und Fund in der Auswertung je nach Studie und Autor. Die Fundnumismatik arbeitet bei ihrer üblicherweise großräumig vergleichenden Auswertung von Funden generell auf einer Makroebene ohne detaillierte Aufnahme des einzelnen individuellen archäologischen Befundes. Mehrere Studien haben jedoch zuletzt gezeigt, wie durch eine Auseinandersetzung mit dem individuellen Schicksal der Münzen im archäologischen Befund eine Vielzahl von komplexen Wechselbeziehungen, mit denen das Objekt verwoben war, herausgearbeitet werden können. Exemplarisch für diesen „kontextuellen Ansatz" sind die Untersuchungen zu den römischen Siedlungen Augst (Peter 1996), Reims (Doyen 2007), Magdalensberg (Krmnicek 2010) und Rouen (Chameroy 2013), dem Heiligtum am Martberg bei Pommern (Nüsse 2013), dem römischen Legionslager von Nijmegen (Kemmers 2006) und die die Thematik aus verschiedenen Perspektiven behandelnde jüngsten Sammelbände zu Münzen im archäologischen Kontext (von Kaenel – Kemmers 2009; Krmnicek – Chameroy 2019; Frey-Kupper et al. 2019).

Nicht von ungefähr ist innerhalb der Fundnumismatik in den letzten Jahren das Schlüsselwort „Kontext" in den Vordergrund gerückt worden, anhand dessen sich

diese jüngste methodische Neuausrichtung zunehmend identifiziert – vgl. etwa den Begriff „Kontext“ im Titel numismatischer Publikationen (Leins 2007; von Kaenel – Kemmers 2009; Frey-Kupper et al. 2019) und wissenschaftlicher Veranstaltungen (Sektion „Contextual Numismatics: New Perspectives and Interdisciplinary Methodologies“ im Rahmen des 110th Annual Meeting of the Archaeological Institute of America, Philadelphia, 8.–11. Januar 2009; Tagung „Contextes et contextualisation de trouvailles monétaires“ der Schweizerischen Arbeitsgemeinschaft für Fundmünzen, Genf, 5.–7. März 2010, etc.). Als Kontext, bzw. archäologisch-befundorientierter Zugang, ist hier die das Objekt umgebende Welt zu begreifen, mit der dieses in wechselseitiger Beziehung steht (vgl. auch die Diskussion bei Johnsen – Olsen 1992). Auch in benachbarten Fächern der klassischen Altertumswissenschaften erfuhren kontextuelle Ansätze, die eine „ganzheitliche“ Beobachtung ihrer Quellen (meist materiellen Charakters) anstreben, starken Zuspruch (Hingley – Willis 2007). Eine solche Änderung des Blickwinkels führt in der Regel zu einer kritischen Überprüfung der bisher üblichen Fragestellung, welche an das zu untersuchende Material gerichtet wird.

Mensch statt Ding

Auch in der aktuellen Forschungsdebatte wird zu präzisieren sein, welches Ziel mithilfe der Ausrichtung einer „kontextuellen Numismatik“ verfolgt werden soll. Will man mehr über die Objekte selbst erfahren oder mehr über die Wechselbeziehung zwischen Objekten und Menschen in ihrer einstigen Lebenswelt? Vermutlich bündelt sich das Interesse aus Sicht der kontextuellen Forschung um letztgenannten Aspekt. Man will schließlich verstehen, warum Münzen an diesem oder jenem Platz bewusst oder unbewusst niedergelegt wurden, warum sich bestimmte Münztypen dafür anboten (und andere nicht), und warum Münzen und nicht andere Dinge für die entsprechende Handlung herangezogen wurden. In all diesen willkürlich gewählten und bewusst abstrakt formulierten Beispielen aus der Praxis der numismatischen Forschung tritt ein Element als gemeinsame Konstante deutlich hervor: Menschliches Handeln (in der Definition nach Max Weber als ein sinnhaftes Tun: Hirschauer 2014). Demzufolge ließe sich materielle Kultur als das Resultat aktiven menschlichen Verhaltens zur Umwelt deuten. Gleichermaßen beschreibt die moderne Verhaltensbiologie menschliches Verhalten, nämlich im Bezug auf dessen Konsequenzen (Kappeler 2009, 16). Ist daher die Erforschung „des menschlichen Gebrauchs und Umgangs mit Münzen in individueller Situation“ als Hauptziel einer kontextorientierten Numismatik zu definieren? Die Verlagerung der Perspektive vom einzelnen Ding als Objekt zum Menschen als Objekt um dadurch wiederum die dinglichen Objekte in ihrem wechselseitigen Bezug zu den menschlichen Akteuren besser zu verstehen, könnte der numismatischen Forschung wichtige Impulse geben.

In der englischsprachigen Archäologie erfolgte unter dem Einfluss soziologischer und anthropologischer Modelle bereits eine vermehrte Zuwendung des Forschungsfokus auf den Menschen und seine bewussten und unbewussten Handlungsmöglichkeiten verbunden mit der Frage, wie diese im archäologischen Befund zu erkennen seien. Die heterogenen Ansätze in der Erklärung des Gesamtphänomens sowie die unterschiedlichen Methoden deren Erforschung werden unter dem Begriff „Agency" zusammengefasst (z. B. Dobres – Robb 2000; Gardner 2008; Robb 2010). Gemeinsam ist den verschiedenen Zugängen die Frage, in welchem Verhältnis das individuelle menschliche Handeln zur gesamten Struktur steht, innerhalb deren das Handeln eingebettet ist, und in welcher Weise Struktur und Handeln einander behindern, beeinflussen oder ob Eines das Andere sogar aktiv mitgestaltet. Dieser methodische Ansatz geht überdies davon aus, dass die jeweiligen dinglichen Objekte nicht bloß als passive Elemente verstanden werden sollten, die erst durch den Gebrauch des Menschen mit Bedeutung aufgeladen werden, sondern hebt ebenso deren aktive Rolle hervor, die diese je nach Kontext gegenüber dem Menschen einnehmen können (vgl. zur Wirkmächtigkeit der „Agency" von Objekten gegenüber dem Menschen in Fallstudien zur „Romanisierung" Britanniens bei Gosden 2005). Die Betonung des Menschen als soziales Wesen in seinen sozialen Beziehungen und Rollen bildet dabei die Grundlage für das Verhältnis von Handeln und Struktur (Dobres – Robb 2000; Knapp – van Dommelen 2008).

Für die praktische Anwendung in der Archäologie hat sich neben der Untersuchung sozialer Beziehungen auch als vorteilhaft erwiesen, den individuellen Moment des Handelns in den Mittelpunkt der Untersuchung zu rücken. Damit erhält die mikroperspektivische Sicht auf das handelnde Individuum besondere Bedeutung, da nur anhand dessen individuelle Handlungsräume und eventuell situationsbedingte menschliche Wahrnehmungen aufgezeigt werden können. Für eine kontextuelle Numismatik ist diese theoretische Diskussion sowie deren praktische Anwendung von großem Nutzen, da sie aufzeigt, welcher Weg näher an den einstigen Benutzer, seinen individuellen Gebrauch von Münze und Geld und an die Dynamik der wechselseitigen Beziehung zwischen Ding und Mensch heranführen kann (für einen vergleichbaren Ansatz in der anthropologischen Keramikforschung, siehe die Fallstudien bei Crown 2007). Eine kritische Auseinandersetzung mit der Numismatik nach dem Muster der „Agency" hilft auch sich der Schieflage hinsichtlich des methodischen Zugangs an das Material bewusst zu werden: Die Konstruktion der Antike in der numismatischen Forschung, ganz gleich ob in althistorischer Tradition oder mit archäologischem Bezug, ist von einem unbewussten strukturverhafteten Systemverständnis geleitet. Das Konzept des „antiken Geld- bzw. Münzumlaufs" darf als Paradebeispiel für ein solches Wissenschaftsverständnis strukturalistischer Prägung gelten. Durch die Herausarbeitung von abstrakten Mechanismen, die eine Zirkulation in ausgesuchter Zeit und Raum bedingt hätten, wird eine Struktur relativ kritiklos über den Menschen und sein Handeln als Individuum und Mitproduzenten

von Strukturen gestellt (vgl. dazu die Kritik bei Giddens 1984); der einzelne Mensch als individueller Akteur tritt in den Studien selber nicht mehr aktiv in Erscheinung. Eine Erklärung dafür findet sich, um beim Beispiel des Münzumlaufs zu bleiben, in der Bearbeitungsebene der Fundmünzenauswertung. Wie bereits eingangs erwähnt, liegt die Perspektive der Fundmünzennumismatik (oftmals in Ermangelung archäologischer Detailinformation) vorwiegend in der makroskopischen Ebene der Befundsichtung, die das situationsbedingt Individuelle des menschlichen Handelns nicht mehr beleuchten kann. Doch auch kleinräumige Studien zu einzelnen Plätzen mit guter archäologischer Dokumentation münden überwiegend im Aufzeigen von Strukturen, statt dass die Ergebnisse individueller Handlungen herausgearbeitet würden.

Die Wahrnehmung von antiken Münzen in der Bedeutung ausschließlich als Geld – im Sinne moderner westlicher ökonomisch-monetärer Funktion – trägt zu der Situation ebenfalls ihren Teil bei; gilt doch im allgemeinen zeitgenössischen Denken die (Eigen-)Dynamik des Geldverkehrs von den strukturellen Faktoren des Marktes und weniger vom einzelnen Individuum abhängig. Diese Auffassung wird zusätzlich durch die Aneignung eines Verständnisses von historischen Abläufen als Geschehnisse in langen Zeitrahmen verstärkt (die lange Dauer von archäologischen Quasi-Ereignissen könnte man mit Paul Ricoeur als kinematographischen Zeitraffereffekt bezeichnen, siehe Wiedemann 2017). In solcher Sichtweise werden die individuellen Einzelmomente des Münzumlaufs und des Geldverkehrs relativ kritiklos als ein Ereignis zusammengeschmolzen, das sich in der Realität jedoch auch über mehrere Dekaden erstrecken konnte. Diese Auffassung einer langen Dauer von historischen Momenten ist geradezu prädestiniert, um einem strukturellen Verständnis Vorschub zu leisten. Unter diesen Rahmenbedingungen erfolgt die Auswertung der materiellen Hinterlassenschaft in einem Kreislauf, der wesentlichen Einfluss auf die Erkenntnismöglichkeiten des Faches nimmt. Die Methode aus der Praxis der Fundmünzenauswertung des „Vergleichens von Schatzfunden“ lässt sich als passendes Beispiel anführen, um weitere Implikationen eines strukturellen Systemverständnisses aufzuzeigen: Bei dieser Methode werden Hypothesen zum Gesamtkonzept des einstigen Geldumlaufs auf Grundlage von einzelnen Teilen des einstigen Ganzen (im Grunde einzelne „Schatzfunde“) erstellt, im Bewusstsein, dass nur ein Bruchteil des einstigen Ganzen für die Interpretation zur Verfügung steht. Alle Interpretationen sind jedoch ausschließlich auf einer Repräsentativität der Quellen begründet, welche sich ihrerseits in jeder Situation, bei jedem neuen Materialzuwachs, jeder neuen Ausgrabung, bei jedem neuen Fund von neuem konstituiert. Die gängige Überzeugung, dass sich das Ganze dennoch verstehen und erklären lässt, wenn nur die einzelnen Bestandteile davon bestens bekannt seien und ausreichend zur Verfügung stünden, spiegelt ein ausgeprägt reduktionistisches Wissenschaftsverständnis wider. Abgesehen davon sind strukturverhaftete Vorstellungen, wie beispielsweise das vermeintlich exakte Wissen zum „antiken Geld- und Münzumlauf“, bzw. dessen

Konstruktion, meist einem modernen westlichen, ökonomisch geprägten Denken geschuldet, während das Untersuchungsfeld für die vergangene Realität und deren Menschen keine annähernd gleiche Bedeutung aufweist. Geldumlauf, Prägeabfolge, Datierung u. ä. sind demnach die Untersuchungsfelder, die auf die materielle Hinterlassenschaft übertragen werden. Für eine Bewertung der einstigen Bedeutung und dem Gebrauch im kulturellen, sozialen und mentalen Kontext der antiken Benutzer waren Fragen nach der Prägeabfolge oder der Datierung von Münzen wohl nicht von sonderlichem Interesse – sofern der antiken Durchschnittsbenutzer von Münzen überhaupt jemals an diese Fragen dachte. Für uns dagegen bieten diese Fragen, auch wenn ihr Inhalt in der modernen politischen und intellektuellen Kultur unserer Gegenwart eingebettet ist, die Möglichkeit den einfachsten Zugang an das Unbekannte (der Vergangenheit) zu eröffnen.

Eine auf die Wechselwirkung zwischen handelnden Menschen und Objekten orientierte Ausrichtung böte sich aufgrund mehrerer Faktoren jedoch ganz besonders an. Kaum ein anderes archäologisches Zeugnis verfügt aufgrund der Schriftlichkeit, Bildlichkeit und materiellen Beschaffenheit in Einem über einen derartigen polysemen Charakter, wie Münzen. Die vielschichtigen Facetten von Dinglichkeit liefern ebenso viele Variationsmöglichkeiten des menschlichen Gebrauchs und Umgang mit diesen Objekten, sowie diese ihrerseits wie kaum ein anderes Objekt aufgrund ihrer besonderen Eigenschaften die Menschen in deren Gebrauch beeinflussen. Wege, wie der Mensch in seinem Handeln und Denken in Bezug zu seiner dinglichen Umwelt untersucht werden kann, sind bereits in benachbarten Fachdisziplinen aufgezeigt worden: In der Geschichtswissenschaften bietet die Historische Anthropologie viele Anknüpfungspunkte für eine intensive Auseinandersetzung aus der Perspektive einer kontextuellen Numismatik, auch wenn diese methodische Richtung vorwiegend aus der Erforschung der frühen Neuzeit hervorgegangen ist und damit über eine gänzlich andere Beschaffenheit und Qualität ihres Quellenmaterials, nämlich überwiegend Schriftquellen, verfügt.

In der historischen Anthropologie steht ebenfalls der Mensch als Akteur mit seinem Handeln und Denken im Mittelpunkt der historischen Untersuchung, nicht eine subjektlose Prozess- oder Strukturanalyse (vgl. den Überblick bei van Dülmen 2001; Winterling 2006). Auch hier tritt analog zur befundorientierten Archäologie der „Agency“ – aufgrund der unterschiedlichen Aussagekraft der eigenen Quellen zum Mensch als soziales Wesen – besonders die Mikroebene gegenüber einer makroskopischen Perspektive in den Vordergrund: Ereignisse im Kleinen und individuelle Situationen mit Blick „von unten“ (vgl. dazu bes. Medick 1984) anstatt strukturelle historische Gesamtentwicklungen stehen im Mittelpunkt des Interesses, um die Blindheit der Geschichtswissenschaft für den subjektiven Akteur der Geschichte zu korrigieren. Die historische Anthropologie hat jedoch auch erkannt, dass sie ihre Erkenntnisfähigkeit verlieren würde, wenn der Blick ausschließlich auf einen

Ausschnitt des Ganzen ohne Rücksichtnahme auf das Gesamtsystem fokussiert und der Konstruktionscharakter des eigenen Schaffens nicht ständig kritisch reflektiert würde (Raphael 2003, 228–231). Die Wege, eine Synthese zwischen Mikro- und Makroperspektive zu bilden, ohne das Eine mit dem Anderen zu erklären, sondern als Nebeneinander von heterogenen Quellen zu verstehen und entsprechend zu nutzen (vgl. dazu die Beobachtungen für die *landscape archaeology* bei Chadwick 2013), sollten einer kontextuellen Numismatik bei der weiteren Entwicklung eigener Methoden von Nutzen sein (vgl. die Verknüpfung des methodischen Ansatzes der Historischen Anthropologie mit archäologischer Feldforschung bei Burström et al. 2009).

Praktische Anwendung

Will man der kontextuellen Numismatik mit der hier definierten Zielsetzung folgen, so muss daran erinnert werden, in welchem Rahmen Erkenntnis überhaupt zu gewinnen ist. Gerade eine kontextorientierte Numismatik, die sich als ein Teil der Archäologie verstehen wird, sollte sich ihrer Möglichkeiten und Grenzen umso mehr bewusst sein. Die Verlockung ist groß, durch die Verfügbarkeit vermeintlich objektiver, empirisch deutbarer Befunde eine Sinnhaftigkeit der Quellen in der vergangenen Lebenswelt zu konstruieren. Woher wissen wir, ob Zusammenhänge zum Zeitpunkt ihrer Entstehung so funktionierten und Sinn machten, wie wir es in der Gegenwart erkennen wollen? Die Geschichtswissenschaft hat die Gefahr erkannt, dass in historisch orientierten Disziplinen die Quellen (in unserem Fall die materielle Hinterlassenschaft) in ihrem Zusammenhang meist so betrachtet werden, also ob sie in dieser Konstellation im zeitgenössischen Jetzt sinnvoll gewesen seien (Welzer 2005, 32–33). Woran liegt es, dass wir verleitet sind, nachträglich auf einen sinnentleerten Kontext, verursacht durch willkürliches, oder geradezu „sinnloses" menschliches Handeln, sinnhaftes Verhalten zu projizieren? Zum Einen, weil wir nur die Konsequenzen aus sinnhaftem, als Ergebnis eines mentalen Prozesses verursachten, und regelhaften menschlichem Handeln im Rahmen unserer interpretativen Möglichkeiten erkennen können. Eine andere Voraussetzung dafür ist, dass wir aufgrund unserer eigenen Definition gezwungen sind, zwei Bezugsysteme miteinander zu verschränken: Vergangenes dynamisches menschliches Handeln und vorhandenen statischen Befund, um anhand des statischen Befundes einstige Dynamik interpretativ zu erschließen. Hinzu kommt, dass menschliches Denken unwillkürlich vielfach dazu neigt, Muster und Regelmäßigkeiten in der umgebenden Welt zu erkennen, selbst dann, wenn es diese nicht gibt, sondern nur Ergebnisse des mathematisch begründbaren Zufalls sind (vgl. Mérő 2002, 334–338). So liegt der Trugschluss nahe, vordergründig anhand des Befundes, und seiner scheinbaren Objektivität, Regelmäßigkeiten des Befundes selbst, und infolgedessen auch des menschlichen Handelns, zu deuten. Die Entscheidung hängt unmittelbar von den

Methoden ab, mit denen bestimmt wird, ob das Auftreten von Münzen in gewissen Befunden als ein regelmäßiges Phänomen zu deuten ist, oder nicht.

In die gleiche Richtung zielt die von Matthias Pfisterer anhand eines konkreten Beispiels aufgeworfene Frage, ob typologisch aufgrund der Nominalzusammensetzung und chronologisch stark von der Gesamtstruktur eines Hortes abweichende Münzen in eben diesen „Schätzen" als besonderes Phänomen zu begreifen sind (Pfisterer 2008). Das Muster der als „irrational zusammengesetzte Schätze" bezeichneten Befunde römischer Zeitstellung wird bei Pfisterer als ein menschliches Verhalten analog zum zeitgleichen Ritus der Münzbeigabe zu Toten interpretiert. Indem er den Mensch als Akteur und seine mentalen Prozesse in den Mittelpunkt der Untersuchung rückt, kann Pfisterer das Potential kulturanthropologischer Ansätze für die Numismatik andeuten. Der Bezugsrahmen seiner interdisziplinär angelegten Studie liegt jedoch nicht auf der Ebene des „kontextuellen" archäologischen Ansatzes, sondern geht von einem makroskopisch-komparativen Blickwinkel, ähnlich den fundnumismatischen Studien zur Schatzfundevidenz, aus. Dadurch wird den von ihm gesammelten Befunde jede weitere Aussagekraft geraubt. Es zeigt sich, dass die Wahl der Perspektive, ob Mikro- oder Makroebene, die Möglichkeiten des Erkenntnisgewinns maßgeblich steuert.

Mit der Hervorhebung von materieller Kultur als Resultat (und Teil des) menschlichen Handelns könnte der numismatische Methodenkanon um die Paradigmen der zeitgenössischen Archäologie gedeihlich erweitert werden. Bislang finden jedoch selbst in kontextuellen Ansätzen weiterhin Zuweisungen, Prämissen und Annahmen weiter ihre Anwendung, ohne dass deren Relevanz für die erkenntnistheoretischen Rahmenbedingungen einer „kontextuellen Numismatik" kritisch hinterfragt wird. Um der vorrangigen Zielsetzung gerecht zu werden und Kenntnis von der Bedeutung und dem Gebrauch von Münzen im menschlichen Handeln zu erlangen, benötigt die Numismatik eine methodisch adäquate Definition und Systematik ihrer Quellenerschließung. Es darf bezweifelt werden, dass die gängigen Konzepte „Schatz", „Hort" oder „Börse" sowie die damit verbundenen Definitionen und Bedeutungsmuster dem Anspruch einer „kontextuellen Numismatik" genügen. In der numismatischen Forschung werden diese Kategorien gemeinhin unter Bezugnahme direkt auf den vermeintlich genau definierbaren einstigen funktionalen Kontext verstanden. Ein Fund von Münzen, der etwa als Börse definiert wird, vermittelt die vermeintlich einstige Funktion der Münzen als Börseninhalt. Genauso verhält es sich bei Schätzen und Horten, ohne dass der individuelle Charakter der Befundsituation zur Geltung käme. Die konventionelle Benennung von Fundmünzen direkt nach dem einstigen Funktionszusammenhang beruht somit auf einer vordefinierten Deutung des Kontextes. Die individuellen Konditionen eines Fundes werden dabei zugunsten eng begrenzter funktionaler Muster, nach denen die Münzen konzeptualisiert werden, zurückgestellt. Dazu zählen auch Fundgruppen, für die beispielsweise

mit der Bezeichnung „banking resource“ oder „hoard, which was lost rather than deliberately concealed“ versucht wurde, neue, direkt in Bezug auf den vermeintlichen Funktionalitätszusammenhang stehende Kategorien zu kreieren (Johns 1996, 13–15; ebenso Haupt 2001, 13–15; 85; dagegen die Einwände von Guest 2005; zuletzt neue Kategorien bei Thüry 2016; mit Kritik gegen eine Konstruktion eines artifiziellen Systems, das den einstigen Realitäten nie gerecht wird, bereits Backendorf 1998, 16).

Es ist generell zu hinterfragen, ob es für die Deutung und Interpretation eines Befundes von Nutzen ist, vielschichtige vergangene lebensweltliche Phänomene mithilfe rezenter, einheitlich definierter Schemata zu systematisieren, in welchen die Vielschichtigkeit der einstigen Realität nicht zur Geltung gebracht wird. Beginnend mit den einstigen Benutzern der Münzen, die diese möglicherweise nach ihren individuellen Bedürfnissen und Möglichkeiten ausgewählt haben, über die mikro- und makroökonomische Rahmenbedingungen (Lockyear 2007, 21–28) bis hin zu den sozialen Bedingungen und den jeweiligen historischen und geistig-kulturellen Vorgaben und Zwängen im Gebrauch der Objekte stehen darüber hinaus viele heute nicht mehr feststellbare Faktoren im Raum, die vor einer durch den modernen Betrachter zu einfachen und schablonenhaften Deutung der antiken Umstände mahnen (Noeske 2008, 122–123; siehe auch Görmer 2008). Ein weiterer Nachteil der herkömmlichen Bezeichnungen ist, dass die konventionellen Begrifflichkeiten bereits vorweg eine vermeintliche Kenntnis der einstigen Absicht im Umgang mit den Münzen evozieren: Ein „Schatz“ oder „Hort“ wird für Gewöhnlich – sei es in ritueller oder ökonomischer Absicht und unabhängig von reversibler oder irreversibler Niederlegungsabsicht – als intentionell deponiert erachtet, während Börsen andererseits zumeist als unbeabsichtigte Verluste gelten. Durch diese simplifizierende Darstellung wird die Komplexität der realen Welt auf eine kanonische Systematik reduziert (vgl. Veit 2003, 466–468). Durch die Anwendung der herkömmlichen Konzepte wird der Zustand eines Befundes, so wie er vor der archäologischen Interpretation an sich „ist“, dahingehend modifiziert, als dass vielschichtige Phänomene als eindeutige Kategorien konstruiert werden. Implizit stattet diese Methode den Befund, den es im Grunde für die Deutung zu erschließen gilt, vorweg mit der Illusion einer wahren Realität – „wie es war“ – aus. Das ist jedoch ein Widerspruch (in der gleichen Stoßrichtung die Forderung nach einem befundorientiert-kontextuellen Zugang beim Studium von *hoards*, siehe Guest 2015). Die Genese der Modelle Schatz, Hort oder Börse ist in einer numismatischen Tradition ohne direkten archäologischen Bezug der Objekte begründet. Im diesem Rahmen haben sie sich bisher als brauchbare Hilfsmittel erwiesen. Für eine kontextuelle Numismatik, die den Anspruch einer „objektiven“ Erforschung des „Gebrauchs von Münzen durch den antiken Menschen in bestimmten Situationen“ haben sollte, mögen diese Konzepte nicht mehr genügen.

Dagegen bietet die Bezugnahme ausschließlich auf den archäologischen Befund in Form seines rezent überlieferten Zustandes eine Möglichkeit, dem Gebrauch der Konzepte Schatz, Hort und dergleichen zu entgehen und dennoch die einstige Funktion und den Gebrauch der numismatischen Objekte zu diskutieren. Ähnliche Forderungen nach einer konsequent befundorientierten Archäologie wurden bereits in der Klassischen Archäologie formuliert (Lang 2002, 24–27; Altekamp 2004), die ihrerseits ebenfalls mehrheitlich einem Methodenkanon anhängt, der dem der Numismatik in seiner Genese und Konzeption gleicht. Aufgrund des Charakters von Münzen und ihrer vielfältigen Gebrauchs- und Funktionsmöglichkeiten für den Menschen muss eine möglichst neutrale Methode angewandt werden, die in ihrer Anwendung nicht bloß durch die Gegebenheiten der Fundverhältnisse oder die archäologischen Rahmenbedingungen der Fundumstände definiert ist. So ließen sich beispielsweise die numismatischen Funde neutral nach der Art der gegenwärtigen Befundsituation anstatt direkt nach ihrer vermeintlichen einstigen Funktionalität beschreiben (vgl. Krmnicek 2010, 25–28; mit einer theoretischen Erweiterung um die Interpretation von Funden als dynamischer Prozess: Wigg-Wolf 2019) um die oben beschriebenen methodischen Grenzen eng vordefinierter Quellengattungen zu überwinden. Die Trennung der Quellen erfolgt somit ausschließlich auf Grundlage des rezent überlieferten „neutralen“ Zustand des archäologischen Befundes, welcher von allen Unterscheidungsmerkmalen als das noch „am ehesten objektive“ Kriterium gelten kann. Dabei werden jene numismatischen Funde, für die der rezente archäologische Befund keine Aufschlüsse über den Quellencharakter geben kann, von denen unterschieden, für die der rezente archäologische Befund Aufschlüsse über den Quellencharakter liefern kann – eine ähnliche Argumentationsführung für die Definition von Funden über das Herausarbeiten eines „archäologischen Musters“ ist in der prähistorischen Archäologie vorgestellt worden (Hansen 2002, 95). Damit ist gemeint, ob die Befundsituation einstiges Handeln und den Umgang des Menschen mit den Objekten erschließen kann, oder nicht. Das Kriterium zur Zuweisung einer Quellengattung verschiebt sich damit von der funktionalen Deutung des Befundes zur Ebene der generellen Erkenntnismöglichkeit eines Befundes. Die archäologische Interpretation der jeweiligen Fundumstände und Fundverhältnisse der entsprechenden Münzen und deren numismatische Deutung in ihrem geldgeschichtlichen und monetären Kontext bilden dabei die entscheidenden Indizien für die Klassifikation. Dabei wird meist die Merkwürdigkeit des Platzes, welche ihrerseits durch die Merkwürdigkeit der Fundobjekte unterstrichen wird, sowie eine eventuelle regelhafte Beziehung zwischen Ort und Ding eine Deutung charakterisieren, die Aufschlüsse über den Quellencharakter liefern kann.

Die zeitgenössische Unzulänglichkeit, anhand des Befundes zwischen in der Antike tatsächlich zufällig verloren gegangenen und solchen Objekten zu differenzieren, für die der Befund schlichtweg keine Hinweise auf den einstigen funktionalen Kontext bietet (in die numismatische Diskussion wurde dieses Phänomen eingebracht

bei Aarts 2005, 13), legitimiert die vorgestellte methodische Vorgehensweise. Dazu muss das Unvermögen in der Scheidung von einst tatsächlichen Verlusten und Münzen, deren Befundsituation schlichtweg nicht näher zu definieren ist, vergegenwärtigt werden: In der numismatischen Forschung wird letztgenannte Gruppe dennoch allgemein als zufällige Verluste („Einzelfunde“) in Opposition zu einst absichtlich deponierten Münzen subsumiert (Reece 1979). Eine derartig tendenzielle Deutung vernachlässigt jedoch die Möglichkeit, Münzen mit spärlichen oder fehlenden Angaben zu den Auffindungsverhältnissen auch als potentielle sekundäre Dislozierung aus ursprünglich anderer Quellengattung in Erwägung zu ziehen (dem Sinngehalt nach bereits thematisiert bei Göbl 1992, 10–11). Auch wenn die inhaltliche Heterogenität dieser Funde aus methodischen Gründen weiterhin als ein unüberwindbares Hindernis bestehen bleibt, kann die innere Differenzierung der Quellen strikt nach dem archäologischen Befund als einzigem Kriterium auf nur zwei qualitativ unterschiedliche Aspekte reduziert werden. Durch die vorgestellte Methode wären in einer kontextuellen numismatischen Forschung sämtliche bei der Auffindung zu beobachtenden Merkmale im archäologischen Befund entscheidend, da sie aufzeigen, auf welche Art und Weise und in welchem Milieu das oder die betreffenden Objekte ursprünglich an die Stelle ihrer rezenten Entdeckung gelangten (zur Kritik der oftmals unreflektierten Ereignisdeutung von Münzen und der Negierung von individuellen Erklärungsmustern schon bei von Kaenel et al. 1993, 127–128).

Die bereits erwähnte Merkwürdigkeit des Platzes in Verbindung mit der Merkwürdigkeit der Fundobjekte wird bei der Beurteilung des Befundes meist im Vordergrund stehen. Da der Befund zum Maßstab für die Zuweisung der Münzen erhoben wird, verschiebt sich der Betrachtungsausschnitt auf eine Mikroebene, sowohl zeitlich als auch räumlich. Die Erschließung eines solchen Befundes wird von der Interpretationsmöglichkeit der einstigen Dynamik hinter dem statischen Befund abhängen. Die Individualität des archäologischen Befundes gegenüber der in einem engen Korsett gefassten Bedeutung von Konzepten wie Schatz, Hort und Börse wird zwangsläufig in einer kritischeren Deutung der Befunde münden und näher an den einstigen Benutzer und seinen individuellen Gebrauch von Münze und Geld heranführen. Eine solche Zielsetzung muss zwangsweise in einem kontextuellen Zugang an das Material aufgehen. Am Beispiel der Fundmünzen von Neuenstadt am Kocher soll zum Abschluss die praktische Anwendung der hier vorgestellten Möglichkeiten des Erkenntnisgewinns skizziert werden.

Fallstudie

Bei der Vorlage von Grabungsdokumentationen ist es immer noch üblich, dass das numismatische Fundmaterial ohne Bezug zum archäologischen Befund summarisch aufgelistet und – wenn überhaupt – meist nur nach wirtschaftshistorischen Fragstellungen, etwa hinsichtlich der großräumigen Münzzirkulation, besprochen wird.

Eine Ursache für eine derartige Aufnahme und Bearbeitung von Fundmünzen liegt oft im vordergründigen Interesse der Ausgräber, anhand der Münzen chronologische Fixpunkte für die Datierung der Befunde zu erlangen. Das häufige Desinteresse der Bearbeiter von Fundmünzen an archäologischen Fragestellungen sowie Zeitmangel für eine zeitintensive und meist komplexe Auseinandersetzung mit den Münzen im Befund ist vermutlich viel eher der Grund, weshalb am gegenwärtigen Status quo der Fundmünzenbearbeitung bei Ausgrabungen festgehalten wird (siehe dazu auch die Überlegungen bei Krmnicek – Kortüm 2016). Die häufige personelle sowie räumliche Trennung von Feldforschung und Kleinfundbearbeitung (meist mit erheblicher zeitlicher Differenz zwischen Ausgrabung und Fundbearbeitung) mag ebenso zum fehlenden Willen bzw. fachlichen Unvermögen beitragen, den archäologischen Kontext einer jeden einzelnen Münze zu sichten und zu deuten (Lockyear 2012, 191–192; vgl. dazu auch die Ergebnisse der online-Tagung „Münzen aus römischen Militärplätzen – Zu Theorie, Methodik und Praxis der Fundmünzenauswertung, Tübingen/zoom, 18. Dezember 2020“). Wie gewinnbringend die Ergebnisse sind, wenn die hier skizzierten Monita vermieden werden, kann in der folgenden Fallstudie exemplarisch aufgezeigt werden (Kortüm – Krmnicek 2019).

Die römische Siedlung von Neuenstadt am Kocher (Landkreis Heilbronn, Baden-Württemberg) erstreckte sich am Südhang des Kochertals auf einer Fläche von über 25 ha, etwa auf halber Strecke zwischen der Einmündung in den Neckar und dem Limes. Eine vom Rheintal kommende Verkehrsachse zog von Wimpfen über Neuenstadt zum Kastellort Öhringen ins freie Germanien, eine zweite, eher lokal relevante Straße verband die Siedlung mit Jagsthausen. Die Siedlung wurde bald nach der Limesvorverlegung um 160 n. Chr., wohl am Beginn der Regierungszeit Marc Aurels als Zentralort der „civitas Aurelia G(…)“ gegründet, die den nördlichen Teil des neu okkupierten Gebietes zwischen mittlerem Neckar und vorderem Limes umfasste. Das Zentrum des antiken Ortes, dessen Namen bisher unbekannt ist, bildete ein abgegrenzter heiliger Bezirk; in ihm errichtete man – die Kocherebene überragend – eine große Tempelanlage. Sie wurde erstmals 2003 bei Wegebaumaßnahmen angeschnitten. Die flächige Freilegung von 2007–2013 durch das Landesamt für Denkmalpflege erbrachte einen außergewöhnlichen Baukomplex, bestehend aus einem Umgangstempel und einem hallenartigen Nebengebäude, das mit dem Tempel durch einen Gang verbunden war. In der Cella des Tempels markiert ein gebogenes Podium den einstigen Standort des Kultbildes. Vor der Tempelfront lag eine Freiterrasse, unterhalb des Tempels entspringen Quellen, die in zwei sechseckige Sandsteinbecken aufgefangen wurden. Im Freiraum zwischen Tempel und Nebengebäude lag ein Brandopferplatz mit mehreren Feuerstellen. Geweiht war das Heiligtum Apollo Grannus, wie aus Fragmenten von Weihestatuen und Inschriften hervorgeht (Kortüm 2014). Die Grabungen im Tempelareal erbrachten insgesamt 48 römische Münzen, wovon bei 12 Stück aufgrund von unklaren oder dekontextualisierten Befundumständen keine genauere

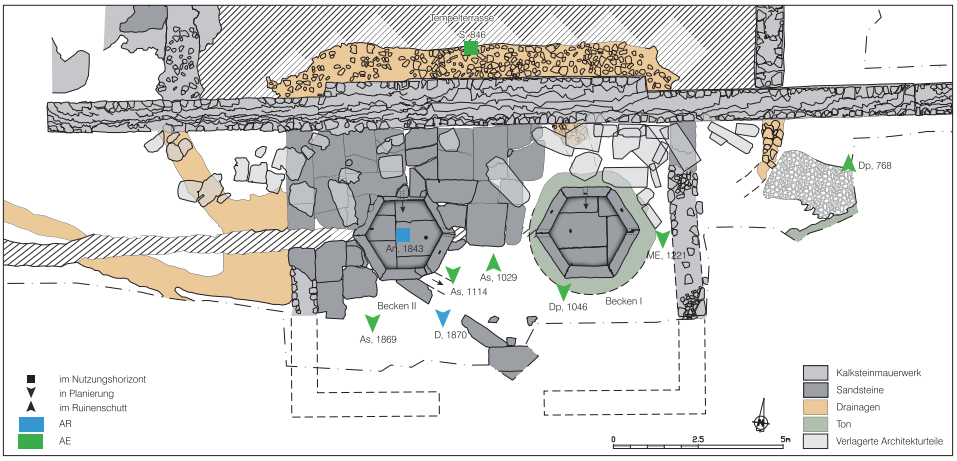

Abb. 3 Kartierung der Münzen im Umfeld der Quellfassungen (Grafik: M. Vöhringer, LAD Esslingen).

Stratifizierung möglich ist (zu den Kontexten der einzelnen Münzen, siehe Kortüm – Krmnicek 2019). Der spezifisch sakrale Charakter des Fundplatzes erschwert jeden Versuch eines Vergleichs mit den Münzen eines anderen Ortes. In Anbetracht des methodischen Imperativs stets nur Gleiches (oder zumindest Ähnliches) zu vergleichen, käme streng genommen nur ein Apollo Grannus Heiligtum für einen Vergleich in Betracht. Diese stellen jedoch in der materiellen Überlieferung der Nordwestprovinzen grundsätzlich eine Seltenheit dar, solche mit ähnlich guter archäologischer Dokumentation sowie geographischer und chronologischer Nähe zum Befund von Neuenstadt umso mehr. Beim einzig potentiellen Vergleichsplatz, dem Apollo Grannus Tempel von Faimingen (Landkreis Dillingen, Bayern) ist es zudem um die archäologische Überlieferung im Vergleich zu Neuenstadt weitaus schlechter bestellt; die älteren Grabungen des späten 19. Jhs. und die jüngsten Grabungen der 1970er Jahre erbrachten insgesamt nur 12 Fundmünzen (Eingartner et al. 1993).

Ist die Ausgangssituation der potentiellen Auswertung methodisch derart eingeengt, muss der Erkenntnisgewinn auf Grundlage einer mikrohistorischen Untersuchung des Fundplatzes erfolgen. Damit wird das Blickfeld zwangsläufig auf den individuellen Befund einer jeden Münze gelenkt. Die befundorientierte Auswertung der Münzen im Bereich um die beiden Quellfassungen am Fuß des Tempels von Neuenstadt (Abb. 3) soll nun das Potential des kontextuellen Ansatzes für die Fundmünzenauswertung exemplarisch veranschaulichen: Auf einer knapp 10 x 7 m großen Fläche war der Boden mit einer Pflasterung aus Sandsteinplatten versehen, wovon in der Nordwestecke während der Ausgrabung mehrere Platten noch in situ angetroffen werden konnten (Kortüm 2013, 194–195). Westlich außerhalb des gepflasterten Hofes deuten Reste mehrerer Gräbchen auf eine

Vorgängerkonstruktion, die von dem steinernen Befund teilweise überdeckt worden ist.

Von den sechs in der Fläche aufgefundenen Münzen stammt ein As des Antoninus Pius (Fb. Nr. 1029) wohl eher aus dem Ruinenschutt; zwei Münzen (Fb. Nr. 1046; 1221) lagen dagegen unter dem ehemaligen Steinplattenboden um die östliche Quellfassung; drei Stücke (Fb. Nr. 1114; 1869; 1870), darunter ein Denar des Titus für Divus Vespasian, wurden in der antiken Planierung für den Steinplattenboden um die westliche Quellen angetroffen. Die massiven Fußbodenplatten wurden bei der Grabung nicht entfernt. Insofern könnten weitere Funde/Münzen darunter liegen. Nur die nicht mehr original abgedeckten Bereiche sind untersucht, aus technischen Gründen (ständig nachdrückendes Quellwasser) aber auch diese nicht vollständig. Die rekonstruierte Fundlage der beiden Münzen unmittelbar unter dem Steinplattenboden um die östliche Quellfassung (Fb. Nr. 1046; 1221) ist ungewöhnlich. Fassen wir hier vorsätzliche und irreversibel intendierte Niederlegungsverhältnisse im Rahmen der baulichen Neugestaltung der heiligen Quelle und der Pflasterung des umgebenden Hofes? Aufgrund der starken Korrosion der beiden Münzen lässt sich nur an einem Stück das Rückseitenmotiv der Providentia ermitteln. Von den drei Münzen in der Unterfüllung des Bodes um das westliche Becken (Fb. Nr. 1114; 1869; 1870) können zwei Stücke als extrem schlecht erhaltene Asse ohne erkennbares Rückseitenbild nicht näher identifiziert werden, bei der dritten Münze handelt es sich um einen Denar des Titus für Divus Vespasian aus dem Jahre 80/81 n. Chr. Dieser Münztyp (RIC^2 357) zählt mit bislang drei belegten Exemplaren aus allen dokumentierten Fundmünzen der FMRD-Bände, welche die Limeszone in Baden-Württemberg (inkl. Hinterland) abdecken (FMRD II 3 N1 3211/A 12 Nr. 172 [Rottweil]; FMRD II 4 4596 Nr. 63 [Welzheim, SF]; FMRD II 4 N1 4133 E2 Nr. 32 [Köngen]), zu den raren Münzen in der Region und der Zeitstellung. Lässt sich aus der Kombination von Häufigkeitsverhältnis, der in Bild und Umschrift sakralen Konnotation des Münztyps (Divus-Typ) und dem Wissen, dass unter allen 48 Fundmünzen aus dem Heiligtum nur sieben Denare gefunden wurden, die Interpretation einer vorsätzlichen Niederlegung ableiten?

Aus dem Bereich rund um die Quellfassungen stammen somit alle Fundmünzen aus irreversibel versiegelten Kontexten aus der Zeit der baulichen Neugestaltung der heiligen Quelle und der Pflasterung des umgebenden Hofes. Berücksichtigt man den sakralen Charakter des Areals rund um die Quelle des Apollo Grannus Heiligtums, so wäre zu überlegen, ob nicht alle auf dem Platz um die Quellen gefundenen Münzen einst mit besonderer Intention dorthin verbracht wurden. Auch wenn sich Weihreliefs während der Ausgrabung nur beim Treppenaufgang westlich der Becken fanden (Kortüm 2014, 261), so kam dem Areal der Quellfassungen im Kultgeschehen im Rahmen verschiedener Wasseranwendungen zweifelsfrei überragende Bedeutung zu. Die Funde rund um die beiden Wasserbecken

repräsentieren damit hauptsächlich Handlungsräume für Aktivitäten, die im Sinne des modernen Begriffs „Volksfrömmigkeit“ zusammengefasst werden können.

Der Fundort und die Fundumstände eines Antoninian des Tacitus (Fb. Nr. 1843) unter der endgültigen Schutteinfüllung des westlichen Beckens über dem Steinboden schließen die Annahme eines unbeabsichtigten Verlustes augenblicklich aus und indizieren mit Sicherheit eine vorsätzliche Niederlegung. Das Becken zeigt zwei unterschiedliche Verfüllungen: An der Sohle eine erdig-schlammige Schicht mit Pflanzenresten, aber auch schon vereinzelten verlagerten Steinen des Tempels, darüber der flächig ausgebreitete Ruinenschutt, der auch auf den Fußbodenplatten der Halle lagerte. Der Antoninian stammt aus dem Übergangsbereich und datiert somit in die allerletzte (oder sogar nachnutzungszeitliche) Phase des Kultbetriebs. Das Prägedatum der Münze (275–276 n.) ist im Hinblick auf das Datum des sogenannten Limesfalls von besonderer Bedeutung. Die Münze kann folglich erst nach der Räumung des Dekumatlandes in das Becken gekommen sein. Wer vollzog dann die Münzniederlegung? Waren es Römer, die noch in der vom Militär verlassenen Siedlung lebten? Oder waren es Alamannen, die das Stück in das Becken warfen? Wie kam die Münze überhaupt an den Platz der Niederlegung, ca. 70 km von der römischen Grenze entfernt? Welche Funktion hatte das Becken zum Zeitpunkt der Deponierung und welche kulturellen und mentalen Rahmenbedingungen waren der Antriebsmotor für Menschen bei der eigentlichen Handlung? Dass die Münze nicht erst Jahrhunderte nach dem Prägezeitraum sekundär verlagert wurde, belegen ^{14}C-Daten (Krmnicek – Kortüm 2016, 40). Auch wenn wir an diesem Punkt an die Grenzen der Erkenntnis stoßen, so wird die Bedeutung des kontextuellen Ansatzes deutlich, denn nur durch diesen Zugang sind wir überhaupt in der Lage die hier aufgeworfenen Fragen zu stellen.

Auch wenn in manchem Einzelfall keine restlose Klärung der einstigen Verlust- bzw. Niederlegungsumstände möglich sein wird, so hat die befundorientierte Interpretation der Münzen aus dem Bereich um die beiden Quellfassungen eine Tatsache verdeutlicht: Die Fundmünzen eines Platzes – sofern nicht schon vorweg Münzen z. B. bei einem sog. „Hort“ als vorsätzliche Niederlegung erkannt wurden – dürfen nicht bedenkenlos als Ergebnis eines ausschließlich unbeabsichtigten Verlustes abstrahiert werden. Ein warnendes Beispiel liefert die jüngste, richtungweisende Detailuntersuchung von eisenzeitlichen Fundplätzen in Britannien und Süddeutschland von Colin Haselgrove und Leo Webley; nach Sichtung der archäologischen Kontexte konnten von den beiden Autoren strukturierte Niederlegungen („structured deposition“) im weitesten Sinne (Brück 1999; Garrow 2012) in allen untersuchten Fallstudien rekonstruiert werden – mit potentiell hohem Anteil von Niederlegungen mit rituellem Sinngehalt (Haselgrove – Webley 2016). In unklaren oder unzureichend aussagekräftigen Befundsituationen ist überdies zu berücksichtigen, dass die angetroffenen Fundumstände womöglich gar nicht den letzten

Gebrauchskontext oder die Intention der antiken Benutzer, sondern eine nachträgliche, dem archäologischen Prozess geschuldete Situation wiedergeben (vgl. Krmnicek 2014; Kemmers – Myrberg 2011, 99–101).

Zusammenfassung

Die Zuwendung der numismatischen Forschung auf den Menschen und sein Handeln im Zusammenhang mit Münzen, anstelle einer Fokussierung auf das einzelne Objekt selber, wird das Ziel einer befundorientierten, kontextuell betriebenen Numismatik sein. Dadurch lassen sich Erkenntnisse vom individuellen Umgang und dem Gebrauch der Münzobjekte abseits eines strukturverhafteten Systemverständnisses erschließen und die Vielfältigkeit menschlicher Ideen und Handlungen aufzeigen ohne die Anwendung von Modellen nach dem Muster „Schatz", „Hort" usw. zu perpetuieren, die der lebensweltlichen Dynamik nicht entsprechen (unter Bezugnahme des Modells der Objektbiographie die Diskussion der individuellen lebensweltlichen Dynamik [„drama"] am Beispiel des „Portesham mirror" bei Joy 2009). Ethnographische Beobachtungen, dass modernes westlich-europäisches Münzgeldkonzept selbst in rezenten nicht-westlichen Kulturen in deutlicher Opposition zum westlichen Verständnis vom Gebrauch dieser Objekte stehen kann (Şaul 2004), zeigen die Gefahr auf, antike Münzen einseitig auf die Materialisierung eines monetären Wertes zu reduzieren und den polysemischen Charakter bei der Deutung zu vernachlässigen. Erst die Bezugnahme auf die rezente Befundsituation ermöglicht die einstige Bedeutung und den Gebrauch von Münzen im unmittelbaren, spezifischen Kontext zu interpretieren.

Dabei wird die Mikroebene unweigerlich zur vordergründigen Arbeitsfläche des Numismatikers. In der Anwendung einer kontextuellen Numismatik wird sich die Forschung umso mehr der Fragmentierung der Aussagemöglichkeiten aufgrund der immer stärker methodenbedingten Selektion der Quellen bewusst werden müssen. Die Auswahl der Quellen führt unweigerlich zu ungleichmäßigen Qualitäten derselben, die ihrerseits wiederum kaum zum Vergleich auf einer gemeinsamen Ebene herangezogen werden können (vgl. die Problematik bei der Suche nach Vergleichsorten für die Münzfunde aus dem Apollo Grannus Heiligtum von Neuenstadt am Kocher). Je mehr der Beobachtungsrahmen in einem eng gefassten Blickfeld mündet, umso geringer gestaltet sich die Vergleichsmöglichkeit der Mikrobefunde untereinander. Man wird Wege finden müssen, um diesen grundsätzlichen Dissens hinsichtlich der Erkenntnismöglichkeit aufzulösen. Studien nach dem Konzept einer „kontextuellen Numismatik" werden in Zukunft auch aufzeigen, in welcher Form diese singulären Befunde am besten wiederzugeben sind. Der narrativ-deskriptive Duktus, im Sinne einer „dichten Beschreibung" hat zuletzt wieder in der Archäologie Anklang gefunden, um den Mensch, sein Fühlen und Handeln in Bezug auf die ihn umgebende Welt und materielle Hinterlassenschaft stärker zu akzentuieren (vgl.

zu diesem Ansatz in der klassischen Archäologie Öhlinger 2015; siehe auch Hamilton – Whitehouse 2006).

Der befundorientierte, kontextuelle Entwurf hat bereits viele positive Perspektiven eröffnet. Als Fazit lässt sich festhalten, dass uns nur intensive Studien der Befunde weiterbringen, wenn wir mehr als bislang über Münzfunde und die Funktion der Objekte erfahren wollen (vgl. von Kaenel 2009; Haselgrove – Krmnicek 2012). Zu dieser Entwicklung sollen die vorliegenden Gedanken beitragen und als Impuls zur Selbstfindung des kontextuellen Ansatzes in der Numismatik dienen.

Danksagung

Für Anmerkungen und Kritik zu einzelnen Abschnitten bzw. früheren Versionen des Beitrages danke ich Klaus Kortüm (Esslingen), Franziska Lang (Darmstadt) und Birgit Öhlinger (Innsbruck).

Bibliographie

Aarts, J. 2005. Coins, Money and Exchange in the Roman World. A Cultural-Economic Perspective, Archaeological Dialogues 12, 1–28.

Altekamp, S. 2004. Das archäologische Gedächtnis, in: K. Ebeling – S. Altekamp (Hrsg.), Die Aktualität des Archäologischen in Wissenschaft, Medien und Künsten (Frankfurt) 211–232.

Arnold-Biucchi, C. – Caccamo Caltabiano, M. (Hrsg.) 2015. Survey of Numismatic Research 2008–2013, International Association of Professional Numismatists Special Publication 16 (Rom).

Backendorf, D. 1998. Römische Münzschätze des zweiten und ersten Jahrhunderts v. Chr. vom italienischen Festland, Studien zu Fundmünzen der Antike 13 (Berlin).

Bissinger K. 1889a. Funde römischer Münzen im Großherzogtum Baden (Karlsruhe).

Bissinger, K. 1889b. Die römischen Münzfunde in Baden, Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins, N. F. 4, 273–282.

Bissinger, K. 1906. Funde römischer Münzen im Großherzogtum Baden. Zweites Verzeichnis (Karlsruhe).

Blanchet, A. 1900. Les trésors de monnaies romaines et les invasions germaniques (Paris).

Bolin, S. 1930. Die Funde römischer und byzantinischer Münzen im freien Germanien, BerRGK 19, 89–145.

Brück, J. 1999. Ritual and Rationality. Some Problems of Interpretation in European Archaeology, European Journal of Archaeology 2, 313–44.

Burström, M. – Diez Acosta, T. – González Noriega, E. – Gustafsson, A. – Hernandez, I. – Karlsson, H. – Pajon, J. M. – Robaina Jaramillo, J. R. – Westergaard, B. 2009. Memories of a World Crisis: The Archaeology of a Former Soviet Nuclear Missile Site in Cuba, Journal of Social Archaeology 9, 295–318.

Chadwick, A. M. 2013. Some Fishy Things about Scales: Macro- and Micro-Approaches to Later Prehistoric and Romano-British Field Systems, Landscapes 14 (1), 13–32.

Chameroy, J. 2013. Les fouilles de la cathédrale de Rouen (1985–1993) I: Le numéraire antique (Mont-Saint-Aignan).

Collingwood, R. G. 1930. Archaeology of Roman Britain (London).

Crown, P. L. 2007. Life Histories of Pots and Potters: Situating the Individual in Archaeology, American Antiquity 72, 677–690.

Dobres, M.-A. – Robb, J. (Hrsg.) 2000. Agency in Archaeology (London).

Doyen, J.-M. 2007. Économie, monnaie et société à Reims sous l'Empire romain. Recherches sur la circulation monétaire en Gaule septentrionale intérieure, Archéologie urbaine à Reims 7 (Reims).

Droysen, J. G. 1967. Historik. Vorlesungen über Enzyklopädie und Methodologie der Geschichte [5](Darmstadt).

Duyrat, F. – C. Grandjean (Hrsg.) 2016. Les monnaies de fouille du monde grec (VIe-Ier s. a.C.). Apports, approches et méthodes, Scripta Antica 93 (Bordeaux).

Eingartner, J. – Eschbaumer, P. – Weber, G. 1993. Faimingen-Phoebiana I. Der römische Tempelbezirk in Faimingen-Phoebiana, Limesforschungen 24 (Mainz).

Elkins, N. T. 2009. Coins, Context, and an Iconographic Approach for the 21st Century, in: H.-M. von Kaenel – F. Kemmers (Hrsg.), Coins in Context I. New Perspectives for the Interpretation of Coin Finds. Colloquium Frankfurt a. M., October 25–27, 2007, Studien zu Fundmünzen der Antike 23 (Mainz) 25–46.

Evans, J. 1895. Proceedings of the Numismatic Society, NumChron (Third Series) 15, 1–40.

Fend, H. 1991. Identitätsentwicklung in der Adoleszenz. Lebensentwürfe, Selbstfindung und Weltaneignung in beruflichen, familiären und politisch-weltanschaulichen Bereichen. Entwicklungspsychologie der Adoleszenz in der Moderne (Bern).

Fend, H. 2005. Entwicklungspsychologie des Jugendalters [3](Wiesbaden).

Frey-Kupper, S. – Stannard, C. – Wolfe-Jacot, N. (Hrsg.) 2019. Contexts and the Contextualization of Coin Finds. Proceedings of the Sixth International Colloquium of the Swiss Group for the Study of Coin Finds, Geneva, March 5th-7th 2010 (Lausanne).

Friedländer, J. 1885. Repertorium zur antiken Numismatik im Anschluss an Mionnet's description des medailles antiques. Zusammengestellt von Julius Friedlaender. Aus seinem Nachlass hrsg. von Rudolf Weil (Berlin).

Gardner, A. 2008. Agency, in: R. A. Bentley – H. D. G. Maschner – C. Chippindale (Hrsg.), Handbook of Archaeological Theories (Lanham 2008) 95–108.

Garrow, D. 2012. Odd Deposits and Average Practice. A Critical History of the Concept of Structured Deposition, Archaeological Dialogues 19, 85–115.

Gebhart, H. – Kraft, K. 1960. Einführung in das Gesamtwerk, FMRD I 1 (Berlin) 7–26.

Giddens, A. 1984. The Constitution of Society: Outline of the Theory of Structuration (Cambridge).

Göbl, R. 1992. Zur Einführung, in: R. Göbl (Hrsg.) Litterae Numismaticae Vindobonenses 4. (Wien) 7–18.

Görmer, G. 2008. Einstückdepots, Flussdepots und Verluste. Argumente gegen die Kategorien Einzelfunde und Flussfunde, Ethnographisch-Archäologische Zeitschrift 49, 227–234.

Gosden, C. 2005. What Do Objects Want? Journal of Method and Theory 12, 193–211.

Guest, P. 2005. Rezension zu: P. Haupt, Römische Münzhorte des 3. Jhs. in Gallien und den germanischen Provinzen. Eine Studie zu archäologischen Aspekten der Entstehung, Verbergung und Auffindung von Münzhorten, Britannia 36, 514–515.

Guest, P. 2015. The Burial, Loss and Recovery of Roman Coin Hoards in Britain and Beyond: Past, Present and Future, in: J. Naylor – R. Bland (Hrsg.), Hoarding and the Deposition of Metalwork from the Bronze Age to the 20th Century: A British Perspective (Oxford) 101–116.

Hamilton, S. – Whitehouse, R. 2006. Phenomenology in Practice: Towards a Methodology for a „Subjective" Approach, Journal of European Archaeology 9, 31–71.

Hansen, S. 2002. Über bronzezeitliche Depots, Horte und Einzelfunde. Brauchen wir neue Begriffe? AInf 25, 91–97.

Haselgrove C. 1987. Iron Age Coinage in South-East England. The Archaeological Context, BAR 174 (Oxford).

Haselgrove, C. – Krmnicek, S. 2012. The Archaeology of Money, Annual Review of Anthropology 41, 235–250.

Haselgrove, C. – Webley, L. 2016. Lost Purses and Loose Change? Coin Deposition on Settlements in Iron Age Europe, in: C. Haselgrove – S. Krmnicek (Hrsg.), The Archaeology of Money. Proceedings of the Workshop „Archaeology of Money", University of Tübingen, October 2013, Leicester Archaeology Monograph 24 (Leicester) 85–114.

Haselgrove, C. – Wigg-Wolf, D. (Hrsg.) 2005. Iron Age Coinage and Ritual Practices, Studien zu Fundmünzen der Antike 20 (Mainz).

Haupt, P. 2001. Römische Münzhorte des 3. Jhs. in Gallien und den germanischen Provinzen. Eine Studie zu archäologischen Aspekten der Entstehung, Verbergung und Auffindung von Münzhorten, Provinzialrömische Studien 1 (Grunbach).

Hingley, R. – Willis, S. (Hrsg.) 2007. Roman Finds: Context and Theory (Oxford).

Hirschauer, S. 2014. Verhalten, Handeln, Interagieren. Zur mikrosoziologischen Grundlage der Praxistheorie, in: H. Schäfer (Hrsg.), Praxistheorie. Ein soziologisches Forschungsprogramm (Bielefeld) 45–67.

Joy, J. 2009. Reinvigorating Object Biography: Reproducing the Drama of Object Lives, WorldA 41, 540–556.

Kappeler, P. M. 2009. Verhaltensbiologie [2](Berlin).

Johns, C. 1996. The Classification and Interpretation of Romano-British Treasures, Britannia 27, 1–16.

Johnsen, H. – Olsen, B. 1992. Hermeneutics and Archaeology: On the Philosophy of Contextual Archaeology, American Antiquity 57 (3), 419–436.

Kemmers, F. 2006. Coins For a Legion: An Analysis of the Coin Finds from the Augustan Legionary Fortress and Flavian canbae legionis at Nijmegen, Studien zu Fundmünzen der Antike 21 (Mainz).

Kemmers, F. – Myrberg, N. 2011. Rethinking Numismatics. The Archaeology of Coins, Archaeological Dialogues 18, 87–108.

Knapp, A. B. – van Dommelen, P. 2008. Past Practices: Rethinking Individuals and Agents in Archaeology, CambrAJ 18, 15–34.

Kortüm, K. 2013. Tacitus im römischen Neuenstadt, AAusgrBadWürt 2012, 191–196.

Kortüm, K. 2014. Topographie und Stadtentwicklung von Neuenstadt am Kocher, in: M. Reuter (Hrsg.), Ein Traum von Rom (Darmstadt) 257–271.

Kortüm, K. – Krmnicek, S. 2019. Heiliges Geld. Die Münzen aus dem Apollo-Grannus-Heiligtum von Neuenstadt am Kocher (Germania superior), in: S. Krmnicek – J. Chameroy (Hrsg.) 2019. Money Matters. Coin Finds and Ancient Coin Use (Bonn) 237–251.

Krmnicek, S. 2010. Münze und Geld im frührömischen Ostalpenraum: Studien zum Münzumlauf und zur Funktion von Münzgeld anhand der Funde und Befunde vom Magdalensberg (Klagenfurt).

Krmnicek, S. 2014. Coins in Odd Context, in: F. Kemmers, T. Maurer – B. Rabe (Hrsg.), LEGE ARTIS. Festschrift für Hans-Markus von Kaenel, Frankfurter Archäologische Schriften 25 (Bonn) 173–183.

Krmnicek, S. – Chameroy, J. (Hrsg.) 2019. Money Matters. Coin Finds and Ancient Coin Use (Bonn).

Krmnicek, S. – Kortüm, K. 2016. Der numismatische Fingerabdruck. Fallstudien und Vorüberlegungen zum obergermanisch-rätischen Limes, Uppsala University Coin Cabinet Working Papers 19, 1–53.

Lang, F. 2002. Klassische Archäologie. Eine Einführung in Methode, Theorie und Praxis (Stuttgart).

Leins, I. 2007. Coins in Context: Coinage and Votive Deposition in Iron Age South-East Leicestershire, British Numismatic Journal 77, 22–48.

Lockyear, K. 2007. Patterns and Process in Late Roman Republican Coin Hoards, 157-2 BC, BAR 1733 (Oxford).

Lockyear, K. 2012. Dating Coins, Dating with Coins, OxfJA 31, 191–211.

Mattingly, H. 1932. Hoards of Roman Coins Found in Britain and a Coin Survey of the Roman Province, JRS 22, 88–95.

Medick, H. 1984. Missionare im Ruderboot? Ethnologische Erkenntnisweisen als Herausforderung an die Sozialgeschichte, Geschichte und Gesellschaft 10, 1984, 296–319.

Mérő, L. 2002. Die Grenzen der Vernunft. Kognition, Intuition und komplexes Denken [2](Reinbek).

Momigliano, A. 1950. Ancient History and the Antiquarian, JWCI 13, 285–315.

Mommsen, T. 1885. Die Örtlichkeit der Varusschlacht, Sitzungsberichte der Königlich Preußischen Akademie der Wissenschaften zu Berlin 1885, 63–92 = Nachdruck mit Zusätzen und Nachträgen in Mommsen, T. 1885. Die Örtlichkeit der Varusschlacht (Berlin).

Nestle, W. 1893. Funde antiker Münzen im Königreich Württemberg, Württembergische Kommission für Landesgeschichte 8 (Stuttgart).

Noeske, H.-C. 2008. Der Münzschatz von Abu al-Gud und einige Überlegungen zum Hortungsverhalten im kaiserzeitlichen Ägypten, in: D. Gerin – A. Geissen – M. Amandry (Hrsg.), Aegyptiaca Serta in Soheir Bakhoum Memoriam. Mélanges de numismatique, d'iconographie et d'histoire, Collezioni numismatiche: Materiali pubblici e privati 7 (Mailand) 113–153.

Nüsse, M. 2013. Archäologische, numismatische und archäometrische Untersuchungen zu den Fundmünzen vom Martberg bei Pommern im Moseltal (Lkr. Cochem-Zell). Diss. Goethe-Universität Frankfurt am Main. <urn:nbn:de:hebis:30:3-301294> (05.03.2021).

Oerter, R. – Montada, L. (Hrsg.) 2008. Entwicklungspsychologie [6](Basel).

Öhlinger, B. 2015. Ritual und Religion im archaischen Sizilien. Formations- und Transformationsprozesse binnenländischer Kultorte im Kontext kultureller Kontakte, Italika 4 (Wiesbaden).

Peter, M. 1996. Untersuchungen zu den Fundmünzen aus Augst und Kaiseraugst, Studien zu Fundmünzen der Antike 17 (Berlin).

Pfisterer, M. 2008. Von Schätzen und Toten, in: M. Alram – H. Winter (Hrsg.), Festschrift für Günther Dembski zum 65. Geburtstag, Teil I, Numismatische Zeitschrift 116/117 (Wien) 203–230.

R.-Alföldi, M. 1999. Die „Fundnumismatik": ein neuer Forschungszweig, Archäologie in Deutschland 3, 34–37.

R.-Alföldi, M. 2000. Vom „antiken Münzfundkatalog" zu „Fundmünzen der Antike", in: R. Cunz (Hrsg.), Concordia Ditat. 50 Jahre Numismatische Kommission der Länder in der Bundesrepublik Deutschland 1950–2000, Numismatische Studien 13 (Regenstauf) 165–179.

Raphael, L. 2003. Geschichtswissenschaft im Zeitalter der Extreme. Theorien, Methoden, Tendenzen von 1900 bis zur Gegenwart (München).

Reece, R. 1979. Zur Auswertung und Interpretation römischer Fundmünzen aus Siedlungen, in: M. R.-Alföldi (Hrsg.), Ergebnisse des FMRD-Colloquiums vom 8.–13. Februar 1976 in Frankfurt am Main und Bad Homburg, Studien zu Fundmünzen der Antike 1 (Berlin) 175–195.

Regling, K. 1921. Heinrich Willers, ZfNum 33, 139–142.

Riedl, R. 2000. Strukturen der Komplexität. Eine Morphologie des Erkennens und Erklärens (Berlin).

Ritterling, E. 1913. Das frührömische Lager bei Hofheim im Taunus Militärlager, Annalen des Vereins für Nassauische Altertumskunde und Geschichtsforschung 40, 98–117.

Robb, J. 2010. Beyond Agency, WorldA 42 (4), 2010, 493–520.

Sarmant, T. 2007. La République des Médailles : numismates et collections numismatiques à Paris du Grand Siècle au Siècle des Lumières (Paris).

Şaul, M. 2004. Money in Colonial Transition. Cowries and Francs in West Africa, American Anthropologist 106, 71–84.

Schlanger, N. 2010. Series in Progress: Antiquities of Nature, Numismatics and Stone Implements in the Emergence of Prehistoric Archaeology, History of Science 48, 343–369.

Thüry, G. 2016. Die antike Münze als Fundgegenstand: Kategorien numismatischer Funde und ihre Interpretation (Oxford).

van Dülmen, R. 2001. Historische Anthropologie [2](Stuttgart).

Veit, U. 2001. Von den Schwierigkeiten ein Fach zu bestimmen. Überlegungen zur kognitiven Identität der Ur- und Frühgeschichtsforschung, Saeculum 2001, 73–90.

Veit, U. 2003. Über die Grenzen archäologischer Erkenntnis und die Lehren der Kulturtheorie für die Archäologie, in: U. Veit – T. L. Kienlin – C. Kümmel – S. Schmidt (Hrsg.), Spuren und Botschaften. Interpretationen materieller Kultur, Tübinger Archäologische Taschenbücher 4 (Berlin) 463–490.

von Kaenel, H.-M. 2009. Coins in Context – A Personal Approach, in: H.-M. von Kaenel – F. Kemmers (Hrsg.), Coins in Context I. New Perspectives for the Interpretation of Coin Finds. Colloquium Frankfurt a. M., October 25–27, 2007, Studien zu Fundmünzen der Antike 23 (Mainz) 9–24.

von Kaenel, H.-M. – Brem, H. – Elmer, J. T. 1993. Der Münzhort aus dem Gutshof in Neftenbach. Antoniniane und Denare von Septimius Severus bis Postumus, Zürcher Denkmalpflege Archäologische Monographien 16 (Zürich).

von Kaenel H.-M. – Kemmers, F. (Hrsg.) 2009. Coins in Context I. New Perspectives for the Interpretation of Coin Finds. Colloquium Frankfurt a. M., October 25–27, 2007, Studien zu Fundmünzen der Antike 23 (Mainz).

Welzer, H. 2005. Wozu erinnern wir uns? Einige Fragen an die Geschichtswissenschaften, in: G. Baumgartner – P. Eigner – J. Gehmacher – G. Hauch – E. Landsteiner – M. Mesner – A. Müller – R. Sieder – A. Staudinger – K. Stocker (Hrsg.), Fragen an die Geschichtswissenschaften, Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften 16 (Innsbruck) 12–35.

Wiedemann, F. 2017. Zirkuläre Verknüpfungen. Völkerwanderungen und das Motiv der Wiederkehr in den Wissenschaften vom Alten Orient um 1900, in: F. Wiedemann – K. P. Hofmann – H.-J. Gehrke (Hrsg.), Vom Wandern der Völker. Migrationserzählungen in den Altertumswissenschaften. Workshop 11./12.10.2012 Berlin, Berlin Studies of the Ancient World 41 (Berlin) 137–160.

Wigg-Wolf, D. 2019. Rethinking Coin Finds as a Process, in: S. Krmnicek – J. Chameroy (Hrsg.) 2019. Money Matters. Coin Finds and Ancient Coin Use (Bonn) 13–20.

Winterling A. (Hrsg.) 2006. Historische Anthropologie (Stuttgart).

MILITARIA – BEOBACHTUNGEN ZUR ERFORSCHUNG RÖMISCHER MILITÄRAUSRÜSTUNG IN DER JÜNGEREN DEUTSCHSPRACHIGEN UND BRITISCHEN ARCHÄOLOGIE

Florian Schimmer

Keywords: Römische Militaria / Roman Military Equipment Studies / Roman Military Studies / Schlachtfeldarchäologie / Waffendeponierungen an Opferplätzen Südskandinaviens / Military Identity / Military Community / Frauen und Kinder in römischen Kastellen / Experimentelle Archäologie

Abstract: Die Erforschung römischer Waffen und Militärausrüstung bildet innerhalb der Archäologie des römischen Militärs unter der Bezeichnung Roman Military Equipment Studies eine eigene Spezialdisziplin. Diese ist trotz einer zunehmenden Internationalisierung nach wie vor durch die Forschungen in Großbritannien und den Anrainerstaaten an Rhein und oberer Donau geprägt. Zwar sind die britische und deutschsprachige Forschung in diesem Bereich traditionell eng miteinander verbunden, allerdings führten sowohl der in den 1990er Jahren in der britischen Roman Archaeology aufkommende Theoriediskurs als auch die Fortschritte in anderen, benachbarten Forschungsfeldern zu teilweise unterschiedlichen Entwicklungen.

Einleitung

Die Erforschung römischer Waffen und Militärausrüstung, sog. Militaria, blickt auf eine lange Tradition zurück, hat sich aber erst seit den 1970er Jahren unter der Bezeichnung *Roman Military Equipment Studies* als eigenständiger Forschungszweig der Archäologie entwickelt. Zwar wird der internationale Fachdiskurs noch immer vorrangig von Wissenschaftler*innen aus Großbritannien und dem deutschsprachigen Raum bestimmt, wo sich auch „Römergruppen" der sog. *Reenactment*-Szene konzentrieren, jedoch hat in letzter Zeit eine deutliche Internationalisierung des Faches eingesetzt. Allerdings lassen sich in der deutschen Provinzialrömischen Archäologie und der britischen *Roman Archaeology* bzw. *Romano-British Archaeology* in den vergangenen Jahrzehnten abweichende Entwicklungen feststellen, die sich auch

Publiziert in: Stefan Krmnicek – Dominik Maschek (Hrsg.), Römische Archäologie in Deutschland. Positionsbestimmung und Perspektiven (Heidelberg, Propylaeum 2023) doi: https://doi.org/10.11588/propylaeumdok.00005852

auf die Militaria-Forschung auswirkten. So hat die traditionell positivistisch ausgerichtete Provinzialrömische Archäologie in Deutschland bzw. im deutschsprachigen Raum durch eine Vielzahl neuer Materialvorlagen und Spezialstudien zu einer substantiellen Verbesserung des Kenntnisstandes römischer Militaria beigetragen, sowohl was die Klassifizierung und Datierungsmöglichkeiten als auch was die Interpretation ikonographischer Quellen betrifft. Wichtige Fortschritte erbrachten zudem, neben Untersuchungen zur Militärpräsenz im italischen Kernland des *Imperium Romanum*, Materialstudien im Rahmen der sog. Schlachtfeldarchäologie und der Waffendeponierungen an südskandinavischen Opferplätzen. Demgegenüber ist insbesondere seit den 1990er Jahren bei einem Teil der Römischen Archäolog*innen in Großbritannien eine deutliche Fokussierung auf theoretische Themen zu beobachten. Hieraus entwickelten sich neue Fragestellungen zur römischen Armee und ihrem Umfeld sowie neue Interpretationsansätze für militärische Funde und Fundensembles im Rahmen übergeordneter Konzepte. Im vorliegenden Beitrag wird versucht, ausgewählte Aspekte der unterschiedlichen Forschungstendenzen in Großbritannien und dem deutschsprachigen Raum im Hinblick auf die Studien zu römischen Militärfunden vergleichend zu beleuchten.

Römische Militärfunde als Forschungsgegenstand seit den 1970er Jahren

Spätestens seit L. Lindenschmit im Jahr 1882 seine Arbeit zur *Tracht und Bewaffnung des Römischen Heeres während der Kaiserzeit* veröffentlichte und damit erstmals Originalfunde römischer Waffen systematisch vorlegte (Lindenschmit 1882), rückte die Erforschung von Waffen und Ausrüstung bzw. Militaria römischer Soldaten in das Interesse der archäologischen Altertumswissenschaft. Heute hat sich dieser Forschungsbereich, der sich auf die Untersuchung archäologischer Funde, aber auch auf ikonographische und schriftliche Quellen stützt, als Spezialdisziplin der Römischen Archäologie in Großbritannien und im deutschsprachigen Raum sowie in zahlreichen anderen Ländern fest etabliert. Unter dem Begriff Militaria sind grundsätzlich „alle Waffen und Ausrüstungsgegenstände zu verstehen, die von einer Armee bzw. den einzelnen Soldaten verwendet werden“ (Deschler-Erb 2005, 43). In der Römischen Archäologie bezieht sich dies auf verschiedene Objektgruppen aus unterschiedlichen Materialien. Hierzu zählen neben allen Arten von Angriffs- und Verteidigungswaffen üblicherweise Elemente des Militärgürtels und weitere Ausrüstungselemente, wie z. B. Schuhnägel, sowie Pferdegeschirr und Reitzubehör (zur Definition vgl. auch Maspoli 2014, 8). In Großbritannien sind die *Roman Military Equipment Studies* als archäologische Subdisziplin unter den breit gefächerten *Roman Military Studies* verortet. Ein weiteres Spezialfeld bilden die *Roman Army Studies*, die sich vorwiegend mit Truppengattungen, Einheiten und militärischen Karrieren aufgrund epigraphischer Zeugnisse beschäftigen und von der *Ancient Military History* zu trennen sind, die mit literarischen Quellen arbeitet (James 2013, 92 note 1). Hinzu kommen die *Roman Frontier Studies* (Limesforschung), die sich

ebenfalls auf epigraphische, vor allem aber auf archäologische Quellen stützten und deren Ziel in der Erforschung römischer Grenzsysteme und deren Anlagen besteht. Darüber hinaus spielen die *Roman Military Equipment Studies* in der *Battlefield Archaeology* eine zentrale Rolle, die ihrerseits eng mit der *Archaeology of Conquest* und *Conflict Archaeology* verbunden ist. In Deutschland und der Schweiz werden archäologische Forschungen zum römischen Militär in erster Linie von Seiten der Provinzialrömischen Archäologie betrieben. Dies gilt auch für Österreich, wo die Provinzialrömische Archäologie allerdings nicht als eigenes universitäres Fach besteht, sondern der Klassischen Archäologie zugeordnet ist. Daneben haben sich vor allem Vertreter der Alten Geschichte auf die Analyse der literarischen und epigraphischen Evidenz zur römischen Armee spezialisiert. Allgemein sind die *Roman Military Equipment Studies* eng mit der vor allem in Großbritannien und den Anrainerstaaten an Rhein und Donau betriebenen Limesforschung verknüpft, für deren Vertreter die sog. Limeskongresse (*Congresses of Roman Frontier Studies*) seit 1949 ein regelmäßiges Forum zum Informationsaustausch bieten. Eine besonders wichtige Rolle spielen sie zudem unter anderem in der *Battlefield Archaeology* bzw. *Archaeology of Conquest* (s. u.).

In der Römischen Archäologie Großbritanniens und Deutschlands hat man in der Vergangenheit teilweise unterschiedliche Richtungen eingeschlagen, was die methodischen Ansätze und Fragestellungen bei der Bearbeitung von Fundmaterial und dessen Interpretation betrifft – eine Entwicklung, die sich auch auf die Militaria-Forschung ausgewirkt hat. Ausgehend von dieser Fundgattung werden im vorliegenden Beitrag einige Tendenzen der vergangenen rund drei Jahrzehnte in beiden Ländern herausgegriffen und einander gegenübergestellt. Hierbei ist zu beachten, dass die Analyse römischer Militärfunde vielfach im Rahmen anderer Disziplinen wie der Limesforschung oder Schlachtfeldarchäologie und damit unter spezifischen Fragestellungen erfolgt. Viele Entwicklungen der Militaria-Forschung sind daher in einen breiteren Kontext eingebettet, weshalb im Folgenden bewusst auf übergreifende Dynamiken innerhalb der *Roman Military Studies* eingegangen wird. Geschichte und Stand der Erforschung römischer Militärfunde sind in der Fachliteratur wiederholt ausführlich dargestellt worden (z. B. Bishop – Coulston 2006, 272–275; Sarantis 2013; Fischer 2014, 64–74; Guillaud 2019, 18–23). Als eigentliche Initialzündung der heutigen *Roman Military Equipment Studies* wird allgemein der sog. *Robinson Effect* (Bishop – Coulston 2006, 275) oder auch „Corbridge-Effekt“ (Fischer 2014, 72) betrachtet. Dieser Begriff bezieht sich auf die 1975 von H. R. Robinson publizierte, umfassende und reich illustrierte Arbeit mit dem Titel *The Armour of Imperial Rome* zu römischen Körperpanzern und Helmen, die bis heute als Meilenstein gilt (Robinson 1975). Den Ausgangspunkt bildete der Fund von Fragmenten mehrerer im frühen 2. Jahrhundert deponierter Schienenpanzer (*loricae segmentatae*) im Kastell von Corbridge südlich des Hadrianswalls. Deren genaue Analyse hatten es dem ursprünglich fachfremden Robinson einige Jahre zuvor unter Berücksichtigung

weiterer Schienenpanzer-Funde ermöglicht, erstmals die technischen Aspekte dieses speziellen Panzertyps vollständig zu klären, indem er detaillierte Rekonstruktionen anfertigte. Einen wesentlichen Beitrag leistete der in archäologischen Fachkreisen hoch angesehene Illustrator und Autodidakt P. Connolly, der Robinsons Buch mit detailgetreuen Rekonstruktionszeichnungen ausstattete und darüber hinaus bis weit in die 2000er Jahre hinein illustrierte Sachbücher zur griechischen und römischen Antike publizierte. In Deutschland folgte nur wenige Jahre nach dem Erscheinen von Robinsons Opus mit J. Garbschs *Römische Paraderüstungen* (Garbsch 1978) ein weiteres Grundlagenwerk zur römischen Körperpanzerung bzw. konkret zu sog. Paradewaffen mit der Vorlage mehrerer exzeptioneller Funde(nsembles) aus Raetien und anderen Regionen.

Der *Robinson Effect* beschreibt prinzipiell die Öffnung der Materie für ein breiteres, interessiertes Publikum, was nicht zuletzt zum Aufkommen sog. Römergruppen beitrug (s. u.). Allerdings wirkte er sich auch als Impulsgeber für die Forschung aus und trug wesentlich zur Entstehung der *Roman Military Equipment Conferences (ROMEC)* bei, an deren Beginn ein 1983 von M. Bishop an der Universität Sheffield organisiertes Seminar zu römischer Militärausrüstung stand (Bishop 1983). Diese Kongresse haben sich neben den Limeskongressen zur wichtigsten internationalen Plattform für Wissenschaftler*innen im Bereich der Archäologie des römischen Militärs und seiner materiellen Hinterlassenschaften entwickelt. Ihre Ergebnisse finden seit 1990 größtenteils ihren Niederschlag im *Journal of Roman Military Equipment Studies*, begleitet durch den Newsletter *Arma*. Zudem spielen auch in der Militaria-Forschung Internetplattformen und -datenbanken eine immer wichtigere Rolle, etwa die von M. Feugère betriebene Metallkleinfund-Datenbank *Artefacts*[1]. Die Bandbreite der Forschungsfragen, denen sich die internationale Fach-*Community* seit den 1990er Jahren widmet, spiegelt sich unter anderem in den Leitthemen der ROMEC-Konferenzen und reicht von spezifischen Fundzusammenhängen römischer Militaria in Zivilsiedlungen, Schlachtfeldern, Gräbern und kultischen Kontexten über die Bezüge zwischen römischer und „barbarischer" Bewaffnung bis hin zu Kampfspuren von und an Waffen, römischer Kavallerie-Ausrüstung und *Reenactment* als Forschungsgegenstand. Daneben wurden zahlreiche weitere Aspekte diskutiert, etwa die Versorgung der Truppen mit Waffen (z. B. Gschwind 1997; Fischer 2014, 77–79), die Unterscheidung von Legions- und Auxiliarsoldaten anhand spezifischer Elemente der Militärausrüstung (Bishop – Coulston 2006, 254–261; Fischer 2014, 96–98), die Wandlung der römischen Militärausrüstung von der mittleren zur späten Kaiserzeit (Coulston 2013) oder die Bekleidung von Soldaten (Sumner 2009; Carroll – Rothe 2010; Nosch 2012), um nur einige Beispiele zu nennen.

[1] <http://artefacts.mom.fr> (05.03.2021).

Grundsätzlich lässt sich beobachten, dass die *Roman Military Equipment Studies* traditionell durch die archäologische Forschung in Großbritannien und den deutschsprachigen Ländern an Rhein und oberer Donau, einschließlich der Niederlande, mit ihrer hohen Dichte an römischen Militäranlagen geprägt sind. Allerdings hat sich die Szene der Fachspezialisten in den vergangenen Jahrzehnten deutlich internationalisiert, was unter anderem die Wahl von Ungarn (2005), Kroatien (2010) und Dänemark (2013) als Tagungsorte für die *ROMEC*-Konferenzen unterstreicht. Seit den 1990er Jahren sind römische Militaria auch verstärkt in den Fokus der französischen Archäologie gerückt (z. B. Feugère 1993; 2002; 2011; Reddé 1996; Poux 2008; Guillaud 2019, 21–23). Ähnliches gilt für Spanien, wo archäologische Forschungen zum römischen Militär insgesamt in letzter Zeit, nicht zuletzt infolge neuer Prospektionsmethoden, einen regelrechten Boom erleben (Aurrecoechea 2006; Morillo et al. 2020). Gleichwohl bleiben Studien zu römischer Militärausrüstung in anderen Teilen des Mittelmeerraums unterrepräsentiert, sieht man von regionalen Ausnahmen wie Nordostitalien und Slowenien (z. B. Buora 2002; Horvat 2016; Istenič 2019) oder Kroatien (z. B. Radman-Livaja 2005; 2010) sowie von einigen Überblicksarbeiten (z. B. die Reihe *Militaria – Storia delle armi e degli eserciti nell'antichità*, zuletzt Casprini – Saliola 2020) ab. Die Ursachen hierfür sind wohl nicht nur in der abweichenden Quellenlage, sondern auch in unterschiedlichen Forschungstraditionen zu suchen. Außerhalb der Grenzen des Imperiums hat neben den Untersuchungen zu den Waffendeponierungen an südskandinavischen Opferplätzen (s. u.) insbesondere die polnische Forschung wichtige Beiträge zu römischen Waffenfunden im Gebiet des europäischen Barbaricums geliefert (z. B. Biborski 1993; Biborski – Ilkjær 2006; s. auch die betreffenden Bände des *Corpus der römischen Funde im europäischen Barbaricum*).

Trends in der jüngeren deutschsprachigen Forschung

„*An under-theorized, strongly descriptive and empiricist archaeology with an extreme focus on scientific objectivity*" – mit diesen Worten brachte N. Roymans kürzlich die international weit verbreitete Reputation der deutschen (Provinzial-) Römischen Archäologie auf den Punkt (Roymans 2020, 552). Zwar ist das Fach bekannt für seine soliden Materialstudien, seine lange Tradition in der Militär- und Limesforschung sowie für seine engen Bezüge zur Alten Geschichte. Jedoch wurde besonders von britischer Seite immer wieder der Vorwurf einer zu traditionellen, einseitig-deskriptiven Ausrichtung erhoben, verbunden mit einer zu starken Fokussierung auf Detailfragen und einer ausgeprägten Skepsis bezüglich übergeordneter Konzepte und theoretischer Modelle (vgl. die differenzierten Bewertungen bei Roymans 2020; Reddé 2020; Haynes 2020 und Kiernan 2020). Seitens der deutschen Provinzialrömischen Archäologie reagierte man darauf unterschiedlich. So forderte A. Heising zuletzt eine grundlegende Diskussion um die Definition und Systematik von Zielen und Methoden der Provinzialrömischen Archäologie in Deutschland

und sprach sich, zumindest unter Vorbehalt, für eine stärkere Orientierung an übergeordneten kulturhistorischen Fragestellungen nach angelsächsischem Vorbild sowie für einen verstärkten interdisziplinären Austausch mit anderen geisteswissenschaftlichen Fächern aus (Heising 2020, 540–541). In ähnlicher Weise äußerten sich M. Drechsler und E. Deschler-Erb, die ebenso auf die Notwendigkeit eines stärkeren Aufgreifens gesellschaftsrelevanter Themen hinwiesen (Drechsler – Deschler-Erb 2016, 56). Hingegen blickte T. Fischer weniger kritisch auf die Zurückhaltung des Fachs bei theoriebasierten Studien (Fischer 2020, 605). Die der deutschen Provinzialrömischen Archäologie zugeschriebene Materialkompetenz kennzeichnet in gleicher Weise die provinzialrömischen Forschungen in Österreich und der Schweiz, die trotz eigener Akzente und Traditionen methodisch eng mit der deutschen Archäologie verflochten sind. Es scheint daher im Folgenden angebrachter von „deutschsprachiger Forschung" zu sprechen, wenngleich das Hauptaugenmerk auf der Provinzialrömischen Archäologie in Deutschland liegt.

Der Beitrag der deutschsprachigen Archäologie zur Erforschung römischer Militaria manifestiert sich in erster Linie in einer beachtlichen Anzahl an Materialstudien, vielfach mit einer primär typochronologischen Ausrichtung, die den internationalen Fachdiskurs wesentlich geprägt haben. Wegweisend waren nach dem Zweiten Weltkrieg vor allem die Arbeiten von G. Ulbert zur frühkaiserzeitlichen Bewaffnung (z. B. Ulbert 1968; 1969) und die erst kürzlich in der Reihe *Austria Antica* gedruckte Dissertation des Jahres 1969 von H. Ubl zur Militärausrüstung römischer Soldaten während des Prinzipats auf Grabreliefs in Noricum und Pannonien (Ubl 2013). In den 1970er Jahren sticht unter anderem J. Oldensteins Grundlagenstudie zu militärischen Beschlägen und Zierrat des 2. und 3. Jahrhunderts aus dem obergermanisch-raetischen Limesgebiet heraus (Oldenstein 1976). Im selben Zeitraum setzte sich H. Klumbach mit römischen Helmen auseinander (Klumbach 1973; 1974), woraufhin im Jahr 1988 ein weiteres, umfassendes und epochenübergreifendes Referenzwerk zu antiken Helmen erschien, das auf Beständen des Antikenmuseums Berlin und einer Zusammenarbeit mit dem Römisch-Germanischen Zentralmuseum Mainz basierte (Bottini et al. 1988). Der hierin veröffentlichte Beitrag von G. Waurick zu römischen Helmen wirkte sich nachhaltig auf die bis heute anhaltende Fachdiskussion aus (Waurick 1988; zum aktuellen Stand Fischer 2014, 139–162). Wichtige Fortschritte, vor allem zur Typologie und Datierung der frühkaiserzeitlichen Militärausrüstung, erbrachten seit den 1990er Jahren die Forschungen von E. Deschler-Erb, teilweise in Zusammenarbeit mit C. Unz. Durch die Veröffentlichung mehrerer Referenzwerke zu den Militaria-Beständen römischer Zentren wie Augst (Deschler-Erb 1991; 1999), Oberwinterthur (Deschler-Erb 1996) und Vindonissa (Unz – Deschler-Erb 1997) gelang es, wichtige Teile des Fundbestands frühkaiserzeitlicher Militaria im Gebiet der Nordschweiz zu erschließen. Unter den jüngeren Publikationen Deschler-Erbs sei exemplarisch die Studie zu den Militaria aus Kastell und Vicus von *Asciburgium* angeführt (Deschler-Erb 2012). Daneben ist in

den vergangenen gut zwei Dekaden eine große Anzahl an Arbeiten zu mehr oder weniger umfangreichen Militaria-Serien militärisch oder zivil geprägter Fundplätze in den Provinzen an Rhein und oberer Donau erschienen (z. B. Gschwind 2004; Lenz 2006; Schaeff 2011; Franke 2009; Maspoli 2014; Kopf 2020).

Vor allem in jüngerer Zeit wurden einige deutschsprachige Beiträge zu militärischen Funden oder Fundensembles aus anderen (Grenz-)Regionen des *Imperium Romanum* jenseits der Nordwestprovinzen publiziert, etwa aus Griechenland (Völling 1996), Kleinasien (Fischer 2011), Nordafrika (Mackensen 2001a; 2008) oder Hispanien (Luik 2002). Hervorzuheben sind dabei die Arbeiten zu Militärausrüstung und Pferdegeschirr bzw. Zaumzeug aus den Vesuvstädten von S. Ortisi und C. Simon, die neben typochronologischen und funktionalen Untersuchungen ein wesentlich differenziertes Bild der Präsenz von Soldaten in dieser Kernregion des Römischen Reiches im 1. Jahrhundert nahe des Flottenstützpunkts von Misenum lieferten als bislang bekannt (Ortisi 2015; Simon 2014). Eine weitere Gruppe von Monographien und Artikeln widmet sich spezifischen Militaria-Gattungen wie der Schwertbewaffnung (z. B. Mackensen 2000; Ortisi 2006; insbesondere Miks 2007; 2017; vgl. auch Biborski 1993), Dolchen (z. B. Obmann 2000; Mackensen 2001b), *pila* (z. B. Luik 2000), Helmen (z. B. Junkelmann 2000; Miks 2014), Schilden (z. B. Nabbefeld 2008; Busch 2009), Körperpanzern (z. B. Greiner 2006; Burandt 2015), Gürtel- und Riemenbestandteilen (z. B. Flügel et al. 2004; Paul 2011; Deschler-Erb 2016; Hoss 2014; 2017 mit einem eher sozialtheoretischen Ansatz) oder Katapulten und Geschützen (z. B. Baatz 1994; Schalles 2010; vgl. auch die Bibliographie bei Junkelmann 2015, 386–388).

Neben den Funden selbst repräsentieren bildliche Darstellungen, etwa Reliefs auf Grabdenkmälern oder Monumenten staatlicher Propaganda, die wichtigste archäologische Quellengattung zur Erforschung römischer Militärausrüstung (Bishop – Coulston 2006, 1–22; Boschung 2014). Zu den prominentesten deutschsprachigen Fachspezialisten für ikonographische Darstellungen auf römischen Waffen und deren Interpretation zählt, neben J. Garbsch, E. Künzl, der sich speziell mit dem Dekor und propagandistischen Bildprogrammen auf Gladiusscheiden und *cingulum*-Bestandteilen (Künzl 1996) sowie auf anderen Waffentypen befasste (z. B. Künzl 1998; 2004; 2008). Einen vorwiegend ikonographischen Ansatz verfolgten auch C.-G. Alexandrescu und K. M. Töpfer in ihren Untersuchungen zu Blasmusikern und Standartenträgern bzw. Feldzeichen des römischen Heeres (Alexandrescu 2010; Töpfer 2011). Beide arbeiteten mit Darstellungen auf unterschiedlichen Bildträgern (Münzen, Staatsreliefs, Grabdenkmälern etc.), die sie entsprechenden archäologischen Bodenfunden gegenüberstellten. Ähnliches gilt für B. Burandts Studie zur Ausrüstung der römischen Armee auf der Siegessäule des Marcus Aurelius in Rom, die auf einem direkten Vergleich zwischen den Waffen-Darstellungen auf der Marcussäule und dem militärischen Fundniederschlag im Donauraum aus der Zeit

der Markomannenkriege beruht (Burandt 2017). Nicht der Militaria-Forschung im engeren Sinne zuzuordnen, wenngleich für diese durchaus relevant, ist A. W. Buschs Arbeit *Römisches Militär in Rom* (Busch 2011). Auch hier wurden, neben den baulichen Strukturen der stadtrömischen Militäranlagen, bildliche (Relief-)Darstellungen auf Sepulkraldenkmälern und staatlichen Monumenten als Quellen herangezogen. Das Werk mit seinem Blick auf das Zentrum des Reiches ist an der Schnittstelle von Provinzialrömischer und Klassischer Archäologie angesiedelt und lässt sich damit, trotz des abweichenden methodischen Zugangs, den kleinfundorientierten Untersuchungen von S. Ortisi und C. Simon zu den Vesuvstädten zur Seite stellen.

Im Gegensatz zur Fülle an Spezialstudien spielten umfassende Synthesen in der deutschsprachigen Fachliteratur lange Zeit eine eher untergeordnete Rolle. Sie beschränkten sich im Wesentlichen auf thematisch, zeitlich und räumlich begrenzte Überblicksarbeiten (z. B. Ulbert 1968; Deschler-Erb 1999; Künzl 2008; Ubl 2013), auf kürzere zusammenfassenden Artikel (z. B. Fahr – Miks 2001) und auf die experimentalarchäologisch orientierten Publikationen von M. Junkelmann (zuletzt Junkelmann 2015). Hingegen fehlte eine chronologisch und geographisch übergreifende Gesamtdarstellung zur römischen Militärausrüstung – ein Desiderat vor allem mit Blick auf die englisch- und französischsprachigen Referenzwerke von M. Bishop und J. C. N. Coulston sowie von M. Feugère (Bishop – Coulston 1993; 2006; Feugère 1993; 2002). Diese Lücke konnte T. Fischer mit seinem 2012 in erster und 2014 in zweiter, aktualisierter Auflage erschienenen Werk *Die Armee der Caesaren. Archäologie und Geschichte* (Fischer 2014) schließen, das inzwischen auch in englischsprachiger Übersetzung vorliegt (Fischer 2019). Die Arbeit wird ergänzt durch Beiträge von D. Boschung (Boschung 2014), T. Schmidts (Schmidts 2014) und R. Bockius (Bockius 2014) und spannt einen Bogen von der Bewaffnung und Ausrüstung des römischen Heeres über seine baulichen Hinterlassenschaften und die römische Militärgeschichte bis hin zur Kriegsmarine. Sie geht dabei weit über eine bloße Zusammenfassung hinaus und präsentiert auch neue Forschungsergebnisse zu verschiedenen Einzelaspekten. Sieht man von den Einzelstudien zum Materialbestand bestimmter Fundplätze und zu spezifischen Waffengattungen ab, so lässt sich feststellen, dass vor allem zwei Forschungsfelder die Entwicklung der Militaria-Forschung im deutschsprachigen Raum seit den 1990er Jahren nachhaltig befördert haben: Die sog. Schlachtfeldarchäologie und die Waffendeponierungen in Gewässern Südskandinaviens und Norddeutschlands. Beide Komplexe werden im Folgenden genauer betrachtet.

Die archäologische Untersuchung von Kriegsschauplätzen und den damit verbundenen Phänomenen hat in den vergangenen Jahrzehnten einen massiven Aufschwung erlebt. Dabei hat sich die Schlachtfeldarchäologie (*Battlefield Archaeology*) als eigenständige Spezialdisziplin mittlerweile fest etabliert und deckt einen Teilbereich der weiter gefassten *Conflict Archaeology* ab, die generell alle konfliktbezogenen

archäologischen Phänomene umfasst, darunter militärische Anlagen und Strukturen aller Art, Orte und Gebiete militärischer Auseinandersetzungen, Deponierungen im Zusammenhang mit Schlachten, ikonographische Darstellungen von Gewalt, Grabbeigaben etc. (Fernández-Götz – Roymans 2018, 1–2). Der typochronologischen Analyse und Interpretation des militärischen Fundmaterials kommt zumeist eine Schlüsselfunktion zu. Die moderne Schlachtfeldarchäologie hat ihren Ursprung im angloamerikanischen Raum, jedoch rückte sie zuletzt ebenso ins Interessenszentrum der deutschsprachigen Archäologie und hat mittlerweile einen immensen Bestand an internationaler Fachliteratur hervorgebracht (z. B. Freeman – Pollard 2001; Scott et al. 2007; Meller 2009; Rost 2009; Eickhoff – Schopper 2014; Fernández-Götz und Roymans 2018). Unter Berücksichtigung des weiteren topographischen Umfelds wird in der englischsprachigen Literatur auch von *Conflict Landscape Archaeology* gesprochen (Coulston 2001, 42; 2005, 20–21). Die Schlachtfelder als Mittelpunkte dieser Landschaften repräsentieren zusammen mit ihrem Fundniederschlag eine Untergruppe von Zerstörungshorizonten, die – im Gegensatz zu Naturkatastrophen – intentionell vom Menschen verursacht wurden (Deschler-Erb 2005, 43–44). Der Begriff „Schlachtfeldarchäologie“ bzw. *Conflict Landscape Archaeology* bezieht sich nicht nur auf offene Feldschlachten, sondern auch auf andere Konfliktschauplätze und deren Hinterlassenschaften, etwa Belagerungssituationen wie die im Jahr 255/256 von den Sasaniden eroberte Stadt Dura Europos am Euphrat (James 2004; 2015; 2019). Die Funde und baulichen Strukturen im Kampfgebiet sowie deren quellenkritische Analyse bilden einen Kern der archäologischen Schlachtfeldforschung. Bauliche Strukturen sind hingegen im Falle von Feldschlachten selten und beschränken sich bestenfalls auf Massengräber oder Reste temporärer Befestigungen (Rost 2009, 106). Eine wesentliche Ursache für das zuletzt gesteigerte Interesse an der Schlachtfeldarchäologie liegt in der weiten Verbreitung moderner Metalldetektoren. Hierdurch boten sich gänzlich neue Möglichkeiten für die systematische Untersuchung oder überhaupt für die Lokalisierung von Schlachtfeldern, da der überlieferte Fundniederschlag von Feldschlachten in der Regel primär aus kleinteiligen Metallobjekten besteht. Diese sind im Gelände kaum aufzufinden oder können als Einzelfunde nicht dem entsprechenden archäologischen Kontext zugeordnet werden (Rost 2012, 12–13).

Als Beginn der modernen Schlachtfeldarchäologie gilt die Erforschung der *conflict landscape* am Little Bighorn in Montana (USA), wo tribale Gruppen von *Native Americans* dem 7. US-Kavallerieregiment unter General G. A. Custer im Jahr 1876 eine vernichtende Niederlage beibrachten. Bei diesem Projekt wurde in den 1980er Jahren durch den systematischen Einsatz von Metalldetektoren und anhand exakter Kartierungen des Fundniederschlags eine damals in dieser Form einmalige Methodik entwickelt. Diese erlaubte es, anhand der Verteilung spezifischer Gewehrkugel- und Patronenhülsentypen detaillierte Rückschlüsse auf den Schlachtverlauf bis hin zum Verhalten einzelner Soldaten zu ziehen (Fox 1993; Scott et al. 2000). Die am

Little Bighorn erprobten methodischen Ansätze beeinflussten auch die Forschung in Europa. Dort hatte man sich zwar schon früh mit historischen Kriegsschauplätzen beschäftigt, jedoch wurden dabei – von Ausnahmen wie *Alesia* oder *Numantia* abgesehen – selten archäologische Bodeneingriffe oder Materialstudien durchgeführt (Coulston 2005, 21). Im Vergleich zu Großbritannien etablierte sich die moderne Schlachtfeldarchäologie in Deutschland mit Verzögerung. Während man auf der Insel seit der ersten *Fields of Conflict Conference* an der *University of Glasgow* im Jahr 2000 (Freeman – Pollard 2001) regelmäßige Fachtagungen organisierte und 2005 mit dem *Journal of Conflict Archaeology* ein epochenübergreifendes Publikationsmedium schuf, begann in Deutschland die systematische, epochenübergreifende Untersuchung von Konfliktschauplätzen erst Mitte der 2000er Jahre, unter anderem mit dem Schlachtfeld von Lützen aus dem Dreißigjährigen Krieg (Meller 2009). Eine Ausnahme bildet der 1987 lokalisierte mutmaßliche Ort der *clades Variana* 9 n. Chr. bei Kalkriese, dessen *conflict landscape* seit 1989 großräumig durch Ausgrabungen und Prospektionen untersucht wird (Varusschlacht im Osnabrücker Land GmbH – Museum und Park Kalkriese 2009; Rost – Wilbers 2012).

In der römischen Archäologie spielt die Schlachtfeldarchäologie vielfach in Zusammenhang mit der *Archaeology of Conquest* eine Rolle, die sich in Fragestellungen und methodischen Ansätzen von der Limesforschung unterscheidet (Roymans – Fernández-Götz 2019, 415–416). In der deutschsprachigen Provinzialrömischen Archäologie sind damit in erster Linie die Forschungen zu den Germanienkriegen und zum Alpenfeldzug unter Kaiser Augustus zu verbinden. Gerade die Entdeckung des Schlachtfeldes von Kalkriese und die damit verbundenen Untersuchungen bezüglich der aus Schriftquellen gut bekannten augusteischen Germanienfeldzüge haben auch den Studien zu römischer Militärausrüstung ein neues Forschungsfeld eröffnet (vgl. Rost – Wilbers 2012). Seitdem begünstigte eine Reihe weiterer, teilweise spektakulärer Entdeckungen aus unterschiedlichen Perioden der Römerzeit im deutschsprachigen Raum den Fortschritt der Schlachtfeld- und Militaria-Forschung. So stieß der Nachweis eines Kampfgeschehens am Harzhorn nördlich von Göttingen im Jahr 2008 auf großes Interesse, wo sich wohl während des Germanienfeldzugs des Kaisers Maximinus Thrax 235/236 n. Chr. ein bis dato unbekanntes Gefecht zwischen Römern und Germanen zutrug (Pöppelmann et al. 2013). Hinzu kommen ein Schlachtfeld in Krefeld-Gellep aus der Zeit des Bataver-Aufstands 69/70 n. Chr. (Fahr 2005) und mehrere Fundplätze im Alpenraum, die mit militärischen Konflikten im Rahmen des Alpenfeldzugs 15. v. Chr. unter Augustus in Verbindung gebracht werden. Hierzu gehören unter anderem das Crap Ses-Gebiet und der Septimerpass in der Schweiz (Rageth 2010; Rageth – Zanier 2010) sowie der Döttenbichl in Südbayern (Zanier 2016). Der Archäologie bot sich auf diese Weise die Möglichkeit, modernste Methoden an aktuellen Fallbeispielen der römischen Epoche zu erproben, das jeweilige Kampfgeschehen mehr oder weniger präzise zu rekonstruieren und, besonders im Fall von Kalkriese, die archäologischen Ergebnisse im Hinblick

auf die literarische Überlieferung zu bewerten (Meyer 2018). Ergänzend sind weitere Entdeckungen der letzten Jahre zu erwähnen, darunter das Militärlager von Hermeskeil südöstlich von Trier, das aus guten Gründen bereits mit Caesars *Bellum Gallicum* in Verbindung gebracht wird (Hornung 2015; 2016, 129–164), zwei möglicherweise ebenfalls caesarische Anlagen in Limburg-Eschhofen (Schallmayer et al. 2012), das augusteische Marschlager von Hannover-Wilkenburg (Haßmann et al. 2016) oder auch Anlagen aus anderen Epochen wie ein jüngeres Marschlager bei Hofheim, das offenbar der Zeit der Chatten-Kriege Domitians zuzuordnen ist (Burger-Völlmecke et al. 2019). Zudem konnten unlängst frühkaiserzeitliche Militärlager entlang der Bernsteinstraße in Nordwestpannonien lokalisiert werden (Groh 2009; Sedlmayer 2020), ebenso zahlreiche temporäre Anlagen nördlich der mittleren Donau, die trotz teilweise unsicherer bzw. umstrittener Datierung im Wesentlichen mit den Markomannenkriegen des Marcus Aurelius in Verbindung gebracht werden (Groh – Sedlmayer 2015; Komoróczy et al. 2020).

Im Hinblick auf die Militaria-Forschung werden an dieser Stelle exemplarisch die Untersuchungen zum Döttenbichl im Rahmen des augusteischen Alpenfeldzugs von W. Zanier angeführt (Zanier 2016). Der Döttenbichl, eine innerhalb des Ammergebirges südlich von Oberammergau gelegene und bis zu 40 m hohe Anhöhe, wurde in den 1990er Jahren zusammen mit zwei weiteren nahegelegenen Fundstellen durch Ausgrabungen und Metalldetektor-Prospektion archäologisch untersucht und zählt heute zu den wichtigsten Fundplätzen im Zusammenhang mit der augusteischen Eroberung des Alpengebiets. Nach Zaniers Interpretation wurde der Döttenbichl als Heiligtum der einheimischen raetischen Bevölkerung genutzt und war im Sommer 15 v. Chr. Schauplatz eines Gefechts zwischen römischen Truppen und einheimischen raetischen Kämpfern. Dieses schlug sich im Fundmaterial in über 700 Eisenfunden nieder. Besondere Relevanz besitzen drei Katapultpfeilspitzen, deren Stempel die Beteiligung der später in der Varusschlacht 9 n. Chr. untergegangenen 19. Legion am Kampfgeschehen bezeugen (Zanier 2016, 304–315). Intentionelle Zerstörungen und Brandspuren an den Waffenfunden interpretierte Zanier im Sinne einer rituellen Opferung der Funde auf dem Döttenbichl durch die einheimische Bevölkerung wenige Tage bis mehrere Monate nach dem Kampf (Zanier 2016, 573–574). Die zahlreichen Aussagemöglichkeiten zum Geschehen auf dem Döttenbichl beruhen auf Untersuchungsmethoden, die auch auf anderen Schlachtfeldern wie Kalkriese, dem Harzhorn oder andernorts erfolgreich zum Einsatz kamen. Dies gilt insbesondere für die bereits erwähnte systematische Prospektion des Geländes mit Metalldetektoren und für die exakte Kartierung der Funde, aber auch für gezielte Ausgrabungen und naturwissenschaftliche Untersuchungen an Holz- und Eisenfunden. Die Basis für die Interpretation des Fundplatzes und seine Einordnung in den historischen Kontext bildete jedoch auch hier die typologische und chronologische Feinanalyse des Fundmaterials in seinem Fundkontext. Ein Schwerpunkt lag dabei auf den dreiflügligen Pfeilspitzen, deren Untersuchung durch Schießexperimente

mit originalgetreu nachgebauten Objekten ergänzt wurde, und auf den römischen Schuhnägeln (Zanier 2016, 315–346; 349–384). Gerade dieser letzteren Fundgruppe ist in den letzten Jahren bei der Untersuchung des römischen Militärs in caesarischer bis augusteischer Zeit verstärkte Aufmerksamkeit geschenkt worden (z. B. Hornung 2016, 148–152; vgl. auch Burandt 2016).

Von wesentlicher Bedeutung für die Schlachtfeldarchäologie im Allgemeinen ist die Frage, welche Objekte nach dem Kampfgeschehen auf dem Schlachtfeld verblieben und wie sich diese Fundensembles zusammensetzen. Hierbei kommen ganz unterschiedliche Einflussfaktoren zum Tragen, die sich aus Art und Verlauf der Kämpfe, aus möglichen kampfvorbereitenden Maßnahmen und aus den nachfolgenden Plünderungsprozessen durch die Sieger ergeben (Coulston 2005). Gerade diese sog. *post-battle processes* bzw. das „Aufräumen“ im Kampfgebiet nach Beendigung der Schlacht sind von entscheidender Relevanz (Rost – Wilbers 2012; Ball 2015). Sie lassen sich besonders gut an der speziellen Situation in Kalkriese analysieren, wo eine hochgerüstete, fernab des eigenen Territoriums operierende Angriffsarmee mit zahlreichen Ausrüstungsstücken aus Metall völlig vernichtet wurde und das Schlachtfeld danach gänzlich den Plünderungen der Sieger ausgesetzt war (Rost 2009, 115). Prinzipiell kann festgehalten werden, dass unter den Waffenfunden auf Schlachtfeldern, die nach den *post-battle processes* dort verblieben, besonders häufig sog. Einweg- bzw. Fernwaffen vertreten sind, also Pfeilspitzen, Schleudergeschosse etc. oder – auf neuzeitlichen und modernen Schlachtfeldern – Munitionsreste von Handfeuerwaffen (Geschosse, Patronenhülsen), da man bei diesen Objekten aufgrund der geringen Größe und des fehlenden Nutzens auf ein Aufsammeln verzichtete (Rost 2009, 106). Diese Tendenz zeichnet sich auch in einem Vergleich der Militaria-Spektren ausgewählter römischer Schlachtfelder mit jenen von Legions- und Auxiliarlagern sowie von Zivilsiedlungen aufgrund einer Korrespondenzanalyse ab (Deschler-Erb 2005, 48 Abb. 5; 50–51). Einen Sonderfall repräsentiert hingegen Kalkriese, wo vergleichsweise wenige Fernwaffen gefunden wurden, wohingegen der Anteil anderer Militaria und sonstiger Ausrüstung von Soldaten und Tross überproportional hoch ist. Dies ist mit der speziellen Konfliktsituation des Defileegefechts zu erklären, das vorwiegend durch Kämpfe von Mann zu Mann geprägt war, während die sich in der Defensive befindlichen Römer ihre Fernwaffen kaum zum Einsatz bringen konnten (Rost 2009, 107–110).

Wie die Schlachtfeldarchäologie ist auch der Forschungskomplex der sog. Kriegsbeuteopfer im südlichen Skandinavien unter der *Archaeology of Conflict* zu verorten. Hierbei handelt es sich um Massendeponierungen von Waffen und militärischen Ausrüstungsbestandteilen vor allem aus der Zeit des 3. bis 5. Jahrhunderts, die im Rahmen innergermanischer Auseinandersetzungen von siegreichen Kriegerverbänden nach systematischer Zerstörung an Gewässerstellen ihres Stammesgebiets im heutigen Dänemark, Südschweden und Norddeutschland als Kriegsbeute rituell

geopfert wurden. Ein Teil dieses gewaltigen Materialbestands ist bereits seit dem mittleren 19. Jahrhundert bekannt, jedoch haben neuere Ausgrabungen und Materialstudien von dänischer und deutscher Seite insbesondere seit den 1990er Jahren zu einer wesentlich besseren Kenntnis dieser Orte und ihrer Funde geführt (zusammenfassend Rau – von Carnap-Bornheim 2012; Matešić – von Carnap-Bornheim 2015). Der besondere Quellenwert dieser Artefakte besteht nicht nur in den außergewöhnlich guten Erhaltungsbedingungen, sondern auch in der immensen Fundmasse selbst. So ließen sich durch die genaue Analyse der Objekte zusammengehörige Deponierungsensembles rekonstruieren und umfangreiche Waffen- und Ausrüstungsserien eines bestimmten Nutzungszeitraums identifizieren (vgl. von Carnap-Bornheim 2014, 427). Hieraus ergaben sich nicht nur neue Möglichkeiten für Materialstudien im engeren Sinne. Vielmehr boten sich auch neue Einblicke in die Ausrüstung, Sozialstruktur und Kampftaktik der germanischen Kriegergruppen sowie in ihre Beziehungen zum römischen Reich, vor allem vom 3. bis 5. Jahrhundert (von Carnap-Bornheim 2014, 423). Da an mehreren Opferplätze wie Illerup Ådal, Vimose und Thorsberg auch zahlreiche römische Waffen(fragmente) geborgen wurden, waren diese Fundhorizonte für die Erforschung römischer Schwerter und anderer Militaria stets bedeutsam (vgl. Ulbert 1974; Miks 2007, 135–139). Allerdings sind sie erst in den vergangenen Jahrzehnten, nicht zuletzt infolge der neuen Forschungen an den Opferplätzen, verstärkt ins Blickfeld der Provinzialrömischen Archäologie in Deutschland gerückt (vgl. Fischer 2014, 95). Dies geschah in einer Phase, in der sich das Fach zunehmend intensiver mit den Gebieten jenseits der römischen Reichsgrenze beschäftigte (z. B. Steidl 2007; Voß – Müller-Scheeßel 2016), wofür das Schwerpunktprogramm „Romanisierung“ der Deutschen Forschungsgemeinschaft in den Jahren 1993–2000 entscheidende Impulse lieferte (Haffner – von Schnurbein 2000). Zudem wurde durch das seit 1990 von der Römisch-Germanischen Kommission des Deutschen Archäologischen Instituts koordinierte internationale Gemeinschaftsprojekt *Corpus der römischen Funde im europäischen Barbaricum* eine wesentliche Grundlage für das Studium römischer Objekte außerhalb des *Imperium Romanum* im mittel- und osteuropäischen Barbaricum geschaffen (Voß – Hüssen 2017; vgl. Heising 2015, 535).

Zu den bedeutendsten südskandinavischen Mooropferplätzen zählt das Thorsberger Moor in Süderbrarup (Schleswig-Holstein), dessen Fundbestand erst kürzlich einer umfassenden (Neu-)Analyse unterzogen und nach Materialgruppen gegliedert vorgelegt wurde (Lau 2014; Blankenfeldt 2015; Matešić 2015; von Carnap-Bornheim 2014; vgl. auch Blankenfeldt und von Carnap-Bornheim 2018). Den Rahmen bildete eine im Jahr 2004 initiierte dänisch-deutsche Kooperation zwischen dem Nationalmuseum Kopenhagen, dem Moesgård Museum und dem Archäologischen Landesmuseum in Schleswig, Schloss Gottorf, unter Leitung von J. Ilkjær und C. von Carnap-Bornheim. Das Projekt umfasste zudem die (Neu-)Bearbeitung des Fundstoffs der dänischen Moore von Illerup Ådal, Nydam, Ejsbøl und Vimose (von Carnap-Bornheim – Ilkjær 2008). Hervorzuheben ist dabei, dass die Bearbeitung der

Militaria aus dem Thorsberger Moor durch S. Matešić in den Händen einer Vertreterin der Provinzialrömischen Archäologie lag (Matešić 2015). Den Untersuchungen zufolge wurden die meisten dieser Objekte in der ersten Hälfte des 3. Jahrhunderts niedergelegt, wobei sich im sauren Bodenmilieu des Thorsberger Moores zwar Objekte aus Bunt- und Edelmetall sowie organische Funde, aber kaum Eisenobjekte erhalten hatten. Hinsichtlich der auffällig zahlreichen römischen Waffen konnte Matešić bei den Schwertbestandteilen Bezüge nach Niedergermanien und Britannien nachweisen (Matešić 2015, 261–271).

Trends in der jüngeren britischen Forschung

Ebenso wie auf dem Kontinent bildeten „empirische" Materialstudien, basierend auf der Klassifizierung und Typologisierung, statistischen Erfassung und vergleichenden Auswertung von Fundmaterial, auch in Großbritannien stets einen Grundpfeiler der Kleinfundforschung (Hingley – Willis 2007, 7). Allerdings verlief dort der breitere Forschungsdiskurs innerhalb der Römischen Archäologie anders als in Deutschland, Österreich und der Schweiz. So ist bei einem Teil der Römischen Archäologen auf der Insel insbesondere seit den 1990er Jahren eine deutliche Hinwendung zu theoretischen Ansätzen festzustellen, was sich unter anderem in der seit 1991 jährlich organisierten *Theoretical Roman Archaeology Conference (TRAC)* niederschlug. Dabei zeichnete sich in den Beiträgen der Kongressbände eine Grundtendenz vom Hinterfragen vorherrschender Ansichten hin zur Entwicklung neuer, theoretischer Modelle ab, vor allem bei den Themen soziale, kulturelle und ethnische Identität (Swift 2016, 82). Dies hatte auch Folgen für die *Roman Military Studies* bzw. *Roman Military Archaeology*, der innerhalb der britischen Archäologie lange Zeit ein überaus konservativer Ruf anhaftete (James 2002; Gardner 2014, 1326). Im Folgenden werden zunächst die Rahmenbedingungen dieser Entwicklung grob umrissen. Danach wird anhand ausgewählter Beispiele auf einige Aspekte der jüngeren britischen *Roman Military Studies* eingegangen, in denen neue methodische Konzepte unter Einbindung von Militaria und anderen Fundgruppen eine Rolle spielen. Betrachtet man die jüngere Entwicklung der *Roman Military Studies* in Großbritannien insgesamt, so fällt der Blick zunächst auf eine bemerkenswerte Anzahl übergreifender und teilweise interdisziplinär ausgerichteter Monographien und Sammelwerke zum Thema Krieg und Kriegsführung in der griechisch-römischen Antike (z. B. Sabin et al. 2007; Campbell – Trittle 2013; Sarantis – Christie 2013; vgl. Coulston 2012, 729). Stellvertretend sei hier der von A. Sarantis und N. Christie 2013 herausgegebene zweibändige Sammelband *War and Warfare in Late Antiquity* hervorgehoben, der Beiträge von Spezialisten aus unterschiedlichen altertumswissenschaftlichen Disziplinen bündelt (Sarantis – Christie 2013). Das Buch zielt auf einen holistischen Ansatz zur Erforschung militärischer Konflikte in der Spätantike unter Berücksichtigung historischer und archäologischer Quellen, wobei Verlauf und Folgen der Konflikte und ihre Wahrnehmung durch die Zeitgenossen, aber auch

die Wechselwirkungen zwischen den Kriegen einerseits und den gesellschaftlichen, wirtschaftlichen und siedlungsgeographischen Strukturen vor dem Hintergrund der übergreifenden politischen Entwicklungen andererseits untersucht werden. In diesem Zusammenhang wurde der römischen Militärausrüstung als Quellengattung ein wichtiger Platz eingeräumt (Sarantis 2013).

Innerhalb der *Roman Military Equipment Studies* selbst lässt sich auch seitens der britischen Archäologie ein großer Umfang an Literatur zu den Militaria-Beständen bestimmter Fundplätze (z. B. James 2004; Chapman 2005) oder zu spezifischen Waffengattungen (zuletzt z. B. Bishop 2016; 2017; 2020; D'Amato – Neghin 2017; vgl. Sarantis 2013, 160–175) konstatieren. Wesentliches davon floss in den 1993 erstmals und 2006 in überarbeiteter Version publizierten Überblicksband *Roman Military Equipment from the Punic Wars to the Fall of Rome* von M. C. Bishop und J. C. N. Coulston ein (Bishop – Coulston 2006). Das Buch mit seiner diachronen Analyse der unterschiedlichen Waffengattungen unter Berücksichtigung der einschlägigen Quellengattungen, zentralen Forschungsansätze und Fragestellungen fand nicht nur in Großbritannien, sondern auch auf dem Kontinent als Referenzwerk ersten Ranges der *Roman Military Equipment Studies* eine weite Verbreitung. Wie oben angedeutet, bildeten römische Militärfunde und deren Interpretation jedoch auch ein wichtiges Element des weiteren Forschungsdiskurses der *Roman Military Studies* auf der Insel. Einen Diskussionsstrang, der die Forschung nachhaltig prägte, griff L. Allason-Jones in ihrem Beitrag zur 11. *Roman Military Equipment Conference* des Jahres 1998 mit dem Titel *What is a Military Assemblage?* auf (Allason-Jones 1999). Bereits zehn Jahre zuvor hatte die Autorin eine Studie zu den Fundspektren aus Türmen des Hadrianswalls veröffentlicht, die sie den Nutzungsperioden der Bauten im 2. Jahrhundert zuweisen konnte (Allason-Jones 1988). Diese Ensembles wiesen nicht nur (wenige) Waffen auf, sondern auch Objekte, die normalerweise dem zivilen Bereich zugeordnet und teilweise als „frauenspezifisch" angesprochen werden (z. B. Nadeln und Pinzetten). Da die Türme aber eindeutig von Soldaten besetzt waren und auch keine Spuren einer zivilen Nachnutzung vorlagen, ergab sich die Schlussfolgerung, dass all diese Objekte von Militärs genutzt wurden und damit im gegebenen Zusammenhang Elemente eines „militärischen" Fundensembles darstellen. Vor diesem Hintergrund unterstrich Allason-Jones „(…) *that all the objects found in a fort had a military use, in that they were used by soldiers or by people attached to soldiers in same way*.", während im Gegenzug nur solche Objekte unter dem Begriff „Militärausrüstung" zu klassifizieren seien, bei denen der militärische Charakter unverkennbar ist wie bei Waffen (Allason-Jones 1999, 3; vgl. 2001, 22; 2016, 468–470).

Bei der Frage, ob ein Fundobjekt als „militärisch" oder „zivil" definiert bzw. mit einer Nutzung durch Militärs oder Zivilisten verbunden werden kann, kommt demnach dem Gesamtkontext entscheidende Bedeutung zu. Als *military context* ist dabei

im Prinzip die Kombination aller Aktivitäten zu betrachten, die an einem Militärplatz nachzuweisen sind (Allison 2013, 41). Nach S. James müsste daher die methodische Zielrichtung im Idealfall darin bestehen, auf Grundlage der Fundensembles in einem Kastell spezifische Muster hinsichtlich Vergesellschaftung, Deponierungsart und ausgeübter Praktiken herauszuarbeiten, die dann als generelle „Marker" für militärische Fundplätze herangezogen werden könnten. Allerdings ist dabei zu überlegen, inwieweit Kastelle und *vici* tatsächlich als strikt getrennte Bereiche, militärisch und zivil, mit weitgehend unterschiedlichen Personengruppen zu betrachten sind (James 2001, 83). Auf dieses Problem wird später noch zurückzukommen sein. Mit der Definition von „militärischen" und „zivilen" Fundensembles beschäftigte sich auch A. Gardner in seinem Buch *An Archaeology of Identity: Soldiers and Society in Late Roman Britain* (Gardner 2007; vgl. dazu Cool 2009). Im Hinblick auf die Bevölkerung im spätrömischen Britannien kam er zu dem Schluss, dass gerade in spätantiken Kastellen eine Unterscheidung sozialer Gruppen schwierig sei. Die Kategorien „militärisch" oder „zivil" *per se* sah er in diesem Zusammenhang als zu verallgemeinernd an, da sie den Realitäten nicht gerecht würden, wonach man nicht nur von einer, sondern von vielen Stufen militärischer bzw. sozialer Identität auszugehen habe. Insofern sei schon die Frage nach einem „militärischen Fundensemble" problematisch (Gardner 2007, 261–263).

Gardner, dessen Forschungen insgesamt eine stark (sozial-)theoretische Komponente aufweisen, gehört zu jenen Vertretern der Römischen Archäologie auf der Insel, die sich intensiv mit dem Konzept der *Identity* auseinandersetzten. Dieses vielschichtige Forschungsfeld nahm seit den 1990er Jahren in der britischen *Roman Archaeology* einen breiten Raum ein und verdrängte den dort zunehmend kritisch betrachteten Begriff der *Romanization* aus dem Fachdiskurs (z. B. Pitts 2007; Haynes 2013, 21–25; Eckardt 2014; Mattingly 2014; Revell 2016, 6–9; vgl. auch Schörner 2005). Wenngleich sich die Diskussion um Identität(en) ebenso seit längerem durch die deutschsprachige Forschung zog und auch in Zusammenhang mit der römischen Armee thematisiert wurde (z. B. Stoll 2006; Busch 2011), so bildeten Untersuchungen zur *military identity* bzw. *soldierly identity* und *military community* einen speziellen Schwerpunkt in der jüngeren britischen Fachliteratur (z. B. James 1999; 2004; 2011; Goldsworthy – Haynes 1999; Gardner 2007; Coulston 2004; 2014; Bishop – Coulston 2006, 253–261; Haynes 2013; 2016). Gefragt wurde nach der persönlichen Identität bzw. den unterschiedlichen Identitäten der römischen Soldaten in ihrem sozialen Umfeld sowie ihre Wahrnehmung durch sich selbst und andere anhand von Kleidung, Ausrüstung, Sprache, Speisekultur, Religion und Bestattungssitten, aber ebenso nach der Rolle der römischen Armee als gesellschaftliches Element. Hiermit verknüpft ist der Aspekt der (weiteren) *military community*, der nicht nur die Soldaten, sondern auch die nicht kämpfenden Mitglieder der Truppe, wie Frauen, Kinder, Sklaven und *calones* etc., zuzurechnen sind.

In seinem Buch zur *Archaeology of Identity* näherte sich Gardner dem Aspekt der sozialen Identität(en) von Bevölkerungsgruppen im spätrömischen Britannien auf Basis des Militärs, das anhand der Sachkultur und unter Berücksichtigung von Baustrukturen bzw. siedlungsgeschichtlichen Prozessen und schriftlichen Quellen untersucht wurde. Militaria repräsentierten dabei nur eine, wenn auch eine wichtige Kategorie neben anderen Fundgattungen. Gardners Ansatz bestand darin, die aus der Sachkultur gewonnenen Daten in ein theoretisches Modell einzubinden, um hierdurch einen neuen Blickwinkel auf das römische Militär und seine gesellschaftlichen Verflechtungen im Britannien des 4. und 5. Jahrhunderts zu gewinnen. Den theoretischen Rahmen bildete die *structuration theory* des Soziologen A. Giddens, in deren Zentrum das Verhältnis von handelndem Individuum (*agency*) und Gesellschaft (*structure*) steht, die sich wechselseitig beeinflussen (Giddens 1984). Hieraus leitete Gardner drei Ebenen (*materiality*, *temporality*, *sociality*) ab, auf denen er seine Analysen durchführte. Durch eine diachrone Betrachtung der Sachkultur des 1. bis 5. Jahrhunderts nach Fundkategorie und Funktion sowie deren prozentuale Verteilung an ausgewählten Siedlungsstellen erarbeitete er ein Verteilungsmuster, das er im Sinne einer immer weniger scharfen Trennung von militärischen und zivilen (städtischen) Siedlungen während des 4. Jahrhunderts interpretierte. Hierin erkannte er einen Wandel in den Identitäten der gesellschaftlichen Gruppen im spätrömischen Britannien, die sich durch spezifische soziale Praktiken zu erkennen geben. Das auf diese Weise entworfene, differenzierte Bild des spätrömischen Britanniens mit seinen vielschichtigen Entwicklungsprozessen widersprach sowohl der Vorstellung eines „Goldenen Zeitalters“ als auch jener eines kontinuierlichen Niedergangs (vgl. Cool 2009, 713). Kritisch hinterfragt wurde allerdings Gardners Datengrundlage als wesentliche Voraussetzung für das Funktionieren seines theoretischen Ansatzes (Reece 2009, 380).

Ebenso wie Gardner hatte sich auch James in die *military identity*-Diskussion eingebracht (James 1999; 2001; 2002, 38–44). Er wandte sich in seinen Arbeiten wiederholt gegen das in der Forschung lange vorherrschende Bild der römischen Armee als „monolithischen Block“, in der die einzelnen Soldaten lediglich als *cogs in a machine* fungiert hätten (James 1999, 14), sondern hob deren Rolle als Individuen und Akteure in ihrem sozialen Umfeld hervor (James 2002, 42–44). Dabei vertrat er die Ansicht, dass es innerhalb des Militärs ein reichsweites Zusammengehörigkeitsgefühl als *milites* bzw. das Bewusstsein einer *imagined community* gegeben habe. Dieses habe sich trotz der kulturell, ethnisch und sprachlich heterogenen Zusammensetzung der Armee und trotz ihres gewaltigen Operationsgebiets in einer relativ einheitlichen Bewaffnung und Ausrüstung manifestiert, was jedoch zumindest in der frühen und mittleren Kaiserzeit auf keine zentral organisierten Versorgungsstrukturen oder auf allgemeine Regularien zurückzuführen sei. Im Gegensatz (oder parallel) zur offiziellen staatlichen *military culture* mit ihrem einheitlichen, von oben gesteuerten ideologischen Überbau und den festgelegten Zeremonien, Kommando- und

Organisationsstrukturen erfolgte die Entwicklung der *military identity* aus den Reihen der Soldaten selbst, und zwar vor allem in den Grenzprovinzen (James 1999).

Doch die Identitätsebenen des römischen Soldaten waren vielschichtig: Neben der reichsweiten *imagined community* war er – am anderen Ende der Skala – vor allem in seine *local community* eingebunden, die sich um seine Stammeinheit am entsprechenden Garnisonsort bildete und der auch seine Familie und Dienerschaft angehörten. Dazwischen existierten weitere Identitätsbezüge, etwa die Zugehörigkeit zu einem Provinzheer oder zu regionalen Truppenverbänden wie an Rhein und Donau (James 1999, 18, 23; 2002, 42–44; vgl. Coulston 2004, 139–140; Haynes 2013, 10). Letztlich könne nach James beim römischen Militär gar nicht von *einer* Armee im modernen Sinne, sondern nur von verschiedenen Armeen gesprochen werden, was letztlich auch einen Widerhall in den antiken Schriftquellen findet (James 1999, 14; 2002, 38–39). Konkret diskutierte James diese Aspekte anhand der Waffen und militärischen Ausrüstungsgegenstände aus Dura Europos, einem bedeutenden Fundbestand des 3. Jahrhunderts an der Schnittstelle von mittlerer Kaiserzeit und Spätantike (James 2004, 253–254; 2019; vgl. Gschwind 2007; Sarantis 2013, 154). Die *bottom-up perspective* der *milites* und ihre Wahrnehmung in der römischen Gesellschaft setzte auch den Rahmen für James‘ 2011 veröffentlichtes Werk mit dem Titel *Rome & the Sword. How Warriors and Weapons Shaped Roman History* (James 2011), das 2013 ebenso in einer deutschsprachigen Version erschien. Wie der Buchtitel vorwegnimmt, repräsentiert das römische Schwert und seine Entwicklung den roten Faden, entlang dessen James seine chronologisch aufgebaute und objektorientierte Studie zur römischen Militärgeschichte von der frühen Republik bis zum Tod des byzantinischen Kaisers Justinians (565 n. Chr.) aufspannte. Das Schwert wurde dabei als eine der wichtigsten Waffen des römischen Soldaten bewusst in doppeldeutiger Hinsicht verstanden, nämlich als Artefakt einerseits und als Metapher für die militärische Macht Roms andererseits. Im eigentlichen Mittelpunkt des Werkes stehen jedoch jene, die das Schwert führten, nämlich die römischen *milites*.

Den Kern von James‘ Studie bildet der spezifische methodische Ansatz, der drei Bereiche miteinander in Beziehung setzt: Archäologisches Fundmaterial, römische Militärgeschichte und sozio-kulturelle Aspekte der römischen Armee. Anhand entsprechender Fundobjekte wird die technische Entwicklung bzw. Funktionsweise des römischen Schwertes aufzeigt und vor dem Hintergrund der sich wandelnden Waffentechnik und Kriegsführung im Zuge von Roms kriegerischen Konflikten in das übergeordnete historische Narrativ eingebunden (vgl. Levithan 2012; Goldman 2013, 688–689). Besondere Aufmerksamkeit widmete James dabei den Feinden jenseits der Reichsgrenzen, wie Germanen oder Sasaniden, deren Bewaffnung die römische mehr oder weniger stark beeinflusste und umgekehrt. Hiermit verwob er die Identität und Stellung der römischen *milites* innerhalb der römischen (Zivil-)Gesellschaft, gegenüber der sie mal als Beschützer, mal als Unterdrücker

und unberechenbares „Wolfsrudel“ auftraten. In diesem Zusammenhang erfolgte auch ein Perspektivenwechsel auf die nach dem Spielkartenschema organisierten römischen Kastelle, deren Funktion James nicht nur im Schutz vor äußeren Feinden sah, sondern auch in der Kontrolle der im Kastell stationierten Soldaten und des damit verbundenen latenten Gewaltpotentials (*not castles, but wolf-cages*; James 2011, 174). Ebenfalls zu nennen ist an dieser Stelle die übergreifende Studie *Blood of the Provinces: The Roman Auxilia and the Making of Provincial Society from Augustus to the Severans* von I. Haynes (Haynes 2013), die die Auxiliareinheiten im Römischen Reich in den Mittelpunkt stellt. Hierbei wurden anhand des Konzepts der *Incorporation* der Prozess und die Mechanismen untersucht, mit denen die römischen Verwaltung unterworfene Bevölkerungsgruppen in die provinzialrömischen Gesellschaft integrierte.

Ein spezieller Fokus der britischen *Roman Military Studies* richtete sich auf die „zivilen“ Mitglieder der *military community*, insbesondere auf Frauen und Kinder (vgl. die entsprechende Session in Hodgson et al. 2017). Das Thema „Frauen im und um das römische Militär“ war in der Vergangenheit sowohl in Großbritannien als auch auf dem Kontinent wiederholt von althistorischer und epigraphischer Seite behandelt worden, wobei man sich jedoch vorwiegend für juristische Aspekte interessierte. Wenngleich vor allem die Entdeckung hölzerner Schreibtafeln mit der Erwähnung von Frauen an den Militärplätzen *Vindolanda* am Hadrianswall (Bowman – Thomas 1994, 256–265) und *Vindonissa* südlich des Hochrheins (Speidel 1996, 54; 180–191; vgl. Speidel 1999) ein neues Licht auf die Thematik warf, standen archäologische Quellen zur Rolle von Frauen und Kindern im sozialen Umfeld des Militärs und im Alltagsleben der römischen Militärlager, und hierbei speziell die Evidenz der Kleinfunde, lange im Hintergrund (zusammenfassend Rudán – Brandl 2008). In Großbritannien änderte sich dies mit dem Aufkommen der *Gender Studies* innerhalb der *Romano-British Studies* in den späten 1980er Jahren (Sherratt – Moore 2016). Dabei entwickelte sich ein bisweilen kontrovers geführter Diskurs, im Zuge dessen sich weitgehend die Erkenntnis durchsetzte, dass Frauen (vor allem „legale“ oder *de facto*-Ehefrauen der Soldaten) und Kinder nicht nur einen integralen Bestandteil der *military community* bildeten, sondern sich auch regelmäßig innerhalb römischer Militärlager aufhielten. In dem Zusammenhang wurde argumentiert, dass bereits im 1. und 2. Jahrhundert – also vor der (postulierten) Aufhebung des Eheverbots unter Septimius Severus (vgl. Stoll 2020, 19–22) – nicht nur die Truppenkommandeure und Offiziere, sondern auch die einfachen Soldaten mit ihren Familien dauerhaft in den Kastellen zusammengelebt hätten (vgl. Allison 2013, 19–22; Allason-Jones 2016, 472–473). Aus archäologischer Sicht stellte sich die Frage, inwieweit die (reguläre) Präsenz von Frauen und Kindern innerhalb der Kastelle nicht nur durch epigraphische und primäre Nachweise, etwa in Form stratifizierter Kinderskelette wie im Legionslager von Vindonissa (Trumm – Fellmann Brogli 2008), sondern auch anhand des Fundmaterials belegt werden könne.

Ähnlich wie im Fall „militärischer“ oder „ziviler“ Fundobjekte galt es auch hier zu prüfen, ob bzw. unter welchen Umständen bestimmte Objekte oder Objektgruppen eine eindeutige geschlechtsspezifische Ansprache erlauben und inwieweit auf diesem Weg ein *engendering* der *military community* möglich sei (vgl. Haynes 2013, 16; Allison 2013, 12–32). Dabei zeigte sich, dass hierfür selbst solche Objekte nur bedingt heranzuziehen sind, die als typisch „frauenspezifisch“ betrachtet werden, wobei wiederum dem Fundkontext eine entscheidende Bedeutung zukommt. Als Konsequenz kann in diesen Fällen nur mit gewissen Wahrscheinlichkeiten gearbeitet werden (vgl. Allason-Jones 1995; Allison 2015; siehe auch Reuter 2008).

Als archäologischer „Schlüsselbefund“ wurden daher von den Befürwortern der These eines Zusammenlebens von einfachen Soldaten und ihren Familien innerhalb der Kastelle die Funde römischer Schuhe aus dem Kastell von *Vindolanda* angeführt, die C. van Driel-Murray untersuchte (van Driel-Murray 1994; 1995; vgl. Greene 2014). Van Driel-Murrays Vorgehen beruhte auf der Prämisse, dass Schuhe anhand ihrer Größe bis zu einem gewissen Grad eine zweifelsfreie Zuweisungen zu adulten Männern, Frauen und Kindern erlauben. Im Gegensatz zu den anderen Fundgruppen können sie damit als interpretationsunabhängiger Nachweis für Individuen unterschiedlichen Alters und/oder Geschlechts dienen. Auf dieser Grundlage ließ sich eine größere Anzahl von Frauen- und Kinderschuhen identifizieren, die sich in mehreren Räumen eines als Mannschaftsbaracke gedeuteten Baus des frühen 2. Jahrhunderts (Periode IV) in *Vindolanda* fanden. Van Driel-Murray verwies in diesem Zusammenhang auf das Beispiel der niederländischen Armee in Indonesien während der Kolonialzeit, deren Soldaten es – anders als etwa in der britischen Armee – trotz eines offiziellen Heiratsverbots gestattet war, einheimische Frauen und Kinder in den Mannschaftsunterkünften unterzubringen.

Allerdings stießen Driel-Murrays Schlussfolgerungen wiederholt auf Kritik. So wurde hinterfragt, ob die Schuhe tatsächlich der Nutzungsperiode des betreffenden Gebäudes zuzuordnen sind, oder ob sie nicht erst zu einem späteren Zeitpunkt dorthin gelangt sein könnten (Hölschen – Becker 2006, 41; Reuter 2008, 94–95). Nach Ansicht von N. Hodgson, der die sichere Deutung des Gebäudes als Mannschaftsbaracke überhaupt in Zweifel zog, ließen sich in Auxiliarkastellen am Hadrianswall und andernorts weder aus Gebäudegrundrissen noch aus dem Fundmaterial und seiner Verteilung, zumindest bis in die zweite Hälfte des 4. Jahrhunderts, belastbare Hinweise auf eine regelhafte Unterbringung von Soldatenfamilien in den *contubernia* der Mannschaftsbaracken ableiten (Hodgson 2014). Hinzu kam das Problem, dass einige Schuhe in *Vindolanda* zu groß für Kinder, aber zu klein für ausgewachsene Männer sind. Bereits van Driel-Murray hatte darauf hingewiesen, dass diese Schuhe sowohl zu Frauen als auch zu jungen bzw. jugendlichen männlichen Personen (Prostituierten?) gehört haben könnten (van Driel-Murray 1995, 19–20). Als Gegenargument führte man darüber hinaus die Feststellung ins Feld, dass die

antiken Schriftquellen insgesamt eher auf eine relativ strikte Trennung von Männern und Frauen im Bereich des römischen Militärs hindeuten, vor allem was die unteren Dienstgrade betrifft (Rudàn – Brandl 2008, 14). Auch auf dem Kontinent wurde – neben dem grundsätzlichen Problem der geschlechtsspezifischen Zuweisung von Fundobjekten – die Frage nach Frauen und Kindern im Umfeld römischer Kastelle und deren archäologischen Nachweisbarkeit diskutiert (z. B. Becker 2006; Hölschen – Becker 2006; Rudán – Brandl 2008; Sedlmayer 2018, 198–200; vgl. Stoll 2006; 2020), jedoch blieb das Thema dort eher eine Randerscheinung. Hingegen erwiesen sich in Großbritannien van Driel-Murrays Untersuchungen in *Vindolanda* und ihr Versuch, die bislang wenig beachteten sozialen Gruppen der *military community* und ihre Aktivitätsbereiche auf Grundlage der archäologischen Evidenz sichtbar zu machen, trotz der vorgebrachten Kritik als prägend für die weitere Forschung.

Auf den Nachweis bestimmter Personengruppen, insbesondere von Frauen und Kindern, innerhalb von Kastellen aufgrund des Fundspektrums zielte auch das Projekt *Engendering Roman Military Spaces* von P. Allison (Allison 2013). Die Autorin verstand ihre Arbeit nicht zuletzt als Gegenpol zu H. von Petrikovits' grundlegender Untersuchung zu *Innenbauten römischer Legionslager während der Prinzipatszeit* (von Petrikovits 1975), deren methodische Basis sie in Teilen als unzureichend kritisierte (Allison 2013, 15–19). Im Zentrum ihrer Analyse stand die Frage, welche sozialen Gruppen in welchen Bereichen römischer Militärlager – im konkreten Fall mehrere früh- und mittelkaiserzeitliche Anlagen in Deutschland – lokalisiert werden können und wie sich deren Aktivitäten im archäologischen Fundniederschlag und unter Berücksichtigung charakteristischer Baustrukturen identifizieren lassen. Allisons methodisches Prinzip beruhte auf der Kategorisierung des Fundmaterials nach Aktivität (z. B. *combat equipment, gaming, toilet*) und Geschlechtszugehörigkeit (*male, female, children*). Dies geschah anhand mehrerer „Wahrscheinlichkeitsebenen", was eine Skalierung der Funde hinsichtlich ihres Aussagewerts ermöglichte. So konnten Artefakten unterschiedliche Aktivitäten zugeordnet und diese wiederum als „sicher" oder „unsicher" markiert werden, die geschlechtsspezifische Ansprache erfolgte nach einem ähnlichen Abstufungssystem (z. B. *possibly male* oder *possibly male or female*).

Ein weiterer Schritt bestand in der GIS-basierten räumlichen Verteilungsanalyse mit dem Ziel, die unterschiedlichen Personengruppen bzw. ihre Aktivitäten anhand von Kartierungsmustern in bestimmten Kastellbereichen zu lokalisieren und daraus Rückschlüsse auf die Organisation und Struktur der *military community* zu ziehen. Die hierbei erarbeiteten Ergebnisse bewertete Allison, ähnlich wie van Driel-Murray, im Sinne einer regelmäßigen Anwesenheit von Frauen und Kindern in den betreffenden Militärlagern, wenn auch vermutlich nicht im Bereich der Zentralgebäude. Hierbei habe es sich nicht nur um die Familien der Offiziere, sondern auch um jene einfacher Soldaten gehandelt, die aktiv in die lagerinternen Produktionsprozesse

eingebunden waren. Dadurch schärfe sich das Bild, wonach Militärlager und ihre *vici* – vor allem im Westen des Reiches – eher wie städtische Siedlungen mit den dort üblichen sozialen Gefügen verschiedener Personengruppen zu betrachten seien (Allison 2013, 31; 356). Die Studie rief in Großbritannien ein weitgehend positives Echo hervor (z. B. Gardner 2014; Greene 2015) und wurde auch von deutscher Seite rezensiert (Kirch 2015). Allerdings weist Allisons Methode auch eine Reihe von Schwachstellen auf, der sich die Autorin durchaus bewusst war. Denn Aussagewert und Vergleichbarkeit ihrer Datenbasis hängen entscheidend vom Forschungsstand an den jeweiligen Fundplätzen ab. Beides steht und fällt mit dem Wissen, ob es sich bei den betreffenden Funden um vor Ort verlorenen Siedlungsniederschlag, um verlagertes, zufällig zusammengesetztes Material oder um Abfalldeponierungen handelt (Allison 2013, 51–54). Ein weiteres Problem besteht in der unsicheren Funktionsansprache bzw. in der möglichen Multifunktionalität zahlreicher Objekte, was subjektive Entscheidungen bei der Kategorisierung geradezu unvermeidlich macht. Hinzu kommt schließlich der Fehler der „kleinen Zahl", was die Aussagekraft von Einzelfunden zur Identifizierung Aktivitätszonen oder zur Funktion von Gebäuden stark einschränkt (vgl. Becker 2006, 37–38; Greene 2015, 391; Kirch 2015, 735–736).

Insgesamt bleibt, ähnlich wie im Fall von Gardners *identity*-Studie zum spätrömischen Britannien, auch bei Allisons Arbeit abzuwarten, bis zu welchem Grad sich ihre Methodik als umfassend tragfähig erweist. Zwar scheint sich die Vorstellung eines grundsätzlich engen Zusammenlebens von Militärs und Zivilisten zumindest während der mittleren und späten Kaiserzeit sowohl innerhalb als auch außerhalb der Kastellmauern zu bestätigen und wird unter anderem durch neuere Ergebnisse einer methodisch ähnlich angelegten Studie zum Kastell und *vicus* von *Vindolanda* untermauert (Birley 2016). Gleichwohl ist die Frage, inwieweit dabei mit einer permanenten Anwesenheit von Frauen auch innerhalb der Mannschaftsunterkünfte gerechnet werden kann, nach wir vor umstritten (kritisch z. B. Hodgson 2014; Stoll 2020, 21).

Experimentelle Archäologie in Großbritannien und Deutschland

Eine Spezialdisziplin, die sich sowohl in Großbritannien als auch auf dem Kontinent und dort insbesondere in Deutschland seit den 1980er Jahren einen zunehmend festen Platz in der Erforschung des römischen Militärs und seiner materiellen Hinterlassenschaften gesichert hat, ist die Experimentelle Archäologie. Dieses praxisorientierte Feld hat neue Untersuchungsmöglichkeiten eröffnet, was Herstellung, Gebrauch, Funktion und Widerstandsfähigkeit antiker Waffen und Ausrüstung betrifft. Hiermit unmittelbar verbunden ist das Phänomen sog. Römergruppen, die sich vorwiegend aus interessierten Laien zusammensetzen. Allerdings steht heute nur bei einem Teil dieser Vereinigungen der originalgetreue Nachbau römischer

Waffen und Ausrüstung sowie deren experimentelle Erprobung unter wissenschaftlichen Gesichtspunkten im Mittelpunkt. Hingegen hat man sich vielfach auf öffentliche Präsentationen konzentriert, die in der Regel bei musealen Großveranstaltungen im Rahmen eines didaktischen Rahmenprogramms erfolgen (zusammenfassend Junkelmann 2002; Schrader 2009; Junkelmann 2015, 11–32). Je nach Ziel und Schwerpunktsetzung – sei es allgemein das Nachstellen und Nacherleben römischer (Alltags-)Szenarien, das Nachspielen spezifischer historischer Ereignisse oder das konkrete Erforschen technischer Aspekte von Waffen und Ausrüstung – agieren diese Gruppen in den Bereichen der *Living History*, des *Reenactment* oder der Experimentellen Archäologie (zu den Begriffen Sénécheau – Samida 2015, 34–47).

Wenngleich die Experimentelle Archäologie als solche wesentlich älter ist, markiert den Anfang der „Römergruppen" das Jahr 1972 mit der Gründung der bis heute aktiven *Ermine Street Guard (E.S.G.)* in Großbritannien. Die *E.S.G.*, deren rekonstruierte Ausrüstung sich an Originalfunden des mittleren und späteren 1. Jahrhunderts orientiert, trat bereits in den 1980er Jahren europaweit auf (Haines – Sumner 2000). In Deutschland formierte sich ein entsprechendes Pendant erst zehn Jahre später in Form *der Legio XIIII Gemina Martia Victrix* um D. Peterson, den damaligen Leiter eines Museums der US-Armee in Frankfurt a. M. Zur prägenden Persönlichkeit der deutschen *Reenactment*-Szene avancierte jedoch M. Junkelmann, der seit seinem Fußmarsch in Legionarsausrüstung über die Alpen zusammen mit acht Begleitern im Jahr 1985 schlagartig internationale Bekanntheit erlangte. Während der folgenden Jahrzehnte vergrößerte und diversifizierte sich die Szene rapide, wie beispielsweise die 2002 gegründete britische Gruppe *Comitatus* zeigt, die sich speziell mit Nachbau und Erprobung spätantiker Militärausrüstung beschäftigt (Conyard 2013). Neben Großbritannien und Deutschland existieren „Römergruppen" inzwischen auch in anderen europäischen Ländern und darüber hinaus (vgl. Schrader 2009, 367 Abb. 8). Mit der zunehmenden Entwicklung zum Massenphänomen ist der wissenschaftlich-experimentalarchäologische Anspruch der „Römergruppen", dem sich die meisten Vereinigungen zumindest offiziell verschrieben haben, immer mehr zurückgetreten (Junkelmann 2002, 76). Dies geschah nicht zuletzt vor dem Hintergrund des seit den 1990er Jahren rasant gewachsenen Marktes billig produzierter Nachbauten römischer Waffen- und Ausrüstungsteile aus Südasien, die zwar vergleichsweise leicht erschwinglich, aber vielfach nur noch eingeschränkt mit authentischen Nachbauten zu vergleichen sind. Sowohl von Vertretern der *Reenactment*-Szene als auch von akademischer Seite wurde dieser Prozess wiederholt kritisiert (z. B. Schrader 2009, 364–365; Fischer 2014, 107; Junkelmann 2015, 30-31).

Unter wissenschaftlichen Gesichtspunkten betrachtet, hat die experimentelle Archäologie eine Reihe wichtiger Beiträge zur Erforschung römischer Waffen und Militärausrüstung geleistet (vgl. Sarantis 2013, 155). Unterschieden wird dabei zwischen handwerklicher und funktionaler Experimentalarchäologie, wobei im ersten

Fall die Herstellungsprozesse der Waffen und Ausrüstung, im zweiten hingegen die Frage nach deren Wirkungsweise und Gebrauch im Fokus stehen (Junkelmann 2002, 76). Neben den frühen Pionieren des späten 19. und frühen 20. Jahrhunderts sowie R. Robinson ist hier vor allem E. Marsden zu nennen (Marsden 1969; 1971). Was die „Römergruppen" betrifft, so lassen sich gewisse Unterschiede in der Zielrichtung und Entwicklung in Großbritannien und Deutschland beobachten. In Großbritannien herrschten trotz vereinzelter Ressentiments (vgl. Griffiths 2000) von Beginn an weniger Berührungsängste zwischen den *Reenactors* und der Fachwissenschaft vor. So arbeitete die *E.S.G.* bereits früh mit Spezialisten wie R. Robinson, M. C. Bishop, J. C. N. Coulston und C. van Driel-Murray zusammen, wovon beide Seiten profitierten, sei es hinsichtlich der hohen Qualität der rekonstruierten Ausrüstung oder hinsichtlich des wissenschaftlichen Erkenntnisgewinns. Allerdings scheinen bei den meisten Gruppen – trotz verschiedener Einzelexperimente (z. B. Croom 2000; Haines – Sumner 2000) – eher handwerkliche und fertigungstechnische Aspekte sowie der optische Show-Effekt für die breite Öffentlichkeit im Vordergrund gestanden zu haben. Demgegenüber definierte Junkelmann als Primärzweck seiner ab Mitte der 1980er Jahre aktiven Gruppen explizit die funktional-experimentelle Archäologie (Junkelmann 2002, 76). Die Ergebnisse seiner Experimente veröffentlichte er in zahlreichen Büchern zum römischen Militär und später zum Gladiatorenwesen (zuletzt Junkelmann 2008; 2015 mit Bibliographie). Die Aktionen zur Rekonstruktion des militärischen und zivilen Alltagslebens von Junkelmann und anderen deutschen „Römergruppen", wie der *Legio VIII Augusta* oder der *Römercohorte Opladen*, erfolgten vielfach in Kooperation mit Museen. Dennoch blieb man in Deutschland seitens der Fachwissenschaft gegenüber den *Reenactment*-Gruppen lange reserviert (vgl. Junkelmann 2002, 88; Fischer 2014, 107). Erst in letzter Zeit wurden experimentalarchäologisch orientierte Projekte auch von Universitäten durchgeführt (z. B. Löffl 2010; Koepfer et al. 2011; vgl. kritisch Junkelmann 2015, 31). Hinzu kommen universitäre Forschungen zum Themenfeld der *Living History* im Allgemeinen und zur Vermittlung von Archäologie und Geschichte in Gesellschaft und Medien, wie sie beispielsweise von S. Samida betrieben werden (z. B. Sénécheau – Samida 2015; Samida 2016). Primäre Schnittstellen zwischen *Reenactors* und Wissenschaft bilden nach wie vor die Museen. Allerdings folgt die Zusammenarbeit in Form museumspädagogischer Aufführungen jedoch häufig dem Imperativ der Öffentlichkeitswirksamkeit.

Vergleichendes Fazit

Stellt man die Entwicklungen der *Roman Military Studies* und der *Roman Military Equipment Studies* in Großbritannien jenen im deutschsprachigen Raum während der vergangenen rund drei Dekaden gegenüber, so ergibt sich ein mehrschichtiges Bild. Die archäologische Forschung zum römischen Militär in Großbritannien und Deutschland verbindet eine lange gemeinsame Tradition, die durch

starke wechselseitige Einflüsse gekennzeichnet ist. Dies gilt insbesondere für die Limesforschung bzw. *Roman Frontier Studies*, aber ebenso für die mit diesen eng verknüpften *Roman Military Equipment Studies*. Ein sichtbares Zeugnis hierfür liefern vor allem die *Roman Military Equipment Conferences*, die trotz einer zunehmenden Internationalisierung nach wie vor in großen Teilen von der britischen und deutschen bzw. deutschsprachigen Forschung geprägt sind. Ebenso ist die moderne Experimentelle Archäologie sowohl auf der Insel als auch auf dem Kontinent seit dem späten 20. Jahrhundert zu einem festen Bestandteil der *Roman Military Equipment Studies* geworden.

Dennoch lassen sich einige Unterschiede erkennen. Sowohl auf dem Kontinent als auch auf der Insel spielten theoretische Modelle innerhalb der Römischen Archäologie, im Gegensatz zu anderen archäologischen Disziplinen, lange Zeit kaum eine Rolle, vor allem was die römische Armee betrifft. In Großbritannien beeinflusste jedoch die in den 1990er Jahren verstärkt aufkommende Theorie-Diskussion innerhalb der *Roman Archaeology* auch die dortigen *Roman Military Studies* und die Militaria-Forschung. Dabei trat eine Reihe neuer, übergreifender bzw. (sozial-)theoretischer Fragestellungen zum römischen Militär in den Mittelpunkt, die bislang von archäologischer Seite nicht systematisch oder nur randlich behandelt worden waren. Ein zentraler Diskurs drehte sich um die vielschichtigen Begriffe der *military identity* bzw. *soldierly identity* und um die *military community* an den Militärstandorten, der nicht nur die Soldaten selbst, sondern auch deren soziales Netzwerk aus Familie, Freunden und täglichen Kontaktpersonen zuzuordnen sind. Gefragt wurde unter anderem nach den verschiedenen Identitäten, die ein römischer Soldat innerhalb und außerhalb dieser Gemeinschaft verkörperte, etwa als Vorgesetzter, Untergebener, Familienoberhaupt oder als Mitglied in einer Kultgemeinde bzw. als Vertreter seiner Truppe oder Truppengattung oder als Repräsentant der römischen Armee als gesellschaftliche Gruppe insgesamt (Haynes 2016). Mehrere methodische Ansätze zielten darauf ab, Individuen oder Gruppen der *military community* nicht nur in schriftlichen und epigraphischen Zeugnissen oder bildlichen Darstellungen, sondern auch im archäologischen Fundniederschlag zu fassen und deren Aktivitätsbereiche an römischen Militärstandorten zu lokalisieren. Insbesondere fokussierte man sich auf die Anwesenheit von Frauen und Kindern innerhalb römischer Kastellmauern, wobei man von der „traditionellen" Vorstellung der Kastelle als praktisch ausschließliche Männerdomänen weitgehend Abstand nahm. Eine Kernfrage bestand dabei in der Identifizierung und Unterscheidung von „militärischen" und „zivilen" Funden bzw. Fundensembles sowie deren Interpretation.

In der deutschsprachigen Provinzialrömischen Archäologie fanden diese Diskussionen geringere Resonanz. Allerdings vollzogen sich auch dort Veränderungen, nicht zuletzt im Bereich der Limesforschung. Die Fortschritte der jüngeren deutschsprachigen Forschung zu römischen Militärfunden spiegeln sich in erster Linie in einem

breiten Spektrum an neueren Materialstudien, von Detailanalysen bis hin zu einschlägigen Referenzwerken, die sich vorwiegend mit lokalen oder regionalen Militaria-Beständen innerhalb und außerhalb der Nordwestprovinzen oder mit spezifischen Gattungen von Waffen und Ausrüstung beschäftigen. Viele dieser Arbeiten stehen in der „positivistisch-pragmatischen" Tradition der deutschen Provinzialrömischen Archäologie (Heising 2015, 534) und orientieren sich vorwiegend an orts- oder regionalspezifischen und typochronologischen Fragestellungen. Eine Reihe weiterer Publikationen rückt die Bildquellen zum römischen Militär in ihren Mittelpunkt. Einen besonderen Aufschwung haben der deutschsprachigen Militaria-Forschung die zahlreichen Neuentdeckungen von Fundplätzen und Schlachtfeldern in Zusammenhang mit den römischen Eroberungsfeldzügen unter Augustus sowie aus anderen Epochen beschert. Dabei konnte die detaillierte Analyse des militärischen Fundniederschlags als Schlüsseldisziplin einen wesentlichen Beitrag zur Erprobung und Weiterentwicklung moderner Methoden der Schlachtfeldarchäologie bzw. *Conflict Landscape Archaeology* leisten. Nachhaltigen Einfluss auf die Studien zu römischer Militärausrüstung hatten zudem die jüngeren dänischen und deutschen Forschungen zu den Waffenfunden aus den südskandinavischen Opferdeponierungen.

Als generelles Fazit lässt sich festhalten, dass sich aus dem theorieorientierten Diskurs und der verstärkten Implementierung theoretischer Konzepte und übergeordneter Fragestellungen in Großbritannien neue Forschungsperspektiven für die Römische Archäologie entwickelt haben, auch wenn die Anwendbarkeit verschiedener methodischer Ansätze in der Breite noch abzuwarten bleibt. In diesem Zusammenhang hat sich auch der archäologische Blickwinkel auf das römische Militär und seine Ausrüstung durch neue Interpretationsansätze erheblich erweitert. Andererseits haben sich die teils divergierenden Entwicklungen innerhalb der Römischen Archäologie Großbritanniens und des deutschsprachigen Raums während der vergangenen drei Jahrzehnte im Bereich der *Roman Military Studies* und speziell der *Roman Military Equipment Studies* aufgrund der traditionell engen Verbindungen weniger stark niedergeschlagen als in anderen Bereichen. Grundsätzlich scheint sich zwischen der *Romano-British Archaeology* und der deutschsprachigen Provinzialrömischen Archäologie in letzter Zeit eine gewisse Annäherung abzuzeichnen: So ist im deutschsprachigen Raum eine zunehmende Öffnung gegenüber interdisziplinären Ansätzen im geisteswissenschaftlichen Bereich sowie gegenüber (sozial-) theoretischen Themen zu beobachten, wie dies in der vor- und frühgeschichtlichen Archäologie schon länger der Fall ist (Eggert – Veit 2013). Bezeichnend ist dabei, dass man im Jahr 2012 Frankfurt a. M. als Tagungsort für die *Theoretical Roman Archaeology Conference* wählte (Bokern et al. 2013). Andererseits hat sich auf der Insel der Blick zuletzt wieder verstärkt auf die Materialkompetenz gerichtet, die im Zuge der Fokussierung auf theoretische Themen teilweise in den Hintergrund getreten waren. So wurde seit den 1990er Jahren wiederholt ein Schwund an Spezialisten in Verbindung mit einem deutlich gesunkenen Interesse an der (Klein-)

Fundforschung beklagt (vgl. Allason-Jones 2001, 24–25; Reece 2009, 380; Swift 2016, 83–84). Gerade bei der Erprobung neuer, theoretischer Forschungsansätze auf Basis von Fundmaterial und dessen räumlicher Verortung hat sich jedoch immer wieder die Qualität der Datenbasis als Dreh- und Angelpunkt herauskristallisiert – also die Frage, wie präzise die Objekte ausgegraben, bestimmt, ausgewertet und vorgelegt wurden und inwieweit entsprechende Standards eine übergreifende Vergleichbarkeit ermöglichen (vgl. Haynes 2020, 581). Wesentlich ist dabei die Kenntnis über das Zustandekommen des Fundspektrums sowie das Verständnis der dahinter stehenden taphonomischen Prozesse. Inzwischen hat man in Großbritannien die *artefact studies* durch gezielte Trainingsprogramme und neue Forschungsinfrastrukturen auf eine neue Grundlage gestellt (Fulford 2007; Haynes 2020, 579–580). Besonders nachhaltig wirkte sich das 1997 eingerichtete *Portable Antiquities Scheme* (*PAS*) aus, das zu einem erheblichen Zuwachs des bekannten archäologischen Fundbestands in Großbritannien geführt hat und dessen Vor- und Nachteile auch in Deutschland intensiv diskutiert wurden (Huth 2013; Schreg 2015; vgl. Wilson 2016, 53–54).

Bei der Gegenüberstellung von britischer und deutschsprachiger Forschung wäre sicherlich ein vergleichender Blick auf die niederländische Archäologie lohnend gewesen, gilt diese doch im Vergleich zur deutschen gegenüber der Theorie-Diskussion auf der Insel seit langem als aufgeschlossener, während gleichzeitig enge Verbindungen zur deutschsprachigen Forschung bestehen (vgl. Roymans 2020). Insgesamt bleibt zu wünschen, dass sich der akademische Austausch zwischen britischen und kontinentaleuropäischen Archäologen auch künftig trotz – oder gerade wegen – der jüngsten politischen Entwicklungen weiter verstärkt und gegenseitig befruchtet. Wie A. Gardner kürzlich im Hinblick auf den Brexit argumentierte, kann vielleicht gerade die Archäologie mit ihrer Langzeitperspektive einen Beitrag zum besseren Verständnis dieser Phänomene leisten (Gardner 2017).

Danksagung

Für anregende Diskussionen und wertvolle Hinweise danke ich zahlreichen Kolleginnen und Kollegen, darunter insbesondere R. Franke (Xanten), M. Gschwind (Weißenburg), C. Miks (Mainz), C. Rummel (Frankfurt a. M.), A. Sarantis (Warschau) und S. Schreiber (Mainz). Danke schulde ich zudem A. Heising (Freiburg) und P. Kiernan (Kennesaw, USA), die mir vorab Manuskripte zur Verfügung stellten.

Bibliographie

Alexandrescu, C.-G. 2010. Blasmusiker und Standartenträger im römischen Heer. Untersuchungen zur Benennung, Funktion und Ikonographie (Cluj-Napoca).

Allason-Jones, L. 1988. Small Finds from Turrets on Hadrian's Wall, in: J. C. Coulston (Hrsg.), Military Equipment and the Identity of Roman Soldiers. Proceedings of the Fourth Roman Military Equipment Conference. BARIntSer 394 (Oxford) 197–233.

Allason-Jones, L. 1995. 'Sexing' Small Finds, in: P. Rush (Hrsg.), Theoretical Roman Archaeology: Second Conference Proceedings (Aldershot) 22–32.

Allason-Jones, L. 1999. What is a Military Assemblage? JRomMilSt 10, 1–4.

Allason-Jones, L. 2001. Material Culture and Identity, in: S. James – M. Millett (Hrsg.), Britons and Romans: Advancing an archaeological Agenda, Council for British Archaeology Research Report 125 (York) 19–25.

Allason-Jones, L. 2016. Roman Military Culture, in: M. Millett – L. Revell – A. Moore (Hrsg.), The Oxford Handbook of Roman Britain (Oxford) 464–477.

Allison, P. 2013. People and Spaces in Roman Military Bases (Cambridge). [zu begleitendem Datenmaterial siehe die Website http://archaeologydataservice.ac.uk/archives/view/milspace_leic_2008/ des Archaeology Data Service].

Allison, P. 2015. Characterizing Roman Artifacts to Investigate Gendered Practices in Contexts Without Sexed Bodies, AJA 119, 103–123.

Aurrecoechea, J. 2006. Roman Military Equipment in Spain, in: A. Morillo (Hrsg.), The Roman Army in Hispania (Leon) 167–179.

Baatz, D. 1994. Bauten und Katapulte des römischen Heeres, Mavors Roman Army Researches 11 (Stuttgart).

Ball, J. 2015. To the Victors the Spoils? Post-battle Looting in the Roman World, in: G. Lee – H. Wittaker – G. Wrightson (Hrsg.), Ancient Warfare. Introducing Current Research, Volume I (Newcastle) 309–330.

Becker, T. 2006. Women in Roman Forts – Lack of Knowledge or a Social Claim? Archaeological Dialogues 13 (1), 36–38.

Biborski, M. 1993. Die Schwerter des 1. und 2. Jahrhunderts n. Chr. aus dem römischen Imperium und dem Barbaricum, Specimina Nova 9, 91–130.

Biborski, M. – Ilkjær, J. 2006. Illerup Ådal. Die Schwerter. Katalog, Tafeln und Fundlisten, Jysk Arkaeologisk Selskabs Skrifter 25,12 (Aarhus).

Birley, A. R. 2016. The Complexity of Intramural and Extramural Relationships on the Northern Frontier of Roman Britain – A Vindolanda Case Study, in: S. Hoss – A. Whitmore (Hrsg.), Small Finds and Ancient Social Practices in the North-West Provinces of the Roman Empire (Oxford) 146–173.

Bishop, M. (Hrsg.) 1983. Roman Military Equipment. Proceedings of a Seminar Held in the Department of Ancient History and Classical Archaeology at the University of Sheffield, 21st March 1983 (Sheffield).

Bishop, M. C. 2016. The Gladius. The Roman Short Sword (Oxford).

Bishop, M. C. 2017. The Pilum. The Roman Heavy Javelin (Oxford).

Bishop, M. C. 2020. The Spatha. The Roman Long Sword (Oxford).

Bishop, M. C. – Coulston, J. C. N. 1993. Roman Military Equipment from the Punic Wars to the Fall of Rome (London).

Bishop, M. C. – Coulston, J. C. N. 2006. Roman Military Equipment from the Punic Wars to the Fall of Rome 2(Oxford).

Blankenfeldt, R. 2015. Die persönlichen Ausrüstungen, Das Thorsberger Moor 2 (Schleswig).

Blankenfeldt, R. – von Carnap-Bornheim, C. 2018. Ritual Sacrifices of Military Equipment in the Thorsberger Moor, in: M. Fernández-Götz – N. Roymans (Hrsg.), Conflict Archaeology. Materialities of Collective Violence from Prehistory to Late Antiquity, Themes in Contemporary Archaeology 5 (London) 219–229.

Bockius, R. 2014. Römische Kriegsschiffe, in: T. Fischer (Hrsg.), Die Armee der Caesaren. Archäologie und Geschichte 2(Regensburg) 366–395.

Bokern, A. – Bolder-Boos, M. – Krmnicek, S. – Maschek, D. – Page, S. (Hrsg.) 2013. TRAC 2012. Proceedings of the Twenty-Second Theoretical Roman Archaeology Conference Frankfurt 2012 (Oxford).

Boschung, D. 2014. Bildquellen des römischen Militärs, in: T. Fischer (Hrsg.), Die Armee der Caesaren. Archäologie und Geschichte 2(Regensburg) 32–61.

Bottini, A. – Egg, M. – von Hase, F.-W. – Pflug, H. – Schaaff, U. – Schauer, P. – Waurick, G. 1988. Antike Helme. Sammlung Lipperheide und andere Bestände des Antikenmuseums Berlin. Monographien des Römisch-Germanischen Zentralmuseums 14 (Mainz).

Bowman, A. K. – Thomas, J. D. 1994. The Vindolanda Writing Tablets. Tabulae Vindolandenses II (London).

Buora, M. (Hrsg.) 2002. Miles Romanus dal Po al Danubio nel tardo antico. Atti del convegno internazionale, Pordenone – Concordia Sagittaria, 17–19 marzo 2000 (Pordenone).

Burandt, B. 2015. Studien zur Verwendung des Muskelpanzers bei Centurionen der frühen und hohen Kaiserzeit, KölnJb 48, 283–296.

Burandt, B. 2016. Iron Footed – Hobnail Patterns under Roman Shoes and their Functional Meaning, in: S. Hoss – A. Whitmore (Hrsg.), Small Finds and Ancient Social Practices in the Northwest Provinces of the Roman Empire (Oxford) 9–15.

Burandt, B. 2017. Die Ausrüstung der römischen Armee auf der Siegessäule des Marcus Aurelius in Rom. Ein Vergleich zwischen der skulpturalen Darstellung und den archäologischen Bodenfunden, Archaeopress Roman Archaeology 28 (Oxford).

Burger-Völlmecke, D. – Scholz, M. – Mückenberger, K. – Höhler-Brockmann, H. – Kalmbach, J. – Scholz, R. 2019. Hofheim III. Ein neu entdecktes römisches Marschlager bei Hofheim am Taunus, Der Limes 13, 26–31.

Busch, A. W. 2009. Idee und Wirklichkeit. Die Schildbewaffnung römischer Legionäre im 2. Jahrhundert n. Chr., in: A. W. Busch – H.-J. Schalles (Hrsg.), Waffen in Aktion. Akten der 16. Internationalen Roman Military Equipment Conference (ROMEC) Xanten, 13.–16. Juni 2007, Xantener Berichte 16 (Mainz) 323–342.

Busch, A. W. 2011. Militär in Rom. Militärische und paramilitärische Einheiten im kaiserzeitlichen Stadtbild, Palilia 20 (Wiesbaden) [Zu Katalogen der Baubefunde und Grabdenkmäler siehe die Online-Datenbank Arachne des Deutschen Archäologischen Instituts und der Universität zu Köln: http://arachne.uni-koeln.de/drupal].

Campbell, B. – Trittle, L. A. (Hrsg.) 2013. The Oxford Handbook of Warfare in the Classical World (Oxford).

Carroll, M. – Rothe, U. (Hrsg.) 2010. Tagung der Arbeitsgruppe Self and Society im Rahmen des EU-Projektes DressID, veranstaltet von Maureen Carroll und Ursula Rothe am 27. und 28. Februar 2009 am Department of Archaeology an der Universität Sheffield, Mannheimer Geschichtsblätter 19, 41–146.

Casprini, F. – Saliola, M. 2020. Gladius. Regimen castrorum. Storia del gladio e del combattimento romano I: Monarchia e Repubblica, Collana Militaria 8 (Rom).

Chapman, E. M. 2005. A Catalogue to Roman Military Equipment in the National Museum of Wales, BAR 388 (Oxford).

Conyard, J. 2013. Recreating the Late Roman Army, in: A. Sarantis – N. Christie (Hrsg.), War and Warfare in Late Antiquity. Current Perspectives (Leiden) 523–567.

Cool, H. E. M. 2009. A New (Theoretical) Look at Late Roman Britain, JRA 22, 710–714.

Coulston, J. C. N. 2001. The Archaeology of Roman Conflict, in: P. W. M. Freeman – A. Pollard (Hrsg.), Fields of Conflict: Progress and Prospect in Battlefield Archaeology. Proceedings of a conference held in the Department of Archaeology, University of Glasgow, April 2000, BARIntSer 958 (Oxford) 23–49.

Coulston, J. C. N. 2004. Military Identity and Personal Self-Identity in the Roman Army, in: L. De Ligt – E. A. Hemelrijk – H. W. Singor (Hrsg.), Roman Rule and Civic Life: Local and Regional Perspectives. Proceedings of the Fourth Workshop of the International Network Impact of Empire, Leiden, June 25– 28, 2003 (Amsterdam) 133–152.

Coulston, J. C. N. 2005. Roman Military Equipment and the Archaeology of Conflict, CarnuntumJb 2005, 19–32.

Coulston, J. C. N. 2012. Greece and Rome (and their Enemies) at War, JRA 25, 729–747.

Coulston, J. C. N. 2013. Late Roman Military Equipment Culture in: A. Sarantis – N. Christie (Hrsg.), War and Warfare in Late Antiquity. Current Perspectives (Leiden) 463–492.

Coulston, J. C. N. 2014. Monumentalising Military Service. Soldiers in Romano-British Sculpture, in: R. Collins – F. McIntosh (Hrsg.), Life in the Limes. Studies of the People and Objects of Roman Frontiers Presented to Lindsay Allason-Jones on the Occasion of her Birthday and Retirement (Oxford) 65–78.

Croom, A. 2000. The Wear and Tear of Third Century Military Equipment, JRomMilSt 11, 129–134.

D'Amato, R. – Negin, A. E. 2017. Decorated Roman Armour: From the Age of the Kings to the Death of Justinian the Great (London).

Deschler-Erb, E. 1991. Römische Militaria des 1. Jahrhunderts aus Kaiseraugst. Zur Frage des frühen Kastells, in: E. Deschler-Erb – M. Peter – S. Deschler-Erb (Hrsg.), Das frühkaiserzeitliche Militärlager in der Kaiseraugster Unterstadt, FiA 12 (Augst).

Deschler-Erb, E. 1996. Die Kleinfunde aus Edelmetall, Bronze und Blei, in: E. Deschler-Erb (Hrsg.), Funde aus Metall. Ein Schrank mit Lararium des 3. Jahrhunderts. Ausgrabungen im Unteren Bühl. Beiträge zum römischen Oberwinterthur, Vitudurum 7 (Zürich) 14–136.

Deschler-Erb, E. 1999. Ad arma! Römisches Militär des 1. Jahrhunderts n. Chr. in Augusta Raurica, FiA 28 (Augst).

Deschler-Erb, E. 2005. Militaria aus Zerstörungshorizonten – grundsätzliche Überlegungen, CarnuntumJb 2005, 43–54.

Deschler-Erb, E. 2012. Römische Militärausrüstung aus Kastell und Vicus von Asciburgium, Funde aus Asciburgium 17 (Duisburg).

Deschler-Erb, E. 2016. Gürtel- und Riemenbeschläge in den Nordwestprovinzen. Das militärische Formenspektrum von tiberisch/claudischer bis antoninischer Zeit, in: H.-U. Voß – N. Müller-Scheeßel (Hrsg.), Archäologie zwischen Römern und Barbaren. Zur Datierung und Verbreitung römischer Metallarbeiten des 2. und 3. Jahrhunderts n. Chr. im Reich und im Barbaricum – ausgewählte Beispiele (Gefäße, Fibeln, Bestandteile militärischer Ausrüstung, Kleingerät, Münzen), Kolloquien zur Vor- und Frühgeschichte 22 (Bonn) 91–601.

Drechsler, M. – Deschler-Erb, E. 2016. Provinzialrömische Archäologie in Köln und Deutschland in den letzten 20 Jahren (1995–2015), Kölner und Bonner Archaeologica 6, 45–58.

Eckardt, H. 2014. Objects and Identities. Roman Britain and the North-Western Provinces (Oxford).

Eggert, M. – Veit, U. (Hrsg.) 2013. Theorie in der Archäologie: Zur jüngeren Diskussion in Deutschland, Tübinger Archäologische Taschenbücher 10 (Münster).

Eickhoff, S. – Schopper, F. (Hrsg.) 2014. Schlachtfeld und Massengrab. Spektren interdisziplinärer Auswertung von Orten der Gewalt. Fachtagung vom 21. bis 24. November 2011 in Brandenburg an der Havel, Forschungen zur Archäologie im Land Brandenburg 15 (Wünsdorf).

Fahr, R. 2005. Frühkaiserzeitliche Militärausrüstung vom Gelände eines Feldlagers aus dem Bataveraufstand – Hinterlassenschaften eines Gefechtes? CarnuntumJb 2005, 109–136.

Fahr, R. – Miks, C. 2001. Bewaffnung und Ausrüstung, in: T. Fischer, Die römischen Provinzen. Eine Einführung in ihre Archäologie (Stuttgart) 224–245.

Fernández-Götz, M. – Roymans, N. (Hrsg.) 2018. Conflict Archaeology. Materialities of Collective Violence from Prehistory to Late Antiquity, Themes in Contemporary Archaeology 5 (London).

Feugère, M. 1993. Les armes des romains de la République à l'Antiquité tardive (Paris).

Feugère, M. 2002. Weapons of the Romans Weapons of the Romans (Stroud).

Feugère, M. 2011. Casques antiques. Visages de la guerre, de Mycenes a la fin de l'empire romain. Nouvelle édition, revue, corrigée et augmentée (Paris).

Fischer, T. 2011. Teile von römischen Waffen und militärischer Ausrüstung aus den Grabungen in Dülük Baba Tepesi in den Jahren 2004–2009. In E. Winter (Hrsg.), Von Kummuh nach Telouch. Historische und archäologische Untersuchungen in Kommagene, AMS 64 (Bonn) 105–119.

Fischer, T. 2014. Die Armee der Caesaren. Archäologie und Geschichte [2](Regensburg).

Fischer, T. 2019. The Army of the Roman Emperors. Archaeology and History (Oxford).

Fischer, T. 2020. Concluding Remarks on the Handbook of the Archaeology of Roman Germany, S. James – S. Krmnicek (Hrsg.), The Oxford Handbook of the Archaeology of Roman Germany (Oxford) 601–608.

Flügel, C. – Blumenau, E. – Deschler-Erb, E. – Hartmann, S. – Lehmann, E. 2004. Römischen Cingulumbeschläge mit Millefiorieinlagen, AKorrBl 34, 531–545.

Fox, R. A. 1993. Archaeology, History and Custer's Last Battle. The Little Big Horn Reexamined (Norman).

Franke, R. 2009. Militärische Ausrüstungsgegenstände, Pferdegeschirr, Bronzegeschirr und -gerät, Römische Kleinfunde aus Burghöfe 3. (Rahden/Westf.).

Freeman, P. – Pollard, A. (Hrsg.) 2001. Fields of Conflict: Progress and Prospect in Battlefield Archaeology. Proceedings of a Conference held in the Department of Archaeology, University of Glasgow, April 2000. BARIntSer 958 (Oxford).

Fulford, M. 2007. Foreword, in: Hingley, R. – Willis, S. (Hrsg.), Roman Finds: Context and Theory. Proceedings of a Conference held at the University of Durham (Oxford) ix–x.

Garbsch, J. 1978. Römische Paraderüstungen. Ausstellungskatalog Nürnberg und München (München).

Gardner, A. 2007. An Archaeology of Identity: Soldiers and Society in Late Roman Britain (Walnut Creek).

Gardner, A. 2014. Diversifying Roman Military Archaeology, Antiquity 88, 1326–1328.

Gardner, A. 2017. Brexit, Boundaries and Imperial Identities: A Comparative View, Journal of Social Archaeology 17 (1), 3–26.

Giddens, A. 1984. The Constitution of Society: Outline of the Theory of Structuration (Cambridge).

Goldman, A. L. 2013. Rome and the Power of the Gladius, JRA 26, 687–692.

Goldsworthy, A. – Haynes, I. (Hrsg.) 1999. The Roman Army as a Community, JRA Supplementary Series 34 (Portsmouth).

Greene, E. M. 2014. If the Shoe Fits: Style and Status in the Assemblage of Children's Shoes from Vindolanda, in: R. Collins – F. McIntosh (Hrsg.), Life in the Limes. Studies of the People and Objects of Roman Frontiers Presented to Lindsay Allason-Jones on the Occasion of her Birthday and Retirement (Oxford) 29–36.

Greene, E. M. 2015. Review of People and Spaces in Roman Military Bases, JRS 105, 390–391.

Greiner, B. 2006. Zur Herstellungsweise römischer Kettenhemden (lorica hamata), in: G. Seitz (Hrsg.), Im Dienste Roms. Festschrift für Hans Ulrich Nuber (Remshalden) 199–204.

Griffiths, W. B. 2000. Re-Enactment as Research: Towards a Set of Guidelines for Re-Enactors and Academics, JRomMilSt 11, 135–139.

Groh, S. 2009. Neue Forschungen an der Bernsteinstraße in Nordwestpannonien. Die römischen Militärlager und der Vicus von Strebersdorf und Frankenau/Frakanava (Mittelburgenland, Österreich), in: S. Bíró (Hrsg.), Ex officina... Studia in honorem Dénes Gabler (Györ) 175–185.

Groh, S. – Sedlmayer, H. 2015. Expeditiones Barbaricae. Forschungen zu den römischen Feldlagern von Engelhartstetten, Kollnbrunn und Ruhhof, Niederösterreich. Archäologische Forschungen in Niederösterreich N. F. 2 (Krems).

Gschwind, M. 1997. Bronzegießer am Raetischen Limes. Zur Versorgung mittelkaiserzeitlicher Auxiliareinheiten mit militärischen Ausrüstungsgegenständen, Germania 75, 607–638.

Gschwind, M. 2004. Abusina. Das römische Auxiliarkastell Eining an der Donau vom 1. bis 5. Jahrhundert n. Chr., MünchBeitrVFG 53 (München).

Gschwind, M. 2007. Review of Roman Military Equipment from Dura-Europos, JRA 20, 613–625.

Guillaud, L. 2019. Militaria de Lugdunum: étude de l'armement romain et de l'équipement militaire à Lyon (Ier s. av. - IVe s. ap. J.-C.), Monographies instrumentum 62 (Drémil-Lafage).

Haffner, A. – von Schnurbein, S. (Hrsg.) 2000. Kelten, Germanen, Römer im Mittelgebirgsraum zwischen Luxemburg und Thüringen. Akten des Internationalen Kolloquiums zum DFG-Schwerpunktprogramm „Romanisierung" vom 28. bis 30. September 1998 in Trier, Kolloquien zur Vor- und Frühgeschichte 5 (Bonn).

Haines, T. – Sumner, G. 2000. Recreating the World of the Roman Soldier: The Work of the Ermine Street Guard, JRomMilSt 11, 119–127.

Haßmann, H. – Ortisi, S. – Wulf, F.-W. 2016. Römer vor Hannover. Das Augusteische Marschlager von Wilkenburg, Berichte zur Bodendenkmalpflege in Niedersachsen 4, 190-193.

Haynes, I. 2013. Blood of the Procinves. The Roman Auxlilia and the Making of Provincial Society from Augustus to the Severans (Oxford).

Haynes, I. 2016. Identity and the Military Community in Roman Britain, in: M. Millett – L. Revell – A. Moore (Hrsg.), The Oxford Handbook of Roman Britain (Oxford) 448–463.

Haynes, I. 2020. Germanies, Britains, and the Roman World, in: S. James – S. Krmnicek (Hrsg.), The Oxford Handbook of the Archaeology of Roman Germany (Oxford) 570–585.

Heising, A. 2020. Reception and History of Research in the Roman Provinces of Germany, in: S. James – S. Krmnicek (Hrsg.), The Oxford Handbook of the Archaeology of Roman Germany (Oxford) 520–546.

Hingley, R. – Willis, S. 2007. Roman Finds: Context and Theory, in: Hingley, R. – Willis, S. (Hrsg.), Roman Finds: Context and Theory. Proceedings of a Conference held at the University of Durham (Oxford) 2–17.

Hodgson, N. 2014. The Accomodation of Soldier's Wives in Roman Fort Barracks on Hadrian's Wall and Beyond, in: R. Collins – F. McIntosh (Hrsg.), Life in the Limes. Studies of the People and Objects of Roman Frontiers Presented to Lindsay Allason-Jones on the Occasion of her Birthday and Retirement (Oxford) 18–28.

Hodgson, N. – Bidwell, P. – Schachtman, J. (Hrsg.) 2017. Roman Frontier Studies 2009. Proceedings of the XXI International Congress of Roman Frontier Studies (Limes Congress) held at Newcastle upon Tyne in August 2009 (Oxford).

Hölschen, B. – Becker, T. 2006. „Grenzkinder". Zu den Nachweismöglichkeiten von Kindern am Obergermanisch-Raetischen Limes, in: G. Seitz (Hrsg.), Im Dienste Roms. Festschrift für Hans Ulrich Nuber (Remshalden) 35–44.

Hornung, S. 2015. Das spätrepublikanische Militärlager bei Hermeskeil (Lkr. Trier-Saarburg). Überlegungen zu den Auswirkungen der römischen Eroberung auf die spätlatènezeitliche Besiedlung im Treverergebiet, in: G. A. Lehmann – R. Wiegels (Hrsg.), „Über die Alpen und über den Rhein …" Beiträge zu den Anfängen und zum Verlauf der römischen Expansion nach Mitteleuropa, AbhGöttingen N. F. 37 (Berlin) 103–132; 414–416.

Hornung, S. 2016. Siedlung und Bevölkerung in Ostgallien zwischen Gallischem Krieg und der Festigung der römischen Herrschaft. Eine Studie auf Basis landschaftsarchäologischer Forschungen im Umfeld des Oppidums „Hunnenring" von Otzenhausen (Lkr. St. Wendel), RGF 73 (Darmstadt).

Horvat, J. (Hrsg.) 2016. The Roman Army Between the Alps and the Adriatic, Opera Instituti Archaeologici Sloveniae 31 (Laibach).

Hoss, S. 2014. Cingulum Militare: Studien zum römischen Soldatengürdel des 1. bis 3. Jh. n. Chr. (Diss. Universität Leiden).

Hoss, S. 2017. Sharp Dressed Men: The Roman Military Belt as Fashion Item, JRomMilSt 18, 85–99.

Huth, C. 2013. Vom rechten Umgang mit Sondengängern: Das „Portable Antiquities Scheme" in England und Wales und seine Folgen, AInf 36, 129–137.

Istenič, J. 2019. Roman Military Equipment from the River Ljubljanica. Typology, Chronology and Technology. Rimska vojaška oprema iz reke Ljubljanice: arheološke in naravoslovne raziskave, Katalogi in monografije/Catalogi et Monographiae 43 (Laibach).

James, S. 1999. The Community of the Soldiers: A Major Identity and Centre of Power in the Roman Empire, in: P. Baker – C. Forcey – S. Jundi – R. Witcher (Hrsg.), TRAC 98. Proceedings of the Eighth Annual Theoretical Roman Archaeology Conference which took place at the University of Leicester, April 1998 (Oxford) 14–25.

James, S. 2001. Soldiers and Civilians: Identity and Interaction in Roman Britain, in: S. James – M. Millett (Hrsg.), Britons and Romans: Advancing an Archaeological Agenda, Council for British Archaeology Research Report 125 (York) 77–89.

James, S. 2002. Writing the Legions: The Development and Future of Roman Military Studies in Britain, Archaeological Journal 159, 1–58.

James, S. 2004. The Excavations at Dura-Europos Conducted by Yale University and the French Academy of Inscriptions and Letters 1928 to 1937. Final Report VII. The Arms and Armour and other Military Equipment (London).

James, S. 2011. Rome & the Sword. How Warriors and Weapons Shaped Roman History (New York).

James, S. 2013. The Archaeology of War, in: B. Campbell – L. A. Tritle (Hrsg.), The Oxford Handbook of Warfare in the Classical World (Oxford) 91–127.

James, S. 2015. Of Colossal Camps and New Roman Battlefield: Remote Sensing, Archival Archaeology and the ‚Conflict Landscape' of Dura-Europos, Syria, in: D. J. Breeze – R. H. Jones – I. A. Oltean (Hrsg.), Understanding Roman Frontiers. A Celebration for Professor Bill Hanson (Edinburgh) 328–345.

James, S. 2019. The Roman Military Base at Dura-Europos, Syria: An Archaeological Visualization (Oxford).

Junkelmann, M. 2000. Römische Helme. Sammlung Axel Guttmann 8 (Mainz).

Junkelmann, M. 2002. Das Phänomen der zeitgenössischen „Römergruppen", in: I. Jensen – A. Wieczorek (Hrsg.), Dino, Zeus und Asterix. Zeitzeuge Archäologie in Werbung, Kunst und Alltag heute, Publikationen der Reiss-Engelhorn-Museen 4 (Mannheim) 73–90.

Junkelmann, M. 2008. Gladiatoren. Das Spiel mit dem Tod 2(Mainz).

Junkelmann, M. 2015. Die Legionen des Augustus. Der römische Soldat im archäologischen Experiment [15](München).

Kiernan, P. 2020. Roman Germany and Provincial Archaeology. A North American Perspective, in: S. James – S. Krmnicek (Hrsg.), The Oxford Handbook of the Archaeology of Roman Germany (Oxford) 586–597.

Kirch, F.-S. 2015. Die Nutzung des Raumes in den römischen Legionslagern und Kastellen, JRA 28, 734–737.

Klumbach, H. (Hrsg.) 1973. Spätrömische Gardehelme, MünchBeitrVFG 15 (München).

Klumbach, H. 1974. Römische Helme aus Niedergermanien, Kunst und Altertum am Rhein 51 (Köln).

Koepfer, C. – Himmler, F. W. – Löffl, J. (Hrsg.) 2011. Die römische Armee im Experiment (Augsburg).

Komoróczy, B. – Rajtár, J. – Vlach, M. – Hüssen, C.-M. 2020. A Companion to the Archaeological Sources of Roman Military Interventions into the Germanic Territory North of the Danube during the Marcomannic Wars, in: M. Erdrich – B. Komoróczy – P. Madejski – M. Vlach (Hrsg.), Marcomannic Wars and Antonine Plague. Selected Essays on Two Disasters that Shook the Roman World, Spisy Archeologického ústavu av Cr Brno 61 (Brünn) 173–254.

Kopf, J. 2020. Römische Soldaten in Brigantium. Das militärische Fundmaterial und die Chronologie der Militäranlagen der frühen Kaiserzeit, Vorarlberg Museum Schriften 54 (Horn).

Künzl, E. 1996. Gladiusdekorationen der frühen römischen Kaiserzeit: Dynastische Legitimation, Victoria und Aurea Aetas, JbRGZM 43, 383–374.

Künzl, E. 1998. Der Eisendolch mit Opus interrasile-Dekor aus Grab 95/7 vom Tell Schech Hamad, Syrien, AKorrBl 28, 269–282.
Künzl, E. 2004. Sol, Lupa, Zwillingsgottheiten und Hercules: Neue Funde und Bemerkungen zur Ikonographie römischer Paradewaffen, AKorrBl 34, 389–406.
Künzl, E. 2008. Unter den goldenen Adlern. Der Waffenschmuck des römischen Imperiums (Regensburg).
Lau, N. 2014. Die Pferdegeschirre. Germanische Zaumzeuge und Sattelgeschirre als Zeugnisse kriegerischer Reiterei im mittel- und nordeuropäischen Barbaricum, Das Thorsberger Moor 1 (Schleswig).
Lenz, K.-H. 2006. Römische Waffen, militärische Ausrüstung und militärische Befunde aus dem Stadtgebiet der Colonia Ulpia Traiana (Xanten) (Bonn).
Levithan, J. 2012. Review of Rome & the Sword, Bryn Mawr Classical Review 2012.06.46
Lindenschmit, L. 1882. Tracht und Bewaffnung des römischen Heeres während der Kaiserzeit (Braunschweig).
Löffl, J. 2010. Auf dem Marsch. Ein kurzer Bericht über einen Langstreckenversuch zur Ausrüstung des exercitus Romanus, in: P. Herz – P. Schmid – O. Stoll (Hrsg.), Zwischen Region und Reich. Das Gebiet der oberen Donau im Imperium Romanum, Region im Umbruch 3 (Berlin) 177–185.
Luik, M. 2000. Republikanische Pilumfunde vom Talamonaccio/Italien, AKorrBl 30, 269–277.
Luik, M. 2002. Die Funde aus den römischen Lagern um Numantia im Römisch-Germanischen Zentralmuseum Mainz, Kataloge vor- und frühgeschichtlicher Altertümer 31 (Bonn).
Mackensen, M. 2000. Ein vergoldetes frühkaiserzeitliches Gladiusortband mit figürlich verziertem Scheidenblech aus Kleinasien oder Nordsyrien, in: H. Dannheimer (Hrsg.), Festschrift für Hans-Jörg Kellner zum 80. Geburtstag, BayVgBl 65 (München) 125–142.
Mackensen, M. 2001a. Militärische oder zivile Verwendung frühkaiserzeitlicher Pferdegeschirranhänger aus der Provinz Africa Proconsularis und den Nordwestprovinzen, Germania 79, 325–346.
Mackensen, M. 2001b. Ein spätestrepublikanisch-augusteischer Dolch aus Tarent/Kalabrien, in: W. Leitner (Hrsg.), Carinthia Romana und die römische Welt. Festschrift für Gernot Piccottini zum 60. Geburtstag, Aus Forschung und Kunst 34 (Klagenfurt) 341–354.
Mackensen, M. 2008. Tonabformung eines spätantiken kerbschnittverzierten Gürtelbeschlags aus dem zentraltunesischen Töpfereizentrum Sidi Marzouk Tounsi. Zur Mobilität comitatensischer Truppen, Germania 86, 307–322.
Marsden, E. W. 1969. Greek and Roman Artillery: Historical Development (Oxford).
Marsden, E. W. 1971. Greek and Roman Artillery: Technical Treatises (Oxford).
Maspoli, A. Z. 2014. Römische Militaria aus Wien. Die Funde aus dem Legionslager, den canabae legionis und der Zivilsiedlung von Vindobona, Monografien der Stadtarchäologie Wien 8 (Wien).

Matešić, S. 2015. Die militärischen Ausrüstungen. Vergleichende Untersuchungen zur römischen und germanischen Bewaffnung, Das Thorsberger Moor 3 (Schleswig).

Matešić, S. – von Carnap-Bornheim, C. 2015. Bemerkungen zu römischen Militaria in skandinavischen Opferplätzen mit Heeresausrüstung, in: P. Henrich – C. Miks – J. Obmann – M. Wieland (Hrsg.), NON SOLUM … SED ETIAM. Festschrift für Thomas Fischer zum 65. Geburtstag (Rahden/Westf.) 277–283.

Mattingly, D. 2014. Identities in the Roman World: Discrepancy, Heterogeneity, Hybridity, and Plurality, in: L. R. Brody – G. L. Hoffman (Hrsg.), Roman in the Provinces. Art on the Periphery of Empire (Chestnut Hill) 35–59.

Meller, H. (Hrsg.) 2009. Schlachtfeldarchäologie – Battlefield Archaeology. 1. Mitteldeutscher Archäologentag vom 09. bis 11. Oktober 2008 in Halle (Saale). (Halle).

Meyer, M. 2018. The Germanic-Roman Battlefields of Kalkriese and Harzhorn: A Methodological Comparison, in: M. Fernández-Götz – N. Roymans (Hrsg.), Conflict Archaeology. Materialities of Collective Violence from Prehistory to Late Antiquity, Themes in Contemporary Archaeology 5 (London) 205–218.

Miks, C. 2007. Studien zur römischen Schwertbewaffnung in der Kaiserzeit, Kölner Studien zur Archäologie der Römischen Provinzen 8 (Köln).

Miks, C. 2014. Ein spätrömischer Depotfund aus Koblenz am Rhein. Studien zu Kammhelmen der späten Kaiserzeit, Kataloge Vor- und Frühgeschichtlicher Altertümer 44 (Mainz).

Miks, C. 2017. Zum Wandel der römischen Schwertausrüstung im 2. Jh. n. Chr. und seinem Stand zur Zeit der Markomannenkriege, Študijné Zvesti Archeologického Ústavu Sav 62, 113–136.

Morillo, A. – Adroher, A. M. – Dobson, M. – Martín Hernández, E. 2020. Constructing the Archaeology of the Roman Conquest of Hispania: New Evidence, Perspectives and Challenges, JRA 33, 36–52.

Nabbefeld, A. 2008. Römische Schilde: Studien zu Funden und bildlichen Überlieferungen vom Ende der Republik bis in die späte Kaiserzeit, Kölner Studien zur Archäologie der Römischen Provinzen 9 (Köln).

Nosch, M.-L. (Hrsg.) 2012. Wearing the Cloak. Dressing the Soldier in Roman Times, Ancient Textile Series 10 (Oxford).

Obmann, J. 2000. Studien zu römischen Dolchscheiden des 1. Jahrhunderts n. Chr., Kölner Studien zur Archäologie der römischen Provinzen 4 (Rahden/Westf.).

Oldenstein, J. 1976. Zur Ausrüstung römischer Auxiliareinheiten. Studien zu Beschlägen und Zierat an der Ausrüstung der römischen Auxiliareinheiten des obergermanisch-raetischen Limesgebietes aus dem zweiten und dritten Jahrhundert n. Chr., BerRGK 57, 49-284.

Ortisi, S. 2006. Gladii aus Pompeji, Herculaneum und Stabiae, Germania 84, 369–385.

Ortisi, S. 2015. Militärische Ausrüstung und Pferdegeschirr aus den Vesuvstädten, Palilia 29 (Wiesbaden).

Paul, M. 2011. Fibeln und Gürtelzubehör der späten römischen Kaiserzeit aus Augusta Vindelicum/Augsburg, MünchBeitrVFG 3 (Wiesbaden).

Pitts, M. 2007. The Emperor's New Clothes? The Utility of Identity in Roman Archaeology, AJA 111, 693–713.

Pöppelmann, H. – Deppmeyer, K. – Steinmetz, W.-D. (Hrsg.) 2013. Roms vergessener Feldzug. Die Schlacht am Harzhorn. Ausstellungskatalog Braunschweig (Darmstadt).

Poux, M. (Hrsg.) 2008. Sur les traces de César: Militaria tardo-républicains en contexte gaulois. Actes de la table ronde organisée par Bibracte, Centre archéologique européen, Glux-en-Glenne, 17 octobre 2002, Collection Bibracte 14 (Glux-en-Glenne).

Radman-Livaja, I. 2005. Militaria Sisciensia. Nalazi rimske vojne opreme iz Siska u fundusu Arheološkoga Muzeja u Zagrebu, Musei Archaeologici Zagrabiensis Catalogi et Monographiae 1 (Zagreb).

Radman-Livaja, I. (Hrsg.) 2010. Nalazi rimske vojne opreme u Hrvatskoj. Finds of the Roman Military Equipment in Croatia (Zagreb).

Rageth, J. 2010. Belege zum Alpenfeldzug aus dem Oberhalbstein (GR), in: C. Ebnöther – R. Schatzmann (Hrsg.), Oleum non perdidit. Festschrift für Stefanie Martin-Kilcher zu ihrem 65. Geburtstag, Antiqua 47 (Basel) 59–69.

Rageth, J. – Zanier, W. 2010. Crap Ses und Septimer: Archäologische Zeugnisse der römischen Alpeneroberung 16/15 v. Chr. aus Graubünden, Germania 88, 241–283.

Rau, A. – von Carnap-Bornheim, C. 2012. Die kaiserzeitlichen Heeresausrüstungsopfer Südskandinaviens. Überlegungen zu Schlüsselfunden archäologisch-historischer Interpretationsmuster in der kaiserzeitlichen Archäologie, in: H. Beck – D. Geuenich – H. Steuer (Hrsg.), Altertumskunde, Altertumswissenschaft, Kulturwissenschaft. Erträge und Perspektiven nach 40 Jahren Reallexikon der Germanischen Altertumskunde, Ergänzungsband zum Reallexikon der germanischen Altertumskunde 77 (Berlin) 515–540.

Reddé, M. (Hrsg.) 1996. L'armée romaine en Gaule (Paris).

Reddé, M. 2020. Roman Germania? What Germania? in: S. James – S. Krmnicek (Hrsg.), The Oxford Handbook of the Archaeology of Roman Germany (Oxford) 558–569.

Reece, R. 2009. Review of An Archaeology of Identity, Britannia 40, 379-380.

Reuter, M. 2008. Frauen in römischen Militärlagern? in: U. Brandl (Hrsg.), Frauen und Römisches Militär. Beiträge eines Runden Tisches in Xanten vom 7. bis 9. Juli 2005. BARIntSer 1759 (Oxford) 92–101.

Revell, L. 2016. Ways of Being Roman. Discourses of Identity in the Roman West (Oxford).

Robinson, H. R. 1975. The Armour of Imperial Rome (London).

Rost, A. 2009. Alesia, Kalkriese, Little Big Horn. Das neue Forschungsgebiet der Schlachtfeldarchäologie, in: Varusschlacht im Osnabrücker Land GmbH-Museum und Park Kalkriese (Hrsg.) 2009. Varusschlacht im Osnabrücker Land. Museum und Park Kalkriese (Mainz) 101–117.

Rost, A. 2012. Kalkriese 6. Schlachtfeldarchäologie, in: A. Rost – S. Wilbers-Rost 2012. Die Verteilung der Kleinfunde auf dem Oberesch in Kalkriese. Kartierung und Interpretation der römischen Militaria unter Einbeziehung der Befunde, RGF 70 (Darmstadt) 3–55.

Rost, A. – Wilbers-Rost, S. 2012. Die Verteilung der Kleinfunde auf dem Oberesch in Kalkriese. Kartierung und Interpretation der römischen Militaria unter Einbeziehung der Befunde, RGF 70 (Darmstadt).

Roymans, N. 2020. The Archaeology of Roman Germany: A Dutch Perspective, in: S. James – S. Krmnicek (Hrsg.), The Oxford Handbook of the Archaeology of Roman Germany (Oxford) 551–557.

Roymans, N. – Fernández-Götz, M. 2019. Reconsidering the Roman Conquest: New Archaeological Perspectives, JRA 32, 415–420.

Rudán, B. – Brandl, U. 2008. ‚intrare castra feminis non livet'. – Tatsache oder literarische Fiktion? Ein kritischer Literaturüberblick, in: U. Brandl (Hrsg.), Frauen und Römisches Militär. Beiträge eines Runden Tisches in Xanten vom 7. bis 9. Juli 2005. BARIntSer 1759 (Oxford) 1–19.

Sabin, P. – Van Wees, H. – Whitby, M. (Hrsg.) 2007. The Cambridge History of Greek and Roman Warfare (Cambridge).

Samida, S. 2016. Per Pedes in die Germania magna oder Zurück in die Vergangenheit? Kulturwissenschaftliche Annäherungen an eine performative Praktik, in: S. Willner – G. Koch – S. Samida (Hrsg.), Doing History. Performative Praktiken in der Geschichtskultur, Edition Historische Kulturwissenschaften 1 (Münster) 45–62.

Sarantis, A. 2013. Military Equipment and Weaponry: A Bibliographic Essay, in: A. Sarantis – N. Christie (Hrsg.), War and Warfare in Late Antiquity. Current Perspectives (Leiden) 153–175.

Sarantis, A. – Christie, N. (Hrsg.) 2013. War and Warfare in Late Antiquity. Current Perspectives (Leiden).

Schaeff, H. C. 2011. Hofheim I. Waffen, Bronze- und Bleifunde aus „Steinkastell" und Lagervicus (Rahden/Westf.).

Schalles, H.-J. (Hrsg.) 2010. Die frühkaiserzeitliche Manuballista aus Xanten-Wardt, Xantener Berichte 18 (Mainz).

Schallmayer, E. – Schade-Lindig, S. – Meyer, J. 2012. Mit den Kelten kommen die Römer – Militäranlagen an der Lahn bei Limburg-Eschhofen, Hessen Archäologie 2012, 95–101.

Schmidts, T. 2014. Stützpunkte der römischen Flotten in der Kaiserzeit, in: T. Fischer (Hrsg.), Die Armee der Caesaren. Archäologie und Geschichte 2(Regensburg) 354–365.

Schörner, G. (Hrsg.) 2005. Romanisierung – Romanisation. Theoretische Modelle und praktische Fallbeispiele. BARIntSer 1427 (Oxford).

Schrader, M. 2009. Rekonstruiertes römisches Militär. Zur Wirkung archäologischer Forschung in der gegenwärtigen Öffentlichkeit, in: A. W. Busch – H.-J. Schalles (Hrsg.), Waffen in Aktion. Akten der 16. Internationalen Roman Military Equipment Conference (ROMEC) Xanten, 13.–16. Juni 2007, Xantener Berichte 16 (Mainz) 353–368.

Schreg, R. 2015. Das Portable Antiquities Scheme als Vorbild? Anmerkungen zum Beitrag von Christoph Huth, Arch. Inf. 36, 2013, AInf 38, 317–322.

Scott, D. D. – Fox, R. A. – Connor, M. A. – Harmon, D. 2000. Archaeological Perspectives on the Battle of the Little Bighorn (Norman).

Scott, D. – Babits, L. – Haecker, C. (Hrsg.) 2007. Fields of Conflict. Battlefield Archaeology from the Roman Empire to the Korean War (Washington D. C.).

Sedlmayer, H. 2018. Extra muros. Lebenswelt der consistentes ad legionem von Lauriacum, Forschungen in Lauriacum 17 (Linz).

Sedlmayer, H. 2020. AD METALLA! Zum Militärplatz Strebersdorf in den pannonischen Eisenrevieren an der Bernsteinstraße, Monographies instrumentum 68 (Drémil-Lafage).

Sénécheau, M. – Samida, S. 2015. Living History als Gegenstand Historischen Lernens. Begriffe – Problemfelder – Materialien (Stuttgart).

Sherratt, M. – Moore, A. 2016. Gender in Roman Britain, in: M. Millett – L. Revell – A. Moore (Hrsg.), The Oxford Handbook of Roman Britain (Oxford) 363–380.

Simon, C. 2014. Römisches Zaumzeug aus Pompeji, Herculaneum und Stabiae. Metallzäume, Trensen und Kandaren (Oxford).

Speidel, M. A. 1996. Die römischen Schreibtafeln von Vinonissa, VGesVind 12 (Brugg).

Speidel, M. A. 1999. Stadt- und Lagerleben, in: H. von Hesberg (Hrsg.) 1999. Das Militär als Kulturträger in römischer Zeit (Köln) 75–85.

Steidl, B. 2007. Der Blick über den „Zaun“: Die Germanen im Vorfeld des Limes. Freunde, Feinde, Ignoranten? in: A. Thiel (Hrsg.), Forschungen zur Funktion des Limes. Fachkolloquium der Deutschen Limeskommission, 17./18. Februar 2005 in Weissenburg i. Bayern, Beiträge zum Welterbe Limes 2 (Stuttgart) 35–47.

Stoll, O. 2006. Legionäre, Frauen, Militärfamilien. Untersuchungen zur Bevölkerungsstruktur und Bevölkerungsentwicklung in den Grenzprovinzen des Imperium Romanum, JbRGZM 53, 217–344.

Stoll, O. 2020. Militärfamilien in den Militär- und Garnisonsgesellschaften der Limeszonen des Imperium Romanum während des 1.–3. Jh. n. Chr. Familienleben trotz „Eheverbots“. MBAH 38: 1–73.

Sumner, G. 2009. Roman Military Dress (Stroud).

Swift, E. 2016. The Development of Artefact Studies, in: M. Millett – L. Revell – A. Moore (Hrsg.), The Oxford Handbook of Roman Britain (Oxford) 63–94.

Töpfer, K. M. 2011. Signa militaria. Die römischen Feldzeichen in der Republik und im Prinzipat, Monographien des Römisch-Germanischen Zentralmuseums 91 (Mainz).

Trumm, J. – Fellmann Brogli, R. 2008. Mitten im Lager geboren – Kinder und Frauen im römischen Legionslager Vindonissa, in: U. Brandl (Hrsg.), Frauen und Römisches Militär. Beiträge eines Runden Tisches in Xanten vom 7. bis 9. Juli 2005. BARIntSer 1759 (Oxford) 102–119.

Ubl, G. 2013. Waffen und Uniform des römischen Heeres der Prinzipatsepoche nach den Grabreliefs Noricums und Pannoniens, Austria Antiqua 3 (Graz).

Ulbert, G. 1968. Römische Waffen des 1. Jahrhunderts n. Chr, Kleine Schriften zur Kenntnis der römischen Besetzungsgeschichte Südwestdeutschlands 4 (Stuttgart).

Ulbert, G. 1969. Gladii aus Pompeji. Vorarbeiten zu einem Corpus römischer Gladii, Germania 47, 97–128.

Ulbert, G. 1974. Straubing und Nydam. Zu römischen Langschwertern der späten Limeszeit, in: G. Kossack – G. Ulbert (Hrsg.), Studien zur Vor- und frühgeschichtlichen Archäologie 1. Allgemeines, Vorgeschichte, Römerzeit. Festschrift für Joachim Werner zum 65. Geburtstag, MünchBeitrVFG Ergänzungsband 1 (München) 197–216.

Unz, C. – Deschler-Erb, E. 1997. Katalog der Militaria aus Vindonissa. Militärische Funde, Pferdegeschirr und Jochteile bis 1976, VGesVind 14 (Brugg).

van Driel-Murray, C. 1994. A Question of Gender in a Military Context, Helinium 34 (2), 342–362.

van Driel-Murray, C. 1995. Gender in Question, in: P. Rush (Hrsg.), Theoretical Roman Archaeology: Second Conference Proceedings (Aldershot) 3–21.

Varusschlacht im Osnabrücker Land GmbH – Museum und Park Kalkriese (Hrsg.) 2009. 2000 Jahre Varusschlacht 2. Konflikt (Stuttgart).

Völling, T. 1996. Römische Ausrüstungsgegenstände aus Olympia, Germania 74, 433–451.

von Carnap-Bornheim, C. (Hrsg.) 2014. Fund- und Forschungsgeschichte, naturwissenschaftliche und materialkundliche Untersuchungen, Das Thorsberger Moor 4 (Schleswig).

von Carnap-Bornheim, C. – Ilkjær, J. 2008. „Jernalderen i Nordeuropa“ und „Zwischen Thorsberg und Bornstein“. Archäologische Forschung im internationalen Netzwerk, in: A. Abegg-Wigg – A. Rau (Hrsg.), Aktuelle Forschungen zu Kriegsbeuteopfern und Fürstengräbern im Barbaricum. Internationales Kolloquium Schleswig 15.–16. Juni 2006 (Neumünster) 9–17.

von Petrikovits, H. 1975. Die Innenbauten römischer Legionslager während der Prinzipatszeit, AbhDüsseldorf 56 (Opladen).

Voß, H.-U. – Hüssen, C.-M. 2017. Corpus der römischen Funde im europäischen Barbaricum. Rückblick und Ausblick, Hodgson, N. – Bidwell, P. – Schachtman, J. (Hrsg.), Roman Frontier Studies 2009. Proceedings of the XXI International Congress of Roman Frontier Studies (Limes Congress) held at Newcastle upon Tyne in August 2009 (Oxford) 318–328.

Voß, H.-U. – Müller-Scheeßel, N. (Hrsg.) 2016. Archäologie zwischen Römern und Barbaren. Zur Datierung und Verbreitung römischer Metallarbeiten des 2. und 3. Jahrhunderts n. Chr. im Reich und im Barbaricum – ausgewählte Beispiele (Gefäße, Fibeln, Bestandteile militärischer Ausrüstung, Kleingerät, Münzen). Kolloquien zur Vor- und Frühgeschichte 22 (Bonn).

Waurick, G. 1988. Römische Helme, in: A. Bottini – M. Egg – F.-W. von Hase – H. Pflug – U. Schaaff – P. Schauer – G. Waurick (Hrsg.), Antike Helme. Sammlung Lipperheide und andere Bestände des Antikenmuseums Berlin. Monographien des Römisch-Germanischen Zentralmuseums 14 (Mainz) 327–364.

Wilson, P. 2016. Romano-British Archaeology in the Early Twenty-First Century, in: M. Millett – L. Revell – A. Moore (Hrsg.), The Oxford Handbook of Roman Britain (Oxford) 43–62.

Zanier, W. 2016. Der spätlatène- und frühkaiserzeitliche Opferplatz auf dem Döttenbichl südlich von Oberammergau, MünchBeitrVFG 62 (München).

NEUES IN DER RÖMISCHEN ARCHÄOLOGIE: DIE SICHT AUS DER SCHWEIZ

Anna Flückiger – Andrew Lawrence

Keywords: Römische Archäologie – Schweiz – Methodik – Theorie – Digitale Archäologie – Integrative Archäologie

Abstract: Der Beitrag widmet sich der Forschungslandschaft und aktuellen Forschungen der römischen Archäologie in der Schweiz, unter besonderer Berücksichtigung der Provinzialrömischen Archäologie in der Deutschschweiz. Ein besonderes Augenmerk gilt dabei – im Sinn des vorliegenden Buches – den Neuerungen auf methodologischer und theoretischer Ebene. Im Anschluss an eine Darstellung des Wissenschaftsbetriebes werden einige dieser Neuerungen charakterisiert und anhand aktueller Beispiele illustriert. Zum Schluss soll mit einem Blick in die Zukunft erkundet werden, welches Potential in einer künftigen (Neu-) Untersuchung der Quellen zur römischen Archäologie in der Schweiz im Licht einer Auswahl an aktuellen Theorien liegen könnte.

Einleitung

In diesem Beitrag zur römischen Archäologie in der Schweiz wird versucht, den aktuellen Wissenschaftsbetrieb und derzeitige Forschungsschwerpunkte im Licht der Fragestellungen und Zielsetzungen des vorliegenden Bandes zu charakterisieren. Diese Standortbestimmung soll den Ausgangspunkt für weitere Überlegungen und mögliche Zukunftsperspektiven bilden – mit besonderem Blick auf die theoretische und methodologische Ausrichtung des Fachs. Der Beitrag widmet sich aufgrund der fachlichen und regionalen Verortung der Schreibenden schwerpunktmässig den Forschungen der Provinzialrömischen Archäologie in der Deutschschweiz. Doch wird versucht, punktuell sowohl Aktuelles aus der Klassischen Archäologie als auch die Forschungen zur römischen Archäologie in den französisch- und italienischsprachigen Landesteilen der Schweiz mit einzubeziehen.

Publiziert in: Stefan Krmnicek – Dominik Maschek (Hrsg.), Römische Archäologie in Deutschland. Positionsbestimmung und Perspektiven (Heidelberg, Propylaeum 2023) doi: https://doi.org/10.11588/propylaeumdok.00005852

Im Folgenden werden zuerst die institutionellen und fachlichen Aspekte der Forschungslandschaft und Berufsfelder der römischen Archäologie in der Schweiz beschrieben. Hierbei wird nach einem Überblick zu Forschungsinstitutionen und Fachorganisationen auch einigen Übersichtspublikationen der letzten zwei Jahrzehnte Aufmerksamkeit geschenkt, die die Forschungen zur römischen Schweiz prägen. Es folgt ein Kommentar zu aktuellen – noch laufenden oder bereits publizierten – Projekten und Forschungsarbeiten. Ein besonderer Fokus gilt dabei jeweils methodischen Neuerungen und aktuellen theoretischen Strömungen. Zuletzt werden exemplarisch einige Handlungsfelder skizziert, zu denen die Theoriebildung in den letzten Jahren stark vorangeschritten ist und an denen sich bereits jetzt eine verstärkte Verflechtung von Theorie, Methodologie und Praxis ablesen lässt. Dabei soll das Potential ausgeleuchtet werden, das diese Verflechtung für aktuelle und künftige Forschungen zur schweizerischen Archäologie – und darüber hinaus – birgt. Der Beitrag spiegelt den Stand der Dinge zum Zeitpunkt der Einreichung (2018); nur sehr punktuell wurden Neuerungen ergänzt.

Die Fachwelt

Ein Versuch, römische Archäologie in der Schweiz zu charakterisieren, führt zwangsläufig dazu, die fachgeschichtlichen und regionalen Spezifika ausarbeiten zu wollen. Man könnte meinen, dass die am stärksten spürbaren „Grenzen" der römischen Archäologie in der Schweiz zum einen die Aufteilung der Archäologie in die Fachdisziplinen „Klassische Archäologie" beziehungsweise „Archäologie des Mittelmeerraumes" und „Archäologie der Römischen Provinzen" und zum anderen die sprachliche Regionalisierung und die daraus resultierende Einbindung in die jeweiligen Forschungstraditionen seien. Zurzeit kann klassische Archäologie beziehungsweise Mittelmeerarchäologie an den Universitäten Basel, Bern, Fribourg, Neuenburg, Genf, Lausanne und Zürich studiert werden. Provinzialrömische Archäologie wird als Studienfach oder -Schwerpunkt an den Universitäten Basel, Bern und Lausanne angeboten. Mittlerweile sind Spezialisierungen auf eines dieser beiden Hauptstudienfächer erst auf der Ebene des Masterstudiums üblich. Doch: Ein Blick auf die Leitbilder der jeweiligen Institute zeigt zweierlei: Erstens, dass – wie in der Antike – die Arbeitsgebiete zwischen „Mittelmeerwelt" und „Provinzen" sich überlagern und diese Begriffe für viele Regionen austauschbar sind. Zweitens führen nicht weniger als fünf der genannten Institute Begriffe wie „Austausch" oder „Kontakte" zwischen den griechischen beziehungsweise römischen Kulturen und den „einheimischen" Gesellschaften als Schwerpunkt ihrer Ausrichtung auf. In allen Leitbildern wird zudem auch der Praxisbezug grossgeschrieben.

In den Institutsprojekten sind jedoch Unterschiede zu erkennen. So bilden in den Instituten beziehungsweise Fachbereichen für Klassische Archäologie/Archäologie des

Mittelmeerraumes der Universitäten Basel[1], Bern[2] und Zürich[3] Grossgriechenland inkl. Sizilien einen Schwerpunkt, in Lausanne am Institut für Klassische Archäologie ist die Einbindung der Schweizerischen Archäologischen Schule in Griechenland in Eretria ein Schwerpunkt des Lehrstuhls[4]. Der Lehrstuhl in Zürich widmet sich des Weiteren der Etruskischen Archäologie. In Lausanne werden in der provinzialrömischen Archäologie unter anderem Themen zur römischen Schweiz, den Beziehungen zwischen keltischer und römischer Welt, Keramologie, Wandmalereien und Mosaiken in Lehre und Forschung eingebunden[5]. In Bern behandeln die Forschungsprojekte die Kategorien „Siedlungsgeschichte", „Kult und Religion" und „Welt der Toten" sowie „Wirtschaft und Handel" (Ebnöther 2013). Darin integriert sind Forschungsprojekte mit einer explizit numismatischen Ausrichtung[6]. An der Universität Basel existiert seit 2009 die vom Kanton Aargau mitgetragene Vindonissa-Professur, welche sich im Sinn einer interdisziplinären Grundlagenforschung neben anderen Fundstellen den römerzeitlichen Fundplätzen im Aargauischen Gebiet widmet, besonders dem Legionslager Vindonissa und Teilen der Koloniestadt Augusta Raurica (Schwarz 2013, 5).

Nicht zu vergessen ist das naturwissenschaftlich-archäologische Spektrum, das in der Schweizerischen römischen Archäologie eine grosse Rolle spielt. Seit 2012 existiert in Basel der Fachbereich Integrative Prähistorische und Naturwissenschaftliche Archäologie (Jagher et al. 2012, 32). Die Möglichkeit, in Kooperation mit der IPNA Archäoanthropologie, Archäozoologie, Archäobotanik oder etwa Geoarchäologie in Grabungs- und Forschungsprojekte einzubeziehen, wird überregional rege genutzt. Auch in Genf am Laboratoire d'archéologie préhistorique et anthropologie und in Neuenburg am Laboratoire d'archéozoologie wird eine naturwissenschaftliche ausgerichtete Archäologie angeboten, und an der Universität Fribourg gibt es das schweizweit wohl breiteste Angebot für Archäometrie[7].

Es versteht sich von selbst, dass sowohl die hier genannte fachliche Aufgliederung in Klassische und Provinzialrömische Archäologie als auch die regionalen Eigenheiten der schweizerischen Forschungslandschaft im Grossen und Ganzen viele Vorteile mit sich bringen. Es existiert dadurch ein breites Spektrum an und eine Offenheit gegenüber verschiedenen inhaltlichen und methodischen Ansätzen, welche Forschung wie

1 <https://klassarch.philhist.unibas.ch/de/forschung/> (05.03.2021).

2 <http://www.iaw.unibe.ch/forschung/archaeologie_des_mittelmeerraumes/index_ger.html> (05.03.2021).

3 <http://www.archaeologie.uzh.ch/de/klarch/aboutus/mission.html> (05.03.2021).

4 <http://www.unil.ch/iasa/home/menuguid/archeologie-classique.html> (05.03.2021).

5 <https://www.unil.ch/iasa/home/menuguid/archeologie-provinciale-roma.html> (05.03.2021).

6 <http://www.iaw.unibe.ch/forschung/numismatik/forschungsprojekte/index_ger.html> (05.03.2021).

7 <http://www.unifr.ch/geoscience/geology/en/research/archaeometry> (05.03.2021).

Output bereichern. Neben den universitären Instituten findet Forschung zur römischen Archäologie in der Schweiz an zahlreichen weiteren Fachstellen und Institutionen statt. Der grösste Arbeitgeber für Abgängerinnen und Abgänger der Archäologie der Römischen Provinzen sind die Kantonsarchäologien. Auch viele Graduierte der anderen archäologischen Disziplinen kommen dort unter. In diesen Ämtern wird durch die Erforschung und Vorlage von Ausgrabungsbefunden und Fundmaterial wichtige Quellenarbeit geleistet und mit den entsprechenden Publikationen sowie der Präsentation von Fundstellen eine Brücke zur Publikumsvermittlung geschlagen.

An der Forschungsabteilung der Römerstadt Augusta Raurica wird zu spezifischen Fragen gemäss ihrem Forschungsauftrag und der daraus entwickelten Strategie geforscht[8]. Die Arbeiten werden teils durch angestellte Teammitglieder, teils mittels Kooperationen und Drittmittelprojekten durchgeführt. Das beträchtliche Publikationsvolumen[9] wird einerseits von den Grabungs- und Tätigkeitsberichten gespiesen, andererseits von den genannten gezielten Forschungsarbeiten, deren Themen insbesondere die chronologische Entwicklung der Stadt und sowie das tägliche Leben der Einwohnerinnen und Einwohner abdecken (Benz 2004). Neue, teils aufsehenerregende Entdeckungen komplementieren die Forschungsstrategie. In naher Zukunft wird ein 2016 an der westlichen Ausfallstrasse entdeckter Bleisarg unter anderem dank den guten Erhaltungsbedingungen und der sorgfältigen Bergung interdisziplinär ausgewertet werden (Grezet 2017, 28–36). In Avenches werden parallel zu den Vorlagen von Ausgrabungen in und um die Koloniestadt (zuletzt Blanc et al. 2016) auch monothematische Monografien veröffentlicht, so wie etwa zu Grafitti (Sylvestre 2017), zu den Nekropolen (zuletzt Sauteur 2017), zum archäozoologischen Fundmaterial aus den Kultbezirken (Deschler-Erb 2015) oder jüngst zur Stadtmauer (Flück 2020) Ähnlich verhält es sich mit dem kaiserzeitlichen Legionslager Vindonissa, zu dem sowohl von kantonaler als auch universitärer Seite geforscht wird (s. o.). In Nyon stand in den letzten Jahren die Wasserleitung im Fokus der Grabungstätigkeiten[10].

Erwähnenswert ist nicht zuletzt das 1992 als Unternehmen der Schweizerischen Akademie der Geistes- und Sozialwissenschaften (SAGW) gegründete Inventar der Fundmünzen in der Schweiz (IFS)[11]. Das Dienstleistungszentrum für Münzfunde aller Epochen pflegt unter anderem eine GIS-basierte Datenbank der Schweizer

8 <http://www.augustaraurica.ch/archaeologie/forschung/> (05.03.2021).

9 <https://www.augustaraurica.ch/fileadmin/user_upload/2_Archäologie/7_Literatur%20und%20Verlag/00_Literatur_und_Verlag/2018_12_06_Bibliografie_Augusta_Raurica.pdf > (05.03.2021).

10 <https://www.mrn.ch/fr/actualites/nouvelles-decouvertes-sur-l-aqueduc-romain-de-nyon-0-64302> (05.03.2021).

11 <https://fundmuenzen.ch/> (05.03.2021).

Münzfunde[12] und leistet Unterstützung bei der Bestimmung und Edition von Fundmünzen. Schon seit der Gründung des IFS wird darauf geachtet, dass Münzen nicht getrennt von ihrem Kontext publiziert werden (von Kaenel 1992), und Richtlinien zur Erfassung von Münzen, ihrem Kontext sowie zu Abnutzungs- und Korrosionsgrad der Münzen wurden ebenfalls vom IFS herausgegeben. Dank der jüngsten, spektakulären Entdeckungen der römerzeitlichen Schatzfunde von Orselina (TI) und Ueken (AG) etwa werden im Bereich der römischen Archäologie zudem Grundlageneditionen vorangetrieben (dazu Ackermann/Peter 2015; Cardani Vergani 2016, bes. 27; Doppler et al. 2016).

Neben den genannten Institutionen soll auch die vielseitige Museumslandschaft nicht unerwähnt bleiben[13], aus der immer wieder Kooperationen, Ausstellungen und damit verbunden auch Forschungsarbeiten zur römischen Archäologie in der Schweiz hervorgehen. Einen Überblick über die Organisationsstrukturen der römischen Archäologie in der Schweiz liefert seit wenigen Jahren die von der Schweizerischen Akademie der Geistes- und Sozialwissenschaften und weiteren Organisationen ermöglichte Homepage des Fachportals Altertumswissenschaften in der Schweiz „www.ch-antiquitas.ch“. Kurzeinführungen und Links zu Institutionen, Stiftungen, Vereinen, Studienorten und -fächern sind hier ebenso zu finden wie aktuelle Veranstaltungen, Ausstellungen und Stellenangebote. Wir werden hier deshalb nur in Kürze auf einige Berufsverbände hinweisen, um dann beispielhaft, anhand der ARS, der Arbeitsgemeinschaft für die provinzialrömische Forschung in der Schweiz, etwas näher auf mögliche Wechselwirkungen zwischen einer solchen Organisation und der Forschung einzugehen. Zum Schluss dieses Abschnittes werden kurz die neuesten Entwicklungen schweizweiter Berufsnetzwerke und -Veranstaltungen erläutert.

Neben der ARS haben auch die Berufsverbände SAM (Schweizerische Arbeitsgemeinschaft für Archäologie des Mittelalters und der Neuzeit) sowie AGUS (Arbeitsgemeinschaft für die Urgeschichtsforschung in der Schweiz) Mitglieder aus der Provinzialrömischen Archäologie. Für die Klassische Archäologie ist die SAKA (Schweizer Arbeitsgemeinschaft für Klassische Archäologie) mit 260 Mitgliedern der wohl wichtigste Berufsverband. Für die Numismatik zu erwähnen sind die Schweizerische Numismatische Gesellschaft (SNG) und die Schweizerische Arbeitsgemeinschaft für Fundmünzen (SAF). Archäologie Schweiz oder AS ist hier ebenfalls unbedingt zu nennen, die mit rund 2000 Mitgliedern der grösste archäologische Verein der Schweiz ist[14]. Nicht unwesentlich sind daneben auch ortsgebundene Stiftungen und Fördervereine wie die Stiftung Pro Augusta Raurica, die Association Pro Aventico, die Gesellschaft Pro Vindonissa oder die Vereinigung der Freunde antiker

12 <https://www.fundmuenzen.ch/dienstleistungen/datenbanken/muenzen.php> (05.03.2021).

13 <https://www.museums.ch/> (05.03.2021).

14 <www.archaeologie-schweiz.ch/ueber-uns.5.0.html> (05.03.2021).

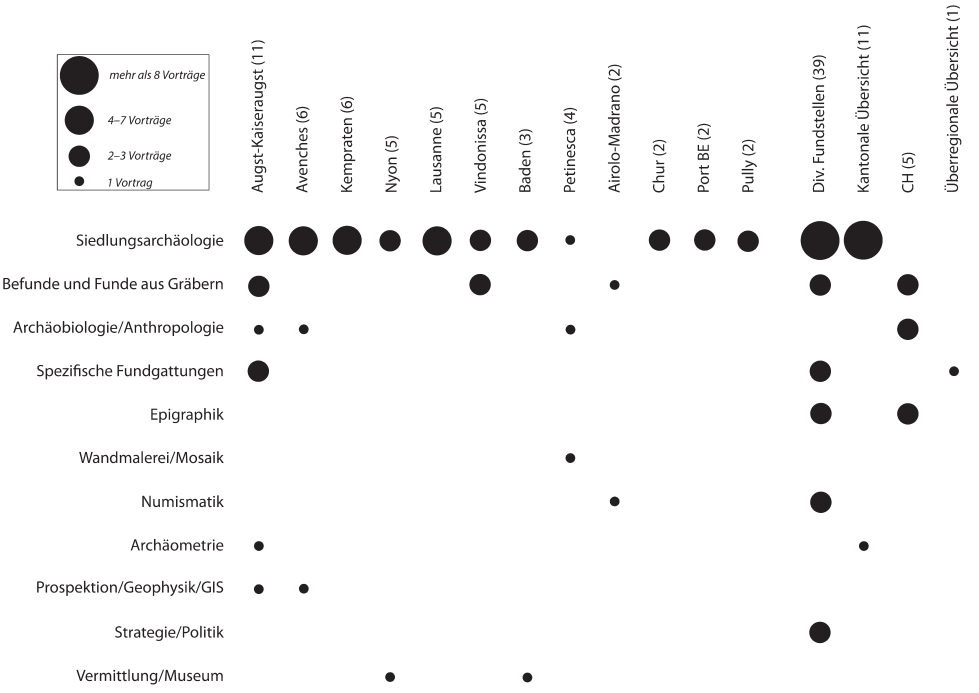

Abb. 1 Vorträge aller ARS-Tagungen der Jahre 2013–2017. Gegenübergestellt sind die behandelten Fundorte und Themenschwerpunkte. Quelle: <http://www.archaeologie-schweiz.ch/Bisherige-Vortragsprogramme-de.329.0.html> (24.01.2018); Grafik: Andrew Lawrence.

Kunst, die Laien wie Fachleuten offenstehen, über Publikationsmittel verfügen beziehungsweise als Herausgeberinnen agieren und damit ihren eigenen Einfluss auf die Forschung ausüben.

Die ARS ist mit derzeit ca. 400 Mitgliedern unseres Wissens der mitgliederstärkste Berufsverband, der sich spezifisch der römischen Archäologie der Schweiz widmet. Sie veranstaltet jährlich zweitägige Versammlungen mit Tagung und Exkursion und unterhält eine Mailingliste. Für diesen Überblick interessant sind die Vorträge, welche an den jährlichen Jahresversammlungen der ARS gehalten wurden. Eine Zusammenstellung (Abb.1) zeigt die Vorträge der ARS-Mitglieder aus den Jahren 2013–2017. Mehrheitlich werden neue Resultate aus Not- oder und Forschungsgrabungen von Kantonsarchäologien oder Universitäten sowie Zusammenfassungen von Qualifikationsarbeiten präsentiert. Es handelt sich hierbei größtenteils um Ausgrabungen und Auswertungen römerzeitlicher Fundstellen. Von diesen ist die Römerstadt „Augusta Raurica“ am stärksten vertreten, gefolgt von den größeren *vici* (Lausanne, Baden, Kempraten) und vom kaiserzeitlichen Legionslager Vindonissa. Präsentationen zu einzelnen Fundgattungen (etwa Militaria, Glas, bestimmten Keramikgattungen)

werden seltener, stattdessen scheinen naturwissenschaftliche Themen zuzunehmen. Schweizweite Übersichten werden von den Nachbardisziplinen angeboten (Epigraphik, Archäobiologie/Anthropologie). Die Auswahl der Vortragsthemen zeigt auf der einen Seite die praxisorientierte akademische Ausbildung – der Wunsch, dass eine praxisbezogene universitäre Ausbildung in der provinzialrömischen Archäologie angeboten wird, wurde bereits 1992 formuliert (Rütti 1992) –, andererseits wird hier die Mitgliederstruktur des Berufsverbandes widerspiegelt: Der große Teil der Mitglieder arbeitet in Kantonsarchäologien.

Trotz dieses Bildes war das Potential der Verzahnung von Theorie, Methodik, Forschung und (Grabungs-)Praxis möglicherweise nie grösser. Eine immer stärkere Vernetzung ergibt sich einerseits aus der häufigen Zusammenarbeit zwischen Institutionen, etwa Kantonsarchäologien und Universitäten, andererseits finden in den letzten Jahren immer wieder schweizweite Fachtagungen zu bestimmten archäologischen Themen statt. 2006, basierend auf einer Initiative des damaligen Vorstandes der Arbeitsgemeinschaft für die provinzialrömische Forschung in der Schweiz, fand in Avenches die Tagung zur „Topographie sacrée et rituels: le cas d'Aventicum" statt, ein Kongress mit Vorträgen aus der Schweiz, Deutschland, Frankreich, Luxembourg und Italien. Die synthetische Natur vieler Vorträge und die internationale Ausrichtung machten den Kongress und die daraus resultierende Publikation (Castella – Meylan Krause 2008) zu einem wichtigen Baustein der Religionsforschung zur römischen Welt. Für die schweizweite, intra-institutionelle Arbeit sind ferner zwei Organisationen zu nennen: der Verein „Horizont 2015", der zwischen 2010 und 2015 Bestand hatte und das daraus hervorgegangene Netzwerk Archäologie Schweiz. Im Rahmen der Horizont 2015-Veranstaltungen wurden im Sinn einer Standort- und Perspektivenbestimmung für die Schweiz die Wahrnehmung der Archäologie in der Öffentlichkeit, Interessensvertretungen, eine verbesserte Kooperation der beteiligten Institutionen sowie der Festsetzung von Standards diskutiert (Benguerel et al. 2016). Das Netzwerk Archäologie Schweiz organisierte 2017 eine schweizweite Fachtagung zum Thema „Digitale Archäologie"[15], das sich als eines der einflussreichsten neuen Arbeitsfelder herauskristallisiert hatte. Einige der methodischen Neuerungen in der digitalen Archäologie werden weiter unten im Abschnitt zur aktuellen Forschung näher ausgeführt. Die Tagungsreihe wurde 2018 mit der Tagung „Was hat Archäologie mit mir zu tun?" fortgesetzt. Das Thema knüpft unter anderem an den Diskurs zur Wechselwirkung zwischen Archäologie und Gesellschaft an, die auch im Rahmen des Kulturerbejahrs 2018 reflektiert wurde. 2019 tagte das Netzwerk Archäologie Schweiz zum Thema „Grenzen"[16]; am 24.3.2021 fand die zweite Ausgabe der Tagung „Digiarch" zum Thema Kulturerbe im digitalen Zeitalter statt.

15 <https://digiar.ch/> (05.03.2021).

16 <http://www.archaeologie-schweiz.ch/Generalversammlung-2019-in-Bel.339.0.html> (05.03.2021).

Ein möglicher Zugang, den theoretischen und methodischen s*tatus quo* für die Forschungslandschaft der römischen Schweiz zu eruieren, ist die kritische Analyse der „Standardwerke", welche in den vergangenen Jahren erschienen sind und auch in der Ausbildung eine wichtige Grundlage darstellen. In den Jahren 1999, 2002 und 2005 erschienen in der Reihe „die Schweiz vom Paläolithikum bis zum Mittealter", herausgegeben von Archäologie Schweiz, die Bände zur Eisenzeit (Müller et al. 1999), zur römischen Epoche (Flutsch et al. 2002) und zum Frühmittelalter (Windler et al. 2005). Diese Überblickswerke sollten auf der einen Seite den Forschungsstand der jeweiligen Epochen zusammentragen und kommentieren, auf der anderen dienen sie immer noch dazu, einen ersten Einstieg für inhaltliche Themen der jeweiligen Epoche zu bieten. Für die römische Epoche sind des Weiteren die Bemerkungen von Werner Stöckli in seinem Überblickswerk (Stöckli 2016) zu nennen. All diesen Arbeiten ist gemeinsam, dass sie eine konventionelle Struktur aufweisen und die historische Überlieferung als Ausgangspunkt nehmen. Die ersten Kapitel von SPM V, SPM IV und SPM VI werden von einem geschichtlichen Überblick gebildet, woran dann die weiteren Kapitel – etwa zu Siedlungsformen, Grabsitten, oder zur Wirtschaft mehr oder weniger anknüpfen. Diese Struktur lässt wenig Platz für theoretisch fundierte Untersuchungen zu den archäologischen Quellen. Eine weitere Gemeinsamkeit aller „SPM-Bände" ist das Fundstellenregister, das als Katalogteil am Schluss der jeweiligen Publikationen angehängt ist. Das Fundstellenregister gewährt zwar eine Verknüpfung zu den archäologischen Primärquellen, doch wird nur selten erklärt, welche Quellen (etwa Befunde, Fundkomplexe) oder mit welchen Methoden diese aus den Fundstellen gesammelt und analysiert werden. Diese Grundlagenforschung hat zweifellos stattgefunden, doch die dazugehörigen Angaben werden wohl aus Platzgründen nicht über die Literaturangaben hinaus ausgeführt. Im Lichte ihrer Ausrichtung und ihres Zielpublikums ist es unseres Erachtens nachvollziehbar, dass auf solche Erläuterungen verzichtet wurde. Für die Publikation SPM VII (800–1350 n. Chr.) fand – vor der Veröffentlichung des Übersichtswerks – ein Kolloquium statt „mit dem Ziel möglichst viel unveröffentlichtes Quellenmaterial vorzulegen" (Marti – Niffeler 2014, 9). Für SPM VIII (1350–1850) wurde eine ähnliche Strategie verfolgt. Doch lässt sich damit auch festhalten, dass die Überblicks- und Standardwerke zur römischen Schweiz von einem kulturhistorischen, positivistischen Ansatz geprägt sind. Die archäologischen Quellen (Bildquellen, Befunde und Funde) werden als Teile einer historischen Wirklichkeit gedeutet, welche die Schriftquellen komplementieren.

Aktuelle Forschungen

Die im Folgenden vorgestellten Beispielthemen und -projekte sollen illustrieren, wie methodologische und theoretische Neuerungen der letzten Jahre in der Schweizer provinzialrömischen Archäologie Fuss gefasst oder eigene Entwicklungen durchlaufen haben. Es besteht dabei kein Anspruch auf Vollständigkeit, und auch hier ist der Fokus stark von den persönlichen Umfeldern der Verfassenden gelenkt.

Im Bereich der methodischen Innovationen sehen wir derzeit Schwerpunkte in der Digitalen Archäologie und in der Integrativen Archäologie. Die damit verbundenen Neuerungen wirken sich sowohl auf das Methodenrepertoire zur Erschliessung und Aufbereitung als auch zur Interpretation von Quellen beziehungsweise Daten aus. Zu Theorien und ihrer Verknüpfung mit der Praxis werden wir gleichsam einige aktuelle Arbeiten nennen, um dann im Folgeabschnitt auf einige Diskurse und mögliche Perspektiven für die Zukunft intensiver einzugehen.

Insbesondere, was Praxisanwendungen und Methodologie angeht, bietet die Digitale Archäologie ein weites Feld an Neuerungen, die an Forschungsinstituten wie kantonalen Fachstellen immer mehr Umsetzung finden und oft nicht mehr wegzudenken sind. Dies spiegelt sich unter anderem in der oben bereits genannten Veranstaltung der schweizweiten Tagung „digiar.CH“ im Jahr 2017. Auf verschiedenste Weise treten dreidimensionale bildgebende Verfahren in Verwendung, wozu hier nur einige Beispiele genannt seien. So werden an der Vindonissa-Professur in Basel die spätantiken Wachttürme am Hochrhein dreidimensional aufgenommen (zuletzt Schwarz 2016), und die Archäologische Bodenforschung Basel-Stadt verzichtet mittlerweile zugunsten von *Structure from Motion*-Aufnahmen in 3D weitgehend auf Profilzeichnungen vor Ort (Bernasconi et al. 2012, 64). Das Institut für Archäologische Wissenschaften der Universität Bern verfügt über einen 3D-Scanner, mit dem Fundobjekte dreidimensional aufgenommen werden und zu publikationsreifen Fundzeichnungen konvertiert werden, und an der Universität Lausanne wurde in Zusammenarbeit mit der École des sciences criminelles ein neues bildgebendes Vorgehen ermittelt, das bei der Entzifferung römischer Inschriften hilft (Dell’Era 2016).

GIS – geographische Informationssysteme – eröffnen ebenso unterschiedliche Handlungsmöglichkeiten für die römische Archäologie. Etliche Fundstellen werden mittlerweile mithilfe eines GIS-Programmes dokumentiert. Die grossflächige Einspeisung der Grabungsdaten von Augusta Raurica in GIS[17] führt dazu, dass neue methodische Wege zur Grabungsauswertung und Analyse von Forschungsfragen ausprobiert und begangen werden können (Straumann 2015; Flückiger 2019; sowie die jüngst publizierte Dissertation von Simon Kramis an der IPNA Basel [Kramis 2016], laufende Dissertationen von Sandra Ammann, Anna Flückiger, Simone Mayer, Sven Straumann, alle an der Vindonissa-Professur Basel, daneben auch in den meisten Forschungsprojekten). Vielversprechend ist damit verbunden auch die Digitalisierung des Luftbildarchivs von Augusta Raurica (Brombach et al. 2016). Die „kontextuelle Numismatik“, die Stefan Krmnicek in diesem Band als neues Feld beschreibt, hat in der Schweiz seit einiger Zeit verschiedentlich gewinnbringende Erweiterungen des methodologischen Instrumentariums hervorgebracht, ebenfalls unter Einbindung von EDV-Anwendungen, etwa GIS; vgl. auch verschiedene Kolloquien der SAF und des IFS, bes. 2010 die Tagung „Kontext und Kontextualisierung“ in Genf.

17 <www.augustaraurica.ch/de/stadtplan> (05.03.2021).

Aktuelle Forschungen in dieser Richtung behandeln beispielsweise das spätantike Kaiseraugst (Peter 2016; Flückiger 2019). Datenbanken möchten wir als weiteres Beispielfeld der digitalen Archäologie nennen und beispielhaft auf das Potential der Analyse grösserer Datenmengen etwa anhand der Münzdatenbank des IFS[18] und das verstärkte Aufkommen von Datenbanken als Grundlage von Befund- und Fundkatalogen, nicht nur etwa in Dissertationen, sondern auch als Archivierungs- und Rechercheinstrument an verschiedenen kantonalen Fachstellen verweisen.

Wie oben angedeutet, gewinnt die so genannte integrative Archäologie in den archäologischen Disziplinen in den letzten Jahren an Nährboden. Mit integrativer Forschung ist die – im Gegensatz zur Auswertung von Befunden und Funden – gezielte Fokussierung auf Fragestellungen und Verwendung aller Daten gemeint, die zu deren Beantwortung beitragen können. Dazu gehören auch die Quellen und die Anwendung von Theorien und Methoden aus den sowohl natur- als auch geistes- und sozialwissenschaftlichen (Nachbar-)Disziplinen (Röder 2017, 8). So dürfen in der Schweizer Provinzialrömischen Archäologie zahlreiche Vorhaben insofern als integrativ angesehen werden, als sie fragestellungsbezogen Aspekte der Geistes- und Naturwissenschaftlichen Archäologie miteinander zu einer Synthese verbinden. Die Liste der Projekte und Publikationen wäre zu lang, um hier auch nur annähernd vollständig wiedergegeben zu werden, und wir beschränken uns auf eine Auswahl dreier gerade abgeschlossener oder noch laufender Beispielprojekte: Das Projekt „Zillis im Brennpunkt: Pagane Kulte und frühes Christentum“ der Universität Bern untersucht die als Kultort und Bestattungsplatz genutzte Höhle in Zillis/GR interdisziplinär im Hinblick auf Numismatik, Tierknochen, Befunde und die restlichen Funde[19]. An der Vindonissa-Professur in Basel werden im Projekt „Fossa nivalis“ bei der Frage nach der Primär- und Sekundärfunktion eines gemauerten Schachtes in der Unterstadt von Kaiseraugst die experimentelle Archäologie, antike Schriftquellen und geoarchäologische, archäobiologische Analysen sowie Untersuchungen der Befunde und des Fundmaterials miteinander verknüpft (Schneider – Schwarz 2017; Ammann – Schwarz 2016). Ein 2015 entdecktes Mithräum in Kempraten/SG soll in naher Zukunft interdisziplinär ausgewertet werden. Dank der modernen Grabungsdokumentation und der gezielten Entnahme von Proben für Mikromorphologie und Archäobotanik während der Grabung werden die Grundlagen für eine Auswertung geschaffen, die einerseits eine detaillierte Geschichte des Bauwerks im Kontext der Siedlungsentwicklung erlauben, andererseits neue Aufschlüsse zu den im Mithraskult durchgeführten Kultpraktiken erwarten lassen (Ackermann – Lo Russo 2017; Schindler 2018).

---

18 <https://www.fundmuenzen.ch/dienstleistungen/datenbanken/muenzen.php> (05.03.2021).

19 <https://www.iaw.unibe.ch/forschung/roemische_provinzen/zillis_gr/index_ger.html> (05.03.2021).

Im Sinn einer Momentaufnahme wird hier kurz auf den aktuellen Stand der Rezeption theoretischer Strömungen eingegangen. Drei ausgewählte Themenfelder werden im Anschluss ein wenig ausführlicher beleuchtet. Auch wenn, wie erwähnt, in den Leitbildern der Schweizer Universitätsinstitute der Austausch und Kulturkontakte ein primäres Untersuchungsobjekt darstellen, bilden in den meisten Arbeiten noch immer die hegemonialen Kulturen den Ausgangspunkt der Betrachtung. Da der *post-colonial turn* damit zurzeit erst ansatzweise rezipiert wird (van Oyen 2015) – wäre es vielversprechend, den „Impact" der eroberten Kulturen auf die griechisch/römische Antike vertieft zu thematisieren. In die Lehre finden diese und andere Strömungen langsam Eingang, was sich auch in den Themenschwerpunkten der Graduiertenausbildung zeigt. 2017 fand in Basel eine Graduiertentagung des Doktoratsprogramms der Basler Altertumswissenschaften zum Thema „Postkoloniale Antike" statt, und 2018 widmeten sich die archäologischen Institute der Universitäten Basel, Bern und Zürich in einer gemeinsamen Doktorierendentagung (TrikanDok) dem mittlerweile stark diskutierten und in neues Licht geratenden Themenbereich der Klassifikation (s.u.).

An vielen Universitäten umfassen Abschlussarbeiten auf Masterniveau generell „traditionelle" Befund- und/oder Fundauswertungen. Ausgewählte Fundstellen bilden auch häufig den Ausgangspunkt von Dissertationsprojekten, doch liegt diesen unseres Wissens noch häufiger eine theoretische oder methodische Komponente zugrunde. Diese in den letzten Jahren vielleicht verstärkte theoretische Reflexion beziehungsweise Untermauerung bei der Bearbeitung von Forschungsfragen lässt sich an verschiedenen Beispielen illustrieren, die sowohl universitäre Abschlussarbeiten als auch anderweitige Forschungsprojekte umfassen (z. B. zu Religion im archäologischen Befund: Lawrence 2018; zu Keramikproduktion als sozialer Praxis: Melko 2017). Hervorheben möchten wir hier etwa die Forschungen am Lehrstuhl für klassische Archäologie an der Universität Fribourg, um im nächsten Abschnitt auf einige weitere Forschungsfelder noch näher einzugehen. In Fribourg wird einerseits interdisziplinäre Forschung zu Kindergräbern mit archäologischen und anthropologischen Quellen und Methoden vorangetrieben, andererseits werden neue Grundlagen zu den sozialen und kulturellen Praktiken des Spielens in der Kindheit und im Erwachsenenalter erforscht[20]. Am 24.1.2019 fand in Bern die erste Zusammenkunft einer schweizerischen Theoretical Archaeology Group statt (Swiss-TAG). Diese locker formierte Gruppe hat zum Ziel die Theoriediskussion in der schweizerischen Archäologie in unregelmässigen Abständen in Form einer informellen Lese- und Diskussionsgruppe zu fördern.

[20] <https://www3.unifr.ch/research/de/assets/public/files/Locus_Ludi_SuS_20171130.pdf> (05.03.2021).

Ein Blick in die Zukunft

Der nächste Abschnitt soll beispielartig einige Handlungsfelder näher charakterisieren, in denen sich aktuelle theoretische Strömungen in der Verknüpfung mit Quellen aus der Schweizerischen römischen Archäologie als besonders vielversprechend erweisen könnten. Ein Diskurs, welcher wiederholt in der (provinzial-)römischen Archäologie aufgegriffen wurde, ist derjenige zur „Romanisierung". Seit den späten 1980er Jahren wurden, zunächst im angelsächsischen und niederländischen Raum (z. B. Versluys 2014; van Oyen 2015), später in Deutschland (z. B. Krause 1996; Alföldy 2005; Krausse 2006) die theoretischen Ansätze zu diesem „Phänomen" diskutiert und hinterfragt. Für die römische Schweiz wurde das Thema punktuell immer wieder in Monografien oder Aufsätzen aufgegriffen (Schucany 1996; Martin-Kilcher 1998; Schucany 2007; Deschler-Erb 2011) und auf universitärem Niveau wird dieser in der provinzialrömischen Archäologie nun nicht mehr wegzudenkende Schwerpunkt seit einigen Jahren in der Lehre (in Kolloquien und Seminaren) behandelt. Aktuelle Beiträge aus der Schweiz zu diesem Thema, die den aktuellen Romanisierungsdiskurs und damit verbunden die Dekonstruktion des Romanisierungsbegriffs (z. B. Hingley 2005; Mattingly 2011; Versluys 2014) rezipieren, stehen unseres Wissens noch aus. Die schweizerischen Fundstellen, insbesondere in der Westschweiz, wo nun doch an vielen Orten eine chronologische (und damit kulturelle?) Kontinuität von der späten Eisenzeit bis in römische Epoche beobachtet werden kann (Kaenel et al. 2005; Stöckli 2010), bieten sich in dieser Hinsicht für eine grossräumige Neubewertung geradezu an.

Seit mehreren Jahren wird in der römischen Archäologie eine reine antiquarische Analyse von Funden und Fundgattungen kritisch diskutiert. Fragen zu den Identitäten der TrägerInnen beziehungsweise VerbraucherInnen und zu deren sozialen Praktiken rücken immer mehr in den Vordergrund (Eckardt 2014; Hoss – Whitmore 2016). Die aus der Kulturanthropologie stammenden Ansätze zur materiellen Kultur (z. B. Hahn 2014) werden immer stärker auch in die römische Archäologie integriert und öffnen neue Perspektiven auf das archäologische Fundmaterial (van Oyen 2016). Angesichts des hohen Forschungsstandes und kontextbezogener Publikationsstrategien vieler schweizerischer Fundstellen wären Studien, welche diese Perspektiven mitberücksichtigen, gewinnbringend für die römische Archäologie im Allgemeinen. Dies gilt besonders für die provinzialrömische Keramikforschung, die in der Schweiz auf eine lange Tradition zurückblicken kann (Schucany et al. 1999). Neue Ansätze, welche verschiedene geistes- und sozialwissenschaftliche – zum Beispiel kulturanthropologische – und naturwissenschaftliche Zugänge aggregieren, werden derzeit getestet und angewendet (vgl. Heitz – Stapfer 2017; für die provinzialrömische Archäologie bes. Melko 2017). Eine chronologische Einordnung von Fundensembles ist unseres Erachtens dennoch eine wichtige Grundlage für weiterführende Analysen. Werke wie die vor kurzem erschienene Vorlage von Sylvia

Fünfschilling zum römischen Glas aus Augusta Raurica (Fünfschilling 2015) bieten sich damit als Quelle für umfassende, theoretisch fundierte Studien, zum Beispiel zu sozialen Praktiken wie etwa Konsum-, Abfall- oder Recyclingverhalten an. Ein im Herbst 2019 in Bern abgehaltener Workshop hat auch diese Aspekte thematisiert[21].

Vor allem in der Urgeschichte (Trebsche et al. 2010), aber auch in der Klassischen Archäologie (Palliou et al. 2014) finden in jüngerer Zeit vermehrt raumsoziologische Theorien Eingang in die Altertumswissenschaften. Zwar war und ist für die (provinzial-)römische Archäologie der Raum eine entscheidende analytische Kategorie, doch können Theorien zur Wahrnehmung und Gestaltung dieses Mediums dazu beitragen, die Methoden der räumlichen Analyse zu optimieren (Müller-Scheessel 2013). Angesichts der technischen Möglichkeiten mit GIS und der Qualität der archäologischen Daten, sei es etwa für einzelne Fundstellen oder für ganze Kantone (s. o.) beachten wir die Möglichkeiten für eine theoretisch fundierte *Landscape Archaeology* als immens. Ein erstes Projekt, welches die Bedeutung einer innerrömischen Provinzgrenze untersucht, wurde bereits lanciert (Della Casa – Deschler-Erb 2016). Zu den bereits genannten Feldern kommen Studien zur Architektur etwa von Tempeln und Foren (bspw. Bridel 2015) oder zu Spektakelbauten (Matter 2009; Hufschmid 2009), in welchen die dritte Dimension und somit die Nutzung, Bedeutung und Wirkung der Monumente analysiert wird (Hufschmid – Späth 2016). Damit öffnen sich weitere Türen zu Untersuchungen zur Dialektik Raum – Mensch, auch in Zusammenarbeit mit den Nachbardisziplinen zu den Mittelmeerkulturen. Nicht nur zu den oben genannten Themenfeldern, aber auch im Umgang mit den stetig anwachsenden grösseren Datenmengen (sog. „Big Data“; zur Diskussion in der Archäologie vgl. Kristiansen 2014) sind konkret ausgearbeitete und theoretisch fundierte Forschungsstrategien stark gefragt, die sich unter anderem auch den Herausforderungen von Open Access, Open Data und Langzeitarchivierung stellen. In unseren Augen ist die Umsetzung der Theorien und der theoretischen Diskussion in methodisch stringenten (mit oder ohne digitale Hilfsmittel), auf archäologische Quellen abgestützte Arbeiten eine der grössten Herausforderungen in der (provinzialrömischen) Archäologie. Bis jetzt haben unseres Wissens nur wenige Studien zu diesen Operationalisierungsprozessen stattgefunden (für Operationalisierungsprozesse zur *Behavioural Archaeology* in der Nordamerikanischen Archäologie vgl. Reid 1995).

Synthese

Wie eingangs erläutert, haben wir mit diesem Beitrag den Versuch angestellt, die derzeitige Wissenschaftslandschaft der römischen Archäologie in der Schweiz zu skizzieren, um, mit einem Blick in die Zukunft, das Potential methodischer und

[21] <https://www.hist.unibe.ch/forschung/forschungsprojekte/plundering_reusing_and_transforming_the_past/project_events/index_ger.html> (05.03.2021).

theoretischer Neuerungen anhand von Beispielthemen zu eruieren. Hinsichtlich Publikationsvolumen beziehungsweise Forschungsoutput darf für die Schweizer Römische Archäologie, insbesondere die Provinzialrömische Archäologie, festgestellt werden, dass Quelleneditionen und die damit verbundene Grundlagenarbeit zu archäologischen Fundstellen das vergleichsweise grösste Feld darstellen (vgl. für Deutschland: Drechsler – Deschler-Erb 2016; Heising 2020). Neben der Fülle an Befund- und Fundvorlagen ist hier auch an die genannten Fundstellenregister oder synthetische Überblicks- und Grundlagenwerke (z. B. Schucany et al. 1999) zu erinnern. Erwähnen wollen wir auch das neue, in Augusta Raurica erarbeitete regionale Keramikkompendium (Schucany – Tännler 2018). Was methodische Innovationen angeht, so zeigt sich die Forschungslandschaft derzeit als ein stark dynamisches Feld, das in Zukunft noch manche Überraschung bereithalten wird. Während wir hier insbesondere Themen aus der digitalen Archäologie und der Integrativen Archäologie ausgeführt haben, beobachten wir auch, dass in zahlreichen Arbeiten, vielleicht in kleinerem Rahmen, andere, sehr innovative methodische Ansätze verfolgt werden. Bezüglich des Einbezugs archäologischer Theorien in künftige Forschungsarbeiten haben wir versucht, anhand einer kleinen Auswahl aktueller Einzelthemen und Beispielarbeiten aufzuzeigen, welche Richtungen uns persönlich derzeit besonders produktiv erscheinen. Bereits im Studium und später in jährlich wiederkehrenden, inner- und interuniversitären Doktorierendenkolloquien, die fast immer fachübergreifend sind, werden dem klassisch-archäologischen und provinzialrömisch-archäologischen Nachwuchs unserer Erfahrung nach konstant Perspektiven aus anderen Fachrichtungen eröffnet. So herrscht gegenüber der Aneignung von Theorien und Methoden aus verschiedensten Fachrichtungen eine grosse Aufgeschlossenheit.

Was künftige Übersichtswerke und Schriften für ein breites Publikum angeht, so sähen wir es als Gewinn, wenn nicht nur auf der Ebene von Befunden, Fundmaterial und weiteren Aussagemöglichkeiten argumentiert würde, sondern wenn die entsprechenden Texte auch für die römische Epoche zu einzelnen Themen – allenfalls kurze und prägnante – theoretische und methodische Erläuterungen enthielten (vgl. z. B. Müller et al. 1999, 13–27; Windler et al. 2005, 93–96). Angesichts der wissenschaftlichen Entwicklung der archäologischen Disziplinen in den letzten 30 Jahren (Röder et al. 2017; Hoffmann – Stockhammer 2017) wären solche Erläuterungen, eventuell an Fallbeispiele angegliedert, für alle Publikumstypen gewinnbringend. Damit würden auch die methodische Vielfalt der Archäologie und das Aussagepotential von den archäologischen Disziplinen ausgehender und geleiteter Fragestellungen sichtbarer werden. Im neuesten schweizerischen Übersichtswerk zu den Steinzeiten wurde dies bereits implementiert (Röder et al. 2017).

Der starke, in den archäologischen Disziplinen in der Schweiz schon seit Jahrzehnten feststellbare Trend in Richtung Interdisziplinarität und integrativer Archäologie

macht sich auch deutlich in der schweizerischen römischen Archäologie bemerkbar. Es ist deshalb gut möglich, dass – wie auch jetzt spürbar – in Zukunft die Verknüpfung der bisher schwerpunktmässig ausgeübten Grundlagenarbeit an den archäologischen Quellen (Materialvorlagen, Befund- und Fundauswertungen) mit integrativen *approaches*, neuartigen Methoden, und unter dem Blick aktueller Theorien eher verstärkt stattfinden wird. Die jüngst als Desiderat formulierte Stärkung individueller Fragestellungen und der Reflexion gesellschaftlich aktueller Themen (für Deutschland: Drechsler – Deschler-Erb 2016, 56) beginnt dabei auch hier, sich trendartig abzuzeichnen.

Danksagung

Wir danken den Herausgebern für die Anfrage und die Möglichkeit, diesen Beitrag zu verfassen. Folgenden Personen sind wir für Hilfe und Informationen dankbar: Regula Ackermann, Martin Allemann, Philippe Baeriswyl, Beat Eberschweiler, Christa Ebnöther, Matthias Grawehr, Martin A. Guggisberg, Caroline Heitz, Sarah Lo Russo, Simone Mayer, Urs Niffeler, Markus Peter, Debora Schmid, Norbert Spichtig, Ines Winet.

Bibliographie

Ackermann, R – Lo Russo, S. 2017. Rapperswil-Jona SG, Kempraten, Zürcherstrasse 131, Jahrbuch Archäologie Schweiz 100, 241–242.

Ackermann, R. – Peter, M. 2015. Der Schatzfund von Orselina TI: 100 kg Sesterze, SchwMüBl 257, 28–29.

Alföldy, G. 2005. Romanisation – Grundbegriff oder Fehlbegriff? Überlegungen zum gegenwärtigen Stand der Erforschung von Integrationsprozessen im römischen Weltreich, in: Z. Visy (Hrsg.), Limes XIX. Proceedings of the XIXth International Congress of Roman Frontier Studies. Pécs, Hungary, September 2003 (Pécs) 25–56.

Ammann, S. – Schwarz, P.-A. 2017. Stercus ex latrinis – Die unappetitliche Nachnutzung von Schacht MR 6/MR 32 in der Region 17C der Unterstadt von Augusta Raurica, JberAugst 38, 179–264.

Benguerel, S. – Cox, S – Gabriel, A. – Meyer, S. 2016. Horizont 2015: ein Blick hinter den Horizont, AS 39, 36–39.

M. Benz, Die „Stadtgeschichte“ nimmt konzeptionelle Formen an, in: A. R. Furger, Augusta Raurica. Jahresbericht 2003, JberAugst 25, 46–49.

Bernasconi, M. – Braun, I. – Hüglin, S. – Lassau, G. – Matt, C. – Pümpin, C. – Rentzel, P. – Scholz, T. – Spichtig, N. – Steiner, S. 2017. Ausgrabungen und Funde im Jahr 2011, JberBasel, 2012, 27–84.

Blanc, P. – Amoroso, H. – Schenk, A. – Flück, M. – Francey, L. 2016. Chronique des fouilles archéologiques 2014–2015, BProAvent 2016, 185–260.

Bridel, P. 2015. Le sanctuaire de la Grange de Dimes à Avenches. Les temples et le péribole – Etude des architectures. Aventicum XX. Cahiers d'Archéologie Romande 156 (Lausanne).

Brombach, U. – Straumann, S. – Sütterlin, H. 2016. Das Luftbildarchiv von Augusta Raurica. JberAugst 37, 155–169.

Cardani Vergani, R. 2016 Ricerche archeologiche in Cantone Ticino nel 2015. Bollettino dell'Associazione archeologica ticinese 2016, 26–31.

Castella, D. – Meylan Krause, M.-F. (Hrsg.) 2008. Topographie Sacrée et Rituels. Le cas d'Aventicum, capital des Helvètes. Actes du colloquie international d'Avenches, 2–4 novembre 2006, Antiqua 43 (Basel).

Della Casa, P. – Deschler-Erb, E. 2016. Rome's Internal Frontiers, Zürich Studies in Archaeology 11 (Zürich).

Dell'Era, R. 2016. Due iscrizioni romane di Gravesano TI. MusHelv 73 (1), 102–105.

Deschler-Erb, E. 2011. Der Basler Münsterhügel am Übergang von spätkeltischer zu römischer Zeit. Ein Beispiel für die Romanisierung im Nordosten Galliens, Materialhefte zur Archäologie in Basel 22 (Basel).

Deschler-Erb, S. 2015. Tier und Kult. Spezielle Tierknochendeponierungen der Spätlatène- und Römerzeit aus Aventicum/Avenches (CH) im nordalpinen Vergleich. Documents du Musée Romain d'Avenches 27 (Avenches).

Doppler, H. W. – Peter, M. – Zanchi, P. 2016. Der Münzschatz von Ueken AG (2015): 4083 Antoniniane, SchwMüBl 263, 90–93.

Drechsler, M. – Deschler-Erb, E. 2016. Provinzialrömische Archäologie in Köln und Deutschland in den letzten 20 Jahren (1995–2015), Kölner und Bonner Archaeologica 6, 45–58.

Ebnöther, C. 2013. Vom Leben und Sterben in römischen Provinzen, UniPress. Forschung und Wissenschaft an der Universität Bern 156, 25–27.

Eckardt, H. 2014. Objects and Identities: Roman Britain and the North-Western Provinces (Oxford).

Eggert, M. K. H. 2006. Archäologie: Grundzüge einer historischen Kulturwissenschaft (Tübingen).

Flück, M. 2020. "Moenia Lata Vide". Die römische Stadtmauer von Aventicum/Avenches (Kanton Waadt, Schweiz). Bd. 1. Synthese, Aventicum 23 (Lausanne).

Flückiger, A. 2019. Blind Dating: Towards a Chronology of Fifth-Century Material Culture in Augusta Raurica, n: Lenski, N. – Drijvers, J.-W. (Hrsg.), The Fifth Century: Age of Transformation. Proceedings of the Shifting Frontiers in Late Antiquity Twelfth Biennial Conference (Bari) 65–78.

Flutsch, L. – Niffeler, U. – Rossi, F. (Hrsg.) 2002. SPM V. Die Schweiz vom Paläolithikum bis zum frühen Mittelalter – Römische Zeit (Basel).

Fünfschilling, S. 2015. Die römischen Gläser aus Augst und Kaiseraugst. Kommentierter Formenkatalog und ausgewählte Neufunde 1981–2010 aus Augusta Raurica, FiA 51 (Augst).

Grezet, C. 2017. Ausgrabungen in Augst im Jahre 2016. JberAugst 38, 15–77.

Hahn, H. P. 2014. Materielle Kultur. Eine Einführung (Berlin).

Heising, A. 2020. Reception and History of Research in the Roman Provinces of Germany, in: S. James – S. Krmnicek (Hrsg.), The Oxford Handbook of the Archaeology of Roman Germany (Oxford) 520–546.

Heitz, C. – Stapfer, R. (Hrsg.) 2017. Mobility and Pottery Production. Archaeological and Anthropological Perspectives (Bern).

Hingley, R. 2005. Globalizing Roman Cultures. Unity, Diversity and Empire (New York).

Hoffmann, K. – Stockhammer, P. 2017. Beyond Antiquarianism. A Review of Current Theoretical Issues in German-Speaking Prehistoric Archaeology, Archaeological Dialogues 24 (1), 1–65.

Hoss, S. – Whitmore, A. (Hrsg.) 2016. Small Finds and Ancient Social Practices in the Northwest Provinces of the Roman Empire (Oxford).

Hufschmid, T. 2009. Amphitheatrum in Provincia et Italia. Architektur und Nutzung römischer Amphitheater von Augusta Raurica bis Puteoli, FiA 43 (Augst).

Hufschmid, T. – Späth, T. 2015. Das Theater als Ort für Götter und Menschen, in: T. Hufschmid (Hrsg.), Theaterbauten als Teil monumentaler Heiligtümer in den nordwestlichen Provinzen des Imperium Romanum: Architektur – Organisation – Nutzung. Internationales Kolloquium in Augusta Raurica, 18.–21. September 2013, FiA 50 (Augst).

Jagher, R. – Röder, B. – Schibler, J. 2012. Geschichte der Ur- und Frühgeschichtlichen und Provinzialrömischen sowie der Naturwissenschaftlichen Archäologie an der Universität Basel, in: A. Laschinger – A. Kaufmann-Heinimann (Hrsg.), Knochen, Scherben und Skulpturen. 100 Jahre Archäologie an der Universität Basel (Basel) 25–33.

Kaenel, G. – Martin-Kilcher, S. – Wild, D. (Hrsg) 2005. Colloquium Turicense. Siedlungen, Baustrukturen und Funde im 1. Jh. v. Chr. Zwischen oberer Donau und Mittlerer Rhone, Cahiers d'Archéologie Romande 101 (Lausanne).

Kramis, S. 2020. Tote in der Stadt – Anthropologische Untersuchungen von menschlichen Überresten aus dem Siedlungsareal von Augusta Raurica, FiA 53 (Augst).

Krausse, D. 2006. Eisenzeitlicher Kulturwandel und Romanisierung im Mosel-Eifel-Raum. Die keltischrömische Siedlung von Wallendorf und ihr archäologisches Umfeld, RGF 63 (Mainz).

Kristiansen, K. 2014. Towards a New Paradigm? The Third Science Revolution and its Possible Consequences in Archaeology, Current Swedish Archaeology 22, 11–34.

Kreis, G. (Hrsg.) 2014. Die Geschichte der Schweiz (Basel).

Lawrence, A. 2018. Religion in Vindonissa. Kultorte und Kulte im und um das Legionslager, Monographien der Gesellschaft Pro Vindonissa 24 (Brugg).

Martin-Kilcher, S. 1998. Gräber der späten Republik und der frühen Kaiserzeit am Lago Maggiore: Tradition und Romanisierung, in: P. Fasold – T. Fischer – H. von Hesberg – M. Witteyer (Hrsg.), Bestattungssitte und kulturelle Identität, Xantener Berichte 7 (1998) 191–252.

Matter, G. 2009. Das römische Theater von Avenches/Aventicum. Architektur, Baugeschichte, kulturhistorische Aspekte, Aventicum 15 (Lausanne).

Marti, R. – Niffeler, U. 2014. Vorwort, in: U. Niffeler (Hrsg.) SPM VII. Archäologie der Zeit von 800 bis 1350 (Basel) 9–11.

Mattingly, D. 2011. Imperialism, Power and Identity. Experiencing the Roman Empire (Princeton).

Melko, N. 2017. Form Follows Fingers. Roman Pottery, the Producer's Perspective and the Mobility of Ideas, in: C. Heitz – R. Stapfer (Hrsg.), Mobility and Pottery Production. Archaeological and Anthropological Perspectives (Bern) 213–228.

Müller, F. – Kaenel, G. – Lüscher, G. (Hrsg.) 1999. SPV IV. Die Schweiz vom Paläolithikum bis zum frühen Mittelalter – Eisenzeit (Basel).

Müller-Scheessel, N. 2013. Mensch- und Raum: Heutige Theorien und ihre Anwendung, in: M. K. H. Eggert – U. Veit (Hrsg.), Theorie in der Archäologie: Zur jüngeren Diskussion in Deutschland, Tübinger Archäologische Taschenbücher 10 (Münster) 101–137.

Palliou, E. – Lieberwirth, U. – Polla, S. (Hrsg.) 2014. Spatial Analysis and Social Spaces. Interdisciplinary Approaches to the Interpretation of Prehistoric and Historic Built Environments, Berliner Studien der alten Welt (Berlin).

Paunier, D. 2016. Former des archéologues pour quoi faire? A propos de la fouille-école de l'Université des Lausanne, Archéologie Vaudoise 2016, 78–86.

Peter, M. 2016. Zum spätrömischen Kleingeldumlauf anhand kontextualisierter Einzelfunde, in: J. Chameroy – P.-M. Guihard (Hrsg.), Produktion und Recyceln von Münzen in der Spätantike. Produire et recycler la monnaie au bas-empire, RGZM-Tagungen 29 (Mainz) 97–103.

Reid, J. J. 1995. Four Strategies after Twenty Years: A Return to Basics, in: J. Skibo – W. H. Walker – A. E. Nielsen (Hrsg.), Expanding Archaeology (Salt Lake City) 15–21.

Röder, B. – Bolliger Schreyer, S. – Schreyer, S. (Hrsg.) 2017. Archäologie in der Schweiz. Lebensweisen in der Steinzeit (Baden).

Röder, B. 2017. Alles ist im Fluss – auch die Archäologie, in: B. Röder – S. Bolliger Schreyer – S. Schreyer (Hrsg.), Archäologie in der Schweiz. Lebensweisen in der Steinzeit (Baden) 7–11.

Rütti, B. 1992. Was ist Provinzialrömische Archäologie? Erwartungen im Umfeld der Nachbarwissenschaften: Résumés von Kurzreferaten anlässlich eines Kolloquiums der Arbeitsgemeinschaft für die Provinzialrömische Forschung in der Schweiz (ARS) am 3. Mai 1991 in Bern, Zeitschrift für Archäologie und Kunstgeschichte 49, 121–124.

Sauteur, E. (Hrsg.) 2017. À la Montagne. Une nécropole du I^{er} siècle après J.-C. à Avenches, Aventicum 21 (Lausanne).

Schindler, M. P. 2018. Kantonsarchäologie St. Gallen. Jahresbericht 2017, Neujahrsblatt des Historischen Vereins des Kantons St. Gallen 158, 305–319.

Schneider, C. – Schwarz, P.-A. 2017. *Cella promptuaria sive fossa nivalis*? – Überlegungen zur Primärfunktion von Schacht MR6/MR32 in der Region 17C der Unterstadt von Augusta Raurica, JberAugst 38, 155–178.

Schucany, C. 1996. Aquae Helveticae. Zum Romanisierungsprozess am Beispiel des römischen Baden, Antiqua 27 (Basel).

Schucany, C. 2007. Romanisierung, in: G. Uelsberg (Hrsg.), Krieg und Frieden. Kelten. Römer. Germanen. (Bonn) 25–36.

Schucany, C. – Martin-Kilcher, S. – Berger, L. – Paunier, D. (Hrsg.) 1999. Römische Keramik in der Schweiz, Antiqua 31 (Basel).

Schucany, C. – Tännler, T. 2018. Die Keramik von Augusta Raurica. Typologie und Chronologie, FiA 52 (Augst).

Schwarz, P.-A. 2013. Die Aargauer Vindonissa-Professur im Spannungsfeld zwischen Lehre und Forschung, Bulletin Schweizerischer Altphilologenverband 81, 5–26.

Schwarz, P.-A. 2016, Neue Forschungen zum spätantiken Hochrhein-Limes im Kanton Aargau II. Der spätantike Wachturm und die karolingisch-ottonische Toranlage Riburg/Bürkli in Möhlin, JberProVindon 2016, 45–73.

Stöckli, W. E. 2010. Der Auszug der Helvetier von 58 v. Chr.: Die Aussage der Münzen und Fibeln, in: C. Ebnöther – R. Schatzmann (Hrsg.), oleum non perdidit. Festschrift für Stefanie Martin-Kilcher zu ihrem 65. Geburtstag, Antiqua 47 (Basel) 105–117.

Stöckli, W. E. 2016. Urgeschiche der Schweiz im Überblick. Die Konstruktion einer Urgeschichte. Antiqua 54 (Basel).

Straumann, S. 2015. Archäologische Auswertung mithilfe des GIS: Ein Zukunftsmodell? Das Pilotprojekt Insula 30 in Augusta Raurica, JberAugst 36, 183–208.

Sylvestre, R. 2017. Les Graffitis sur céramique d'Aventicum (Avenches). Eléments de réflexion sur la population du Caput Ciuitatis Heluetiorum, Documents du Musée Romain d'Avenches 28 (Avenches).

Trebsche, P. – Müller-Scheessel, N. – Reinhold, S. (Hrsg.) 2009. Der gebaute Raum. Bausteine einer Architektursoziologie vormoderner Gesellschaften, Tübinger Archäologische Taschenbücher 7 (Münster).

van Oyen, A. 2015. Deconstructing and Reassembling the Romanization Debate Through the Lens of Post-Colonial Theory: From Global to Local and Back, Terra Incognita 5, 205–226.

van Oyen, A. 2016. How Things Make History. The Roman Empire and its Terra Sigillata Pottery, Amsterdam Archaeological Studies 23 (Amsterdam).

Versluys, M. J. 2014. Understanding Objects in Motion. An Archaeological Dialogue on Romanization, Archaeological Dialogues 21 (1), 1–20.

von Kaenel, H.-M. 1992. Das Inventar der Fundmünzen der Schweiz, SchwMüBl 52, 57–60.

Willers, D. 1990. Zur Genese der provinzialrömischen Archäologie, JberProVindon 1990, 74–77.

Windler, R. – Marti, R. – Niffeler, U. – Steiner, L. (Hrsg.) 2005. SPM VI. Die Schweiz vom Paläolithikum bis zum frühen Mittelalter – Frühmittelalter (Basel).

ANMERKUNGEN ZUR THEORIEREZEPTION DER PROVINZIALRÖMISCHEN ARCHÄOLOGIE IN ÖSTERREICH

Christoph Hinker

Keywords: Akkulturation – Ethnoarchäologie – Ethnizität – Historizität – Identität – Provinzialrömische Archäologie – Romanisierung – Taphonomie – Theorie

Abstract: Der vorliegende Beitrag beschäftigt sich mit der Theorierezeption der Provinzialrömischen Archäologie in Österreich. Ausgewählte Beispiele zeigen wie die Themen „Akkulturation", „Ethnizität", „Ethnoarchäologie", „Historizität der Quellen", „Identität", „Romanisierung" und „Taphonomie" in jüngere Fachpublikationen zur Austria Romana eingeflossen sind. Anschließend wird eine erste Bilanz gezogen und die derzeitige Lage, was die Rezeption ‚theoretischer Überlegungen' in der Provinzialrömischen Archäologie in Österreich betrifft, v. a. mit der speziellen Geschichte des Faches hierzulande erklärt. Mögliche Gründe für die Ablehnung theoretischer Fragestellungen und theorielastiger Forschungsarbeiten werden angeführt. In einem Ausblick wird darauf aufmerksam gemacht, dass die verstärkte Einbindung von archaeological theory in die universitäre Lehre langfristig zu mehr Akzeptanz und Verbreitung ‚theoretischer Überlegungen' in der Provinzialrömischen Archäologie in Österreich beitragen kann, aber auch das notwendige Bewusstsein für erkenntnistheoretische Grenzen vermitteln sollte.

Einleitung

Wie der gewählte Titel nahelegt, möchte ich in diesem Beitrag der Frage nachgehen, inwiefern ‚theoretische Überlegungen' aus der internationalen archäologischen Forschung, insbesondere des angloamerikanischen Sprachraums (Bernbeck 1997; Hodder – Hutson 2003; Trigger 2006; Hodder 2012; Gardner 2017), von der Provinzialrömischen Archäologie in Österreich aufgegriffen, diskutiert und modifiziert werden. Unter ‚theoretischen Überlegungen' verstehe ich dabei weniger die Auseinandersetzung mit Ausgrabungs- und Prospektionsmethoden oder statistischen und naturwissenschaftlichen Verfahren, wenngleich diese freilich auch von einem theoretischen Blickwinkel aus kritisch betrachtet werden können (Lang 2010; Samida – Eggert 2013), sondern vielmehr geht es mir um wissenschaftliche Publikationen, in deren Mittelpunkt die Weiterentwicklung übergeordneter geisteswissenschaftlicher

Publiziert in: Stefan Krmnicek – Dominik Maschek (Hrsg.), Römische Archäologie in Deutschland. Positionsbestimmung und Perspektiven (Heidelberg, Propylaeum 2023) doi: https://doi.org/10.11588/propylaeumdok.00005852

Konzepte, Methoden, Modelle und Theorien steht oder bei denen solche ‚theoretischen Überlegungen' zumindest in die Interpretation eines archäologischen Quellenmaterials einfließen.

Das Vorhaben, die Theorierezeption einer Provinzialrömischen Archäologie in Österreich zu beleuchten, erweist sich bei näherer Betrachtung und einem Verständnis des Faches „Archäologie der römischen Provinzen" (im Folgenden synonym mit Provinzialrömische Archäologie) wie ich es vertrete (Hinker 2015, 82 Anm. 99), als durchaus vielschichtig. Grundsätzlich tragen Wissenschaftler/innen archäologischer Institutionen im Ausland genauso zur Erforschung der *Austria Romana* bei (z. B. Konrad 1997; Schimmer 2005; Hales 2010; Rothe 2012) wie ihre Kolleg/innen im Inland. *Vice versa* partizipieren österreichische Wissenschaftler/innen und Institutionen an der Erforschung außerhalb des österreichischen Staatsgebietes gelegener Hinterlassenschaften der Römerzeit (z. B. Steskal – La Torre 2008; Groh et al. 2013; Alexandrescu et al. 2016).

In diesem Beitrag werde ich mich aber auf Forschungsarbeiten konzentrieren, in denen ‚theoretische Überlegungen' eine positive Resonanz finden und deren Fokus auf römerzeitlichen Fundstellen und Quellenmaterialien liegt, die auf heute österreichischem Staatsgebiet erhalten geblieben sind. Daran lässt sich bereits erkennen, dass ‚theoretische Überlegungen', sofern sie angestrengt werden, hierzulande gewöhnlich in Verbindung mit traditionellen Forschungsarbeiten erfolgen oder zumindest vor dem Hintergrund eines konkreten Fallbeispiels, worauf später noch zurückzukommen sein wird. Die Auswahl fiel zwangsläufig auf jüngere Veröffentlichungen zur *Austria Romana*, da theoretischen Aspekten im deutschsprachigen Raum erst seit Kurzem auch in der Provinzialrömischen Archäologie vermehrt Aufmerksamkeit geschenkt wird. Eine 2001 veröffentlichte Einführung (Fischer 2001a) in die Archäologie der römischen Provinzen verzichtet beispielsweise noch weitgehend auf die Thematisierung theoretischer Aspekte.

Beruhend auf den ausgewählten Forschungsarbeiten (bis zum Jahr 2017) soll schließlich eine erste Bilanz zur Theorierezeption in der Provinzialrömischen Archäologie in Österreich gezogen, eine Erklärung der ermittelten Forschungslage versucht und eine Zukunftsperspektive entwickelt werden. Es versteht sich, dass in diesem kurzen Beitrag zu einem Sammelband weder eine vollständige Übersicht über alle einschlägig relevanten Veröffentlichungen des Arbeitsgebietes noch detaillierte Erklärungen des derzeitigen Forschungsstandes hinsichtlich einer Theorierezeption in der Provinzialrömischen Archäologie in Österreich geboten werden können.

Beispiele

Die nähere Auseinandersetzung mit der Taphonomie (Sommer 1991; Schiffer 1996; Bernbeck 1997, 65–84; Sommer 2012; Hinker 2013, 20–29; Wolfram 2014) einer Fundstelle kann wertvolle Beiträge zur Interpretation eines archäologischen Befundes leisten. Feststellbare Muster kultureller Formationsprozesse („*C-transforms*"; Schiffer 1996, 7) im archäologischen Befund erlauben gegebenenfalls Rückschlüsse auf ein gewisses Deponierungsverhalten und die Rekonstruktion von damit zusammenhängenden Aktivitäten.

Ein Team von Autorinnen (Steiner 2010; Gassner et al. 2011; Steigberger – Tober 2013) hat sich zuletzt eingehend mit der Interpretation von Planierungs- und Schuttschichten sowie Grubenverfüllungen (Abb. 1) im Heiligtum des *Iuppiter Heliopolitanus* in den östlich der *castra* von *Carnuntum*-Petronell gelegenen *canabae* auseinandergesetzt. Die Befundsituation wird als intentionelle Aufgabe und Abriss von Gebäuden anlässlich der wohl in spätantoninischer bis frühseverischer Zeit erfolgten Reorganisation (Phase 3) dieses exzeptionellen Heiligtums in der Provinz *Pannonia superior* interpretiert. Dass Überreste von Architekturdekoration und -elementen aus Stein einerseits und bemalte Verputzreste (Dekoration 19) andererseits vorwiegend in jeweils separaten Gruben (G19 und G6) entsorgt wurden, zeigt einen differenzierten *waste stream* an (Schiffer 1996, 67) und wird als Hinweis auf die Arbeitsteilung im Zuge der Abrissaktivitäten interpretiert. Die Genese von Grubenverfüllungen (G7, G11), die hinsichtlich der Fundzusammensetzung ein abweichendes Bild zeigen und u. a. durch spezifische Gefäßkeramik (Tafelgeschirr, Schlangengefäße) und Tierknochen (Geflügel,

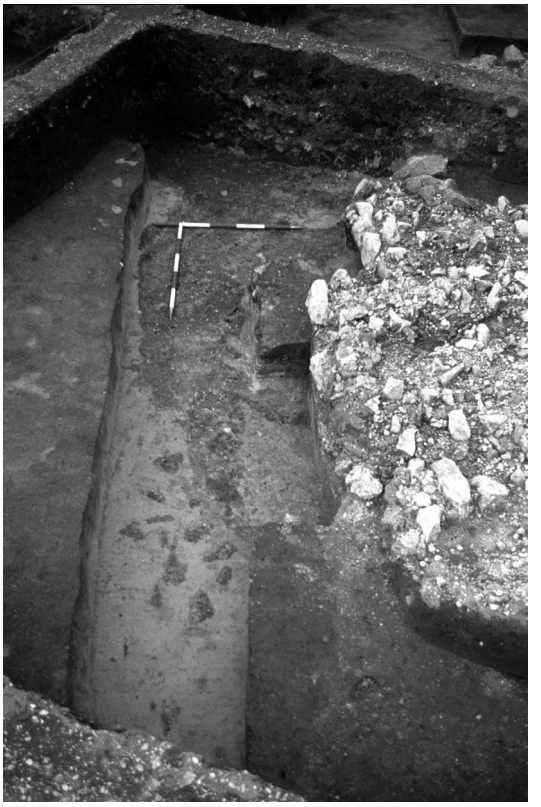

Abb. 1 Grube und Grubenverfüllung G6 im Heiligtum des *Iuppiter Heliopolitanus* in *Carnuntum*-Petronell: Rekonstruktion von *curate behavior* basierend auf einer *waste stream analysis*? (Foto: ÖAW, Institut für Kulturgeschichte der Antike).

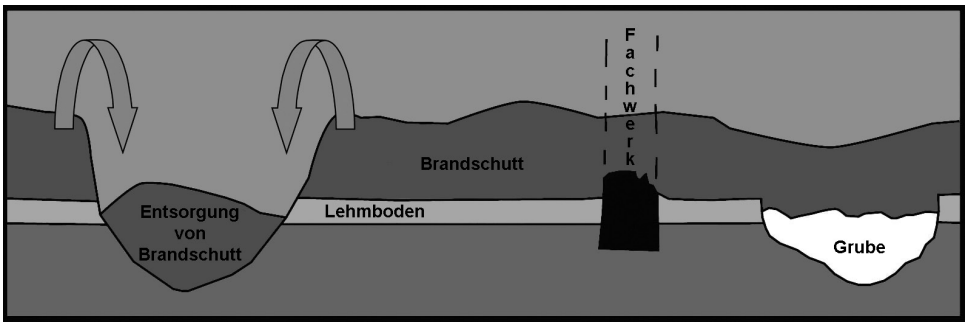

Abb. 2 Brandschuttschicht in der Insula XLI von *Flavia Solva*-Wagna: Schematische Darstellung möglicher depositionaler und postdepositionaler Prozesse versus Momentaufnahme einer sog. *Pompeii premise*? (Grafik: C. Hinker).

Rind) gekennzeichnet sind, wird dagegen auf rituelle Formationsprozesse zurückgeführt und in weiterer Folge auf einen *rito di chiusura* bezogen, der in Verbindung mit der Reorganisation des Heiligtums steht (Gassner 2013).

Die in diesem Zusammenhang zitierten Beiträge sind ein anschauliches Beispiel dafür, wie die Einbeziehung von Taphonomie, insbesondere die Berücksichtigung möglicher kultureller Formationsprozesse, *behavioral chain analysis* und *least effort model* (LaMotta – Schiffer 1999; LaMotta 2012; Schiffer 2014), zur Interpretation eines archäologischen Befundes beitragen können. Die plausible Rekonstruktion komplexer kultischer und profaner Aktivitäten für ein provinzialrömisches Heiligtum, das mit den Feldmethoden der frühen 1980er Jahre dokumentiert wurde, ist beachtenswert.

Im Rahmen der Vorlage eines um 170 n. Chr., also in den Zeitraum der Markomannenkriege zu datierenden Brandhorizontes auf dem Areal der Insula XLI am westlichen Stadtrand des im südöstlichen *Noricum* gelegenen Munizipiums *Flavia Solva*-Wagna (Hinker 2014, 37–47), habe auch ich mich mit dem Thema Taphonomie auseinandergesetzt (Abb. 2). In Verbindung mit dem konkreten Fallbeispiel dieses Brandhorizontes habe ich dabei u. a. diskutiert, ob das Konzept einer sog. *Pompeii premise* (Ascher 1961; Binford 1981; Schiffer 1985; Bernbeck 1997, 66; Sommer 2012, 20 f.; Hinker 2013, 25 f.) mit diesem speziellen archäologischen Befund zu vereinbaren ist. Dabei hat sich gezeigt, dass auch der archäologische Befund in *Flavia Solva*-Wagna nicht als eine exakte Momentaufnahme von Aktivitäten in der Vergangenheit zu bewerten ist, da seine Genese von depositionalen und postdepositionalen Faktoren und Prozessen, nicht zuletzt z. B. von dem Faktor „Ausgrabung“, geprägt ist. Ausgehend von der Beschäftigung mit der Taphonomie einer Fundstelle können also quellenkritische Einsichten (Sommer 2014) gewonnen werden, die grundlegend für die methodisch sorgfältige Interpretation eines archäologischen Befundes, beispielsweise die Definition einer bestimmten Aktivitätszone,

Abb. 3 Spätantike Schale/Schüssel (Typvertreter Auer IV) autochthoner Produktion mit Marmormagerung aus *Aguntum*-Dölsach (Grafik: M. Auer).

sind (Hinker 2014, 31–34, 57–76; 2015, 56–65, 68–74; allgemein zu Aktivitätszonen: Hinker 2013, 95–97).

Die beiden in Zusammenhang mit dem Thema Taphonomie angeführten Beispiele aus *Carnuntum*-Petronell und *Flavia Solva*-Wagna weisen auf das Potenzial hin, das sich aus der Einbindung solcher ‚theoretischer Überlegungen' auch für die Auswertung von älteren provinzialrömischen Ausgrabungen ergeben kann. Dies regt hoffentlich zu einer vergleichbaren Vorgehensweise bei der wissenschaftlichen Aufarbeitung von weiteren bedeutenden österreichischen Ausgrabungen an, die während der 1970er und 1980er bis frühen 1990er Jahre durchgeführt wurden und den damaligen Feldmethoden verpflichtet sind.

Am Beispiel provinzialrömischer Befunde und Funde, speziell aus dem südlichen *Noricum* (Baldersdorf, Duel, Magdalensberg, *Teurnia*-St. Peter in Holz), wurden zuletzt von Kordula Gostenčnik verschiedene Facetten von *recycling* beziehungsweise *upcycling* von Spolien aus Marmor und von Gefäßkeramik aufgezeigt. Zunächst widmet sich ihre Studie (Gostenčnik 2017) der Wiederverwertung von früh- und mittelkaiserzeitlichen Baugliedern und Steindenkmälern aus Marmor als Rohstoff für eine Sparte der regionalen Gefäßkeramikproduktion der Spätantike, deren Magerung sich durch die Beimengung von Marmorpartikeln auszeichnet (Abb. 3). Im Anschluss daran wird auf die mögliche Wiederaufbereitung unbrauchbar gewordener Gefäßkeramik als Scherben- beziehungsweise Spinnwirtel aufmerksam gemacht. Die Autorin setzt sich dabei intensiv mit *material culture studies* (Pearce 2000; Hofmann – Schreiber 2014; Samida et al. 2014) und Taphonomie auseinander. Ihr Beitrag zeigt, dass eine Objektbiografie von Artefakten (Hahn 2005, 40–45; Itinerar: Hahn – Weiss 2013; Hahn 2015; Van Oyen – Pitts 2017b, 12 f.) auch in der Provinzialrömischen Archäologie zum Erkenntnisgewinn beitragen kann, da vor dem Hintergrund der Erzeugung, Verwendung und Aufgabe eines Artefakts die damit vernetzten Aktivitäten von Menschen erschlossen werden können (zur *chaîne opératoire* vgl. Hinker 2013, 27–29 Abb. 1).

Abb. 4 Dreifußschüssel mit Deckel und Topf mit ‚getrepptem Rand' und Gittermuster (Typvertreter Auer I und IX) aus sog. Norischer Gefäßkeramik vom Magdalensberg: Zeugnisse einer workshop industry in Verbindung mit einem Lernnetzwerk? (Foto: ÖAW, Österreichisches Archäologisches Institut, A-W-OAI-DIA-049862).

Auch die Beschäftigung mit ethnoarchäologischen Forschungsansätzen (David – Kramer 2001; Eggert 2014) kann für Fragestellungen der Provinzialrömischen Archäologie inspirierend sein und neue Perspektiven eröffnen (Peacock 1982). Allerdings ist in diesem Zusammenhang darauf hinzuweisen, dass jene Gesellschaften, die gewöhnlich im Zentrum ethnologischer Forschungsarbeiten stehen, eine beträchtliche räumliche und zeitliche Entfernung zum provinzialrömischen Untersuchungsgegenstand aufweisen. Von solchen Studien angeregte Analogieschlüsse sind insofern sicherlich reizvoll, allerdings auch nicht unproblematisch.

Die sog. Norische Keramik oder Norische Ware (Abb. 4), worunter die herkömmliche Gefäßkeramik vorwiegend autochthoner Provenienz zu verstehen ist und die gewöhnlich die Masse des Fundmaterials provinzialrömischer Siedlungsgrabungen in Österreich bildet, wurde zuletzt in enger Anlehnung an ethnoarchäologische Forschungsansätze untersucht und interpretiert (Auer 2014a; 2014b; 2015). Anders als die meisten Beiträge zum Thema „einheimische Gefäßkeramik", die auf Basis der Aufarbeitung des Fundmaterials einer Fundstelle Fragen der Chronologie, lokalen Produktion und Distribution nachgehen, stützt sich der Autor sowohl auf Funde von Gefäßkeramik als auch auf Brennöfenbefunde aus der gesamten Provinz. Beruhend auf morphologischen, stilistischen, technologischen und funktionalen Merkmalen

konnten 18 Gefäßtypen definiert werden, deren Verbreitung und Chronologie als Grundlage für die Bestimmung von regional und zeitlich differenzierten Keramikregionen dient. Davon ausgehend wurde in enger Verbindung mit Analogieschlüssen zu Ergebnissen ethnoarchäologischer Forschungsarbeiten eine neue Perspektive auf die sog. Norische Keramik entwickelt und die bisherige, zumeist zwischen „Romanisierung" und „Technologietransfer" einerseits sowie „Identität" und „Tradition" andererseits angesiedelte Auffassung der Forschung von dieser Quellengattung modifiziert. Das Modell der *workshop industry* wird auf Töpfereien der Munizipien übertragen, während für den ländlichen Bereich, d. h. *villae rusticae* (und *vici*?), die Produktionsform der *household production* oder *household industry* (Peacock 1982, 6–11) angenommen wird. In weiterer Folge entwirft der Autor für das Töpfereiwesen in *Noricum*, zumindest was die sog. Norische Keramik betrifft, das Bild eines Lernnetzwerks, hinter dem der interregionale Austausch von Familienunternehmen, z. B. über stilistische oder technologische Innovationen, vermutet wird.

Dieses Beispiel zeigt, dass Ergebnisse ethnoarchäologischer Studien auch in die Auswertung und Deutung eines provinzialrömischen Quellenmaterials wie der sog. Norischen Keramik einfließen und dazu beitragen können, neue Interpretationsansätze für diese Überreste materieller Kultur zu entwickeln. Es wäre wünschenswert, dass es künftig gelingt, neben den ‚theoretischen Überlegungen' zur römischen Keramik (vgl. Poblome et al. 2006) auch die in der zitierten Forschungsarbeit zur sog. Norischen Ware begonnene Zusammenführung der verschiedenen, für diese provinziale Gefäßkeramik vorliegenden Typologien und die Chronologie und Distribution der einzelnen Typen weiter zu verfolgen und diese Aspekte außerdem mit archäometrischen Daten (Auer – Daszkiewicz 2017) weiter zu verschränken.

Der Themenkreis „Akkulturation – Identität – Romanisierung" (Gotter 2001; Mattingly 2004; Hingley 2005; Schörner 2005; Mitthof 2012; Versluys et al. 2014; Roselaar 2015, 1–12; Revell 2016) steht naturgemäß häufig im Zentrum provinzialrömischer Forschungsarbeiten und -projekte (Pferdehirt 2007) oder wird zumindest auf die eine oder andere Weise angeschnitten. Im vorliegenden Zusammenhang ist es weder mein Anspruch, eine Definition davon zu versuchen, was „Romanisierung" und „Provinzialkultur" sind (Hinker 2013, 119–121), noch auf die Begriffsdiskussion (Alföldy 2005; Wodtke 2013, 6 f.) einzugehen. Beiträge zum Themenfeld „Akkulturation – Identität – Romanisierung" wurden von den Altertumswissenschaften in Österreich bislang ausgehend von verschiedenen Quellen und unter entsprechend unterschiedlichen Blickwinkeln beigesteuert (Bildquellen: z. B. Pochmarski 2004; Gräber und Grabbauten: z. B. Hudeczek 2004; Kremer 2004; Heiligtümer: z. B. Glaser 2004; Jobst 2004; Handy 2016; *instrumentum domesticum*: z. B. Wedenig 2006; Kastellvicus *Favianis*-Mautern: Groh – Sedlmayer 2005; Keramik: z. B. Baur – Schindler-Kaudelka 2015; Urbanisierung: z. B. Scherrer 2002; 2004; Tschurtschenthaler 2005; allgemeinere Betrachtungen: z. B. Thüry 2014).

Ein Beitrag, der Entwicklungen in der internationalen Forschungslandschaft und die dazu vorliegenden, meist englischsprachigen Arbeiten aufgreift, beschäftigt sich mit Romanisierung speziell im Südosten der Provinz *Noricum* (Schrettle 2007). In Zusammenhang mit Heiligtümern auf dem Frauenberg (sog. Tempel I und II, Kultbau 4) in unmittelbarer Nachbarschaft von *Flavia Solva*-Wagna wird, unter Einbeziehung weiterer Quellen wie der Hügelgräber in dieser Region, die Genese einer spezifisch „norisch- (vielleicht präziser südostnorisch-) römischen Provinzialkultur" erörtert. Vor diesem Hintergrund weist der Autor auf Schwierigkeiten von Begriffen wie „Romanisierung" und „Romanisation" hin und zeigt die Schwächen dieser Modelle bei der Darstellung komplexer „provinzialrömischer Akkulturationsprozesse" auf. Mit der Einbindung des Konzepts der „Kreolisierung" (Webster 2001) wird ein aus der kulturanthropologischen Forschung und Sprachwissenschaft stammendes Modell bemüht, das der Romanisierungsdebatte neue Impulse gibt.

Mit Fragen der Identität sind in der Archäologie oft Fragen der Ethnizität verbunden (Jones 1997; Gardner et al. 2013; Eckardt 2014, 25–62; Revell 2016, 19–39). Beispielsweise wird im bereits angeführten Zusammenhang mit der „Herausbildung einer norisch-römischen Provinzialkultur" mehrfach auf Stammesnamen wie *Boii*, *Latobici* und *Taurisci* verwiesen, die in den Schriftquellen überliefert sind (Schrettle 2007, 119–122). Die Entwicklung und Diskussion von Modellen ethnischer Zuweisung erfolgt häufig verschränkt mit Forschungen zur Spätantike und Völkerwanderungszeit, betrifft also einen Zeitraum, in dem sich die Interessen der Provinzialrömischen und der Frühgeschichtlichen Archäologie überschneiden (Brather 2004; 2008; Theuws 2009; Pohl – Mehofer 2010). Häufig stehen dabei Grabfunde im Zentrum des Interesses (z. B. Grömer – Hölbling-Steigberger 2011; Steigberger 2014; Steinklauber 2014).

Iterativ auftretende Kombinationen bestimmter Überreste materieller Kultur und ihre schwerpunktmäßige Verbreitung innerhalb einer Region wurden von der Archäologie immer wieder als Grundlage zur Definition und Differenzierung von ‚Kulturen' verwendet (Hahn 2012, 36 f.; *assemblage*: Hinker 2013, 107–111). Die Identifizierung solcher, von der Forschung determinierter ‚Kulturen' mit in den Schriftquellen erwähnten Ethnika ist jedoch meistens problematisch, da sich die materiellen Überreste und ein überlieferter Stammesname kaum konkret aufeinander beziehen lassen. Ethnologische Studien haben zudem gezeigt, dass sich ethnische Identität nicht zwingend in der materiellen Kultur ausdrückt.

Für die Provinzialrömische Archäologie in Österreich wurde das Problem der ethnischen Charakterisierung von Sachkultur durch die nähere Betrachtung von bestimmten Überresten der materiellen Kultur in Nordwestpannonien thematisiert (Gassner 2008). Im Raum von *Carnuntum*-Petronell, dem Wiener Becken und dem Neusiedler See nachgewiesene Gefäßkeramik, Grabstelen und Grabbauten sowie

Trachtbestandteile wurden von der Forschung traditionell dem keltischen Stamm der *Boii* zugeschrieben (Abb. 5). Eine kritische Prüfung der Quellenlage durch die Autorin legt allerdings nahe, dass die angeführten Testimonia nicht konkret mit den *Boii* in Verbindung zu bringen, sondern eher als Zeugnisse einer spezifischen Provinzialkultur, die sich in diesem Gebiet v. a. aus vorrömisch-keltischen, germanischen und römisch-mediterranen Einflüssen entwickelt hat, aufzufassen sind. Die Studie zeigt darüber hinaus, wie einmal in der Fachliteratur eingeführte ethnische Zuweisungen häufig unreflektiert aufgegriffen werden und weitere Verbreitung finden.

Wie die Versuche ethnischer Interpretationen zeigen auch andere Bemühungen um eine konkrete historische Interpretation archäologischer Befunde und Funde die erkenntnistheoretischen Grenzen nichtschriftlicher Quellen auf. Seit den Anfängen der provinzialrömischen Forschung werden Hinterlassenschaften aus der Römerzeit, die auf den Gebieten des *Imperium Romanum* erhalten geblieben sind, historisch interpretiert und mit der Ereignisgeschichte in Verbindung gebracht (Hinker 2013, 112–114). Angesichts der mittlerweile doch längeren Geschichte des Faches ist es allerdings erstaunlich, dass eine intensivere theoretische Auseinandersetzung mit der Historizität des Quellenmaterials der Archäologie der römischen Provinzen bisher kaum stattgefunden hat. Auch eine nähere Betrachtung des Verhältnisses zwischen Provinzialrömischer Archäologie und Alter Geschichte (vgl. Sauer 2004) und die Reflexion über die Darstellungsweisen von „Geschichte“ durch diese Fächer könnte sich, angesichts der Überschneidungen von Forschungsinhalten und -geschichte beider Fächer, als aufschlussreich erweisen. Das gilt insbesondere für die österreichische Forschungslandschaft, worauf später noch zurückzukommen sein wird.

In Zusammenhang mit dem Thema Taphonomie habe ich bereits auf meine eigenen Forschungsarbeiten zu einem um 170 n. Chr. zu datierenden Brandhorizont in der Insula XLI des südostnorischen Munizipiums *Flavia Solva*-Wagna verwiesen (Hinker 2014; 2015). Vor dem Hintergrund dieses Fallbeispiels und der konkreten Fragestellung eines möglichen Zusammenhangs zwischen dem archäologischen Befund und der Ereignisgeschichte der Markomannenkriege habe ich mich zuletzt näher mit der Beschaffenheit des provinzialrömischen Quellenmaterials auseinandergesetzt. Im Zentrum der Studie (Hinker 2015) steht dabei die Frage, welche Beiträge zur Kultur- und Ereignisgeschichte von einer Historischen Kulturwissenschaft wie der Archäologie der römischen Provinzen (Eggert 2006, 135–150; Wodtke 2013; Veit 2014) zu erwarten sind. Dabei hat sich gezeigt, dass das historische Potenzial unserer Quellen im Bereich der Kulturgeschichte liegt, während hinsichtlich der Ereignisgeschichte erkenntnistheoretische Grenzen gewöhnlich eher bald erreicht sind.

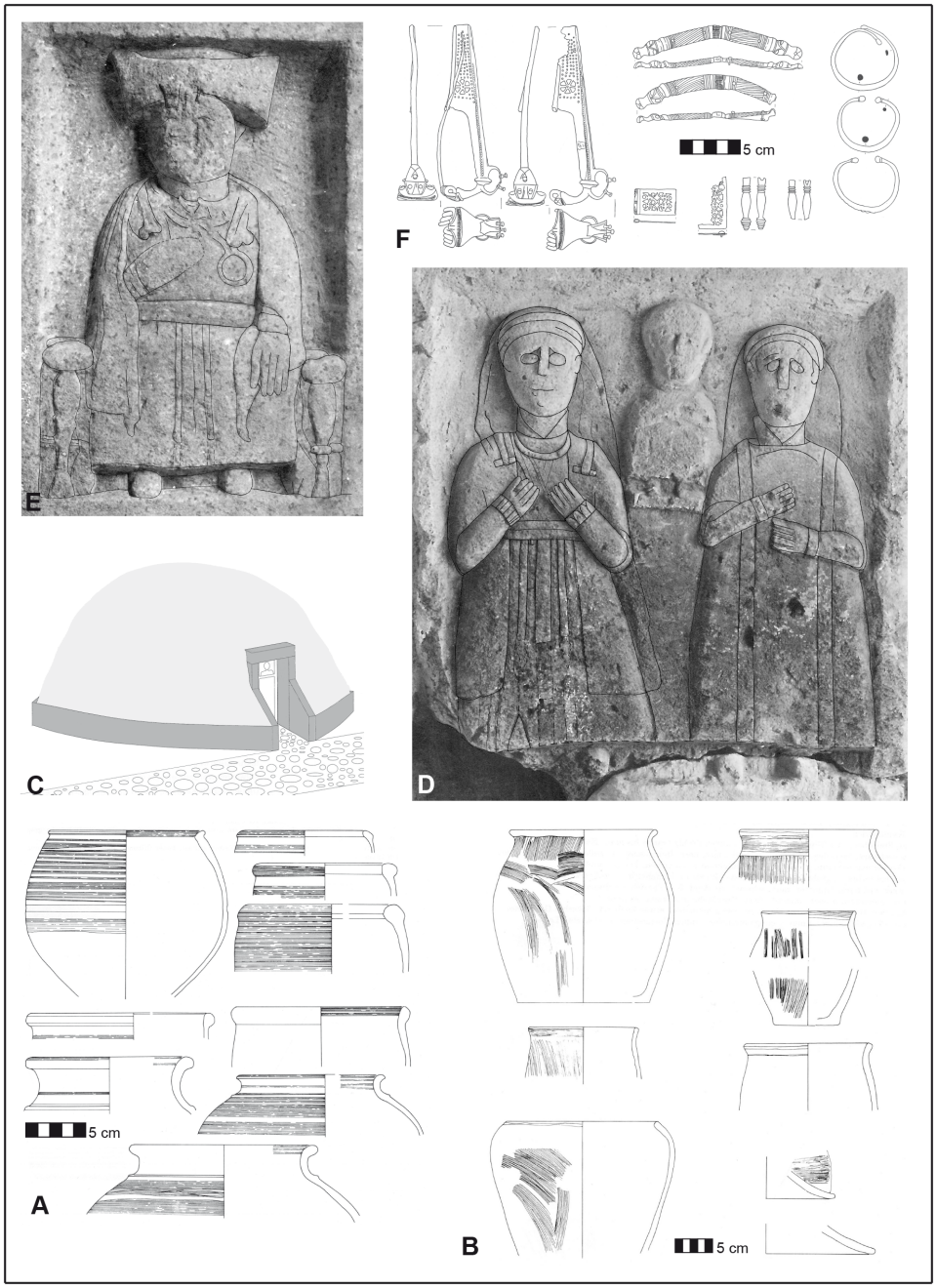
E
F
5 cm
D
C
A
5 cm
B
5 cm

Abb. 5 Römerzeitliche Gefäßkeramik aus *Carnuntum*-Petronell (A: „frühes, feines Fabrikat *Boii*“, B: „einheimische Grobkeramik – handgeformt, *Boii*“), Rekonstruktionsversuch eines Grabhügels (C: „boischer Grabbau“), Grabstelen aus Leithaprodersdorf (D: „nordwestpannonische Mädchen“ [CSIR-Österreich, Bd. I, Fasz. 3, I. Teil, Nr. 274]) und Gols (E: „sitzende Frau mit Pelzhut, zwei Fibeln A 238 mit angehängten Ringen, Gürtel mit Band, Torques, Armband und Umhang“ [CSIR-Österreich, Bd. I, Fasz. 3, I. Teil, Nr. 255]) sowie Fibeln und Gürtelbestandteile aus einem Brandgrab in Au am Leithaberge (F: Flügelfibeln A 238e, Entenbügel E3, Gürtelbeschläge B2, Riemenzungen R2 und Armspangen): Materielle Hinterlassenschaften der *Boii* oder Zeugnisse eines kulturellen Transformationsprozesses und der Genese einer regionalspezifischen Provinzialkultur in Nordwestpannonien? (Grafik: I. Benda-Weber – C. Hinker; grafische Vorlagen: Garbsch 1965, Taf. 37; Grünewald 1983, Taf. 47. 49; Mosser 2002, 135 Abb. 10; fotografische Vorlagen: ÖAW, Österreichisches Archäologisches Institut, Dokumentationsarchiv).

Bilanz

Zusammenfassend fällt zunächst auf, dass die Eingangs zu diesem Beitrag erwähnten ‚theoretischen Überlegungen‘ meistens im Rahmen traditionell ausgerichteter Forschungsprojekte und Fachpublikationen erfolgen, also gewöhnlich in konkrete Forschungsarbeiten integriert und in deren Rahmen reflektiert werden. Die Beschäftigung mit „Theorie an sich“, d. h. gelöst von der Vorlage und Interpretation eines konkreten Befundes oder Fundstoffes, ist in der Provinzialrömischen Archäologie in Österreich hingegen bislang nicht üblich (allgemeiner für die archäologischen Fächer in Österreich zuletzt z. B.: Schrettle 2018; 2019). Die als Beispiele für die Theorierezeption herangezogenen Titel weisen, anders als im angloamerikanischen Sprachraum, meistens nicht auf verknüpfte theoretische Inhalte hin. Die als Fallbeispiele kurz vorgestellten Arbeiten stammen aus den 2000er und v. a. aus den 2010er Jahren, und die Autoren/innen gehören verschiedenen Generationen an. Basierend auf den zitierten Arbeiten lässt sich der Provinzialrömischen Archäologie in Österreich derzeit weder Theorieresistenz unterstellen noch eine besondere Theorieaffinität bescheinigen. Die gegenwärtige Situation kann zunächst mit der Genese der provinzialrömischen Forschung in Österreich in Verbindung gebracht werden. Auf die komplexe Forschungsgeschichte der Archäologie der römischen Provinzen in Österreich kann hier freilich nicht detailliert eingegangen werden (vgl. dazu: z. B. Kandler – Wlach 1998; Gassner 2000 sowie Krmnicek – Maschek im vorliegenden Band). Das, was ich in diesem Beitrag als „Provinzialrömische Archäologie“ bezeichne, dürfte im frühen und mittleren 20. Jahrhundert über mehrere Generationen von in diesem Bereich in Österreich Forschenden und Lehrenden wohl nicht als eigenes Fach, sondern als Schnittmenge v. a. aus Römischer Archäologie und Kunstgeschichte, abgedeckt durch die Klassische Archäologie, und lateinischer Epigrafik, vertreten durch die Alte Geschichte, angesehen und gelehrt worden sein. Spezialisierung und Spezialkenntnisse jenseits dieser Grundlagen wurden von den Protagonisten/innen gewöhnlich in der Grabungspraxis (*Carnuntum*-Petronell,

Magdalensberg, etc.) erworben oder vermittelt. Bezeichnend ist jedenfalls, und das unterscheidet die Situation in Österreich von jener in Deutschland (Nuber 1995; Bender et al. 2000; Fischer 2001a; Eggert 2006, 137 f.), dass die „Archäologie der römischen Provinzen" bislang lediglich an einer der vier österreichischen Universitäten, an denen archäologische Fächer studiert werden können, als eigenes Fach etabliert ist: an der Universität Innsbruck seit 2009 mit eigenem Universitätsabschluss[1].

Es geht mir hier nicht darum, die Vor- und Nachteile eines Studiums der Klassischen Archäologie mit möglicher Spezialisierung auf Provinzialrömische Archäologie einerseits und eines Studiums der Provinzialrömischen Archäologie andererseits bzw. ein „Mehr an fachlicher Breite (?)" einerseits gegen ein „Plus an Spezialisierung (?)" andererseits und mögliche Überschneidungen der altertumswissenschaftlichen Fächer zu diskutieren. Vielmehr sollte dieser kurze Exkurs die enge Anbindung der Provinzialrömischen Archäologie in Österreich an die Alte Geschichte und insbesondere die Epigrafik aufzeigen, eine Verbindung, die mindestens bis ins ausgehende 20. Jahrhundert nachwirkt. Dies war und ist sicher kein Nachteil. Worauf ich hinaus möchte ist aber, dass die hier unter ‚theoretischen Überlegungen' subsumierten Konzepte, Methoden, Modelle und Theorien in den archäologischen Fächern im deutschsprachigen Raum zunächst v. a. von der Prähistorischen Archäologie aufgegriffen wurden. Die Provinzialrömische Archäologie ist in Österreich allerdings aus ihrer geschichtlichen Entwicklung heraus generell enger mit der Alten Geschichte/Epigrafik verbunden als mit der Ur- und Frühgeschichte (weiterführend zum mitunter gespannten Verhältnis zwischen Klassischer, Prähistorischer und Provinzialrömischer Archäologie in Deutschland und Großbritannien: Snodgrass 2001). Das könnte mit ein Grund dafür sein, dass die Beschäftigung mit ‚theoretischen Überlegungen' einer Archäologie der römischen Provinzen in Österreich gegenüber anderen Fächern mit einer gewissen Verzögerung erfolgt ist. Die kategorische Ablehnung oder, mitunter durchaus berechtigte, Skepsis, die von Vertretern/innen des Faches gegenüber ‚theoretischen Überlegungen' zuweilen geäußert wird, mag ein weiterer Umstand sein, der sich negativ auswirkt. Nicht nur in Österreich wird die mitunter begrenzte Anwendbarkeit theoretischer Ansätze auf das herkömmliche, archäologische Quellenmaterial kritisiert: „Theory has led where practice cannot follow" (Adams – Adams 1991, 311: „The use and abuse of theory" v. a. in Zusammenhang mit Typologie). Eine gewisse „Theoriemüdigkeit" wird vor diesem Hintergrund verständlich, v. a. wenn Theoriedebatten zunehmend zu Begriffsdebatten werden (um „materielle oder materialisierte Kultur": Johansen 1992; Feest et al. 1993; „Objektbiografie oder Itinerar": Hahn – Weiss 2013; „*artefact* oder *thing*": Schreiber 2013 etc.). Was bereits vor Längerem für die Ethnologie angemerkt wurde, gilt ähnlich auch für die Archäologie. Claude Lévi-Strauss bemerkte etwa: „Eine noch ernstere Gefahr sehe ich darin, den Fortschritt der Erkenntnis mit der

[1] <https://www.uibk.ac.at/archaeologien/fachbereich-klassische-und-provinzialroemische-archaeologie/provinzialroemische_archaeologie.html> (05.03.2021).

wachsenden Komplexität der Geisteskonstruktionen zu verwechseln“ (Lévi-Strauss 1978, 44), und Clifford Geertz wies darauf hin: „Auch hier denken sich die Ethnologen (...) häufig komplexe Gedankengebäude aus, die sie dann als kulturelle Tatsachen darstellen“ (Geertz 1983, 282). Der Rückzug auf primär positivistische Positionen bietet hier allerdings auch keinen vertretbaren Lösungsweg (Hinker 2016, 87; für die Klassische Archäologie vgl. Krumme 2001, 228 f.). Hauptverantwortlich dafür, dass ‚theoretische Überlegungen‘ bisher wenig Eingang in die Provinzialrömische Archäologie in Österreich gefunden haben, dürften aber v. a. zwei Faktoren sein: Einerseits ist die Vermittlung theoretischer Forschungsansätze im Rahmen der universitären Ausbildung wohl lange vernachlässigt worden, andererseits ist die Beschäftigung mit ‚theoretischen Überlegungen‘ für den mit der Realität der Berufsaussichten im Fach konfrontierten, wissenschaftlichen Nachwuchs gegenüber einer Spezialisierung, z. B. im Bereich der Feldmethoden, wenig attraktiv, solange die Verdienstmöglichkeiten v. a. auf dem Sektor sog. Not- oder Rettungsgrabungen liegen. Eine zuletzt publizierte Studie zum archäologischen Arbeitsmarkt, u. a. in Österreich, die zu abweichenden Ergebnissen gelangt ist, ist diesbezüglich nicht repräsentativ, da der Sektor „Grabungsfirmen – Notgrabungen“ unterrepräsentiert ist, worauf die Macher/innen der Studie selbst hinweisen[2].

Ausblick

Die zunehmende Einbindung ‚theoretischer Überlegungen‘ gerade in Lehrveranstaltungen, die provinzialrömischen Themen gewidmet sind, könnte sich mittel- bis langfristig positiv auf die Theorierezeption der Provinzialrömischen Archäologie in Österreich auswirken und für eine breitere Resonanz dieser Forschungsansätze sorgen. Die im vorliegenden Beitrag zitierte Publikation zu Recycling und Objektbiografie (Gostenčnik 2017) ist ein Beispiel dafür, dass aus der Berücksichtigung theoretischer Ansätze in der universitären Lehre ansprechende Beiträge hervorgehen können. Der Aufsatz ist in Zusammenhang mit einem im Wintersemester 2016/2017 an der Universität Wien abgehaltenen Kolloquium für Doktoranden/innen, das dem Thema „Materielle Kultur“ gewidmet war, entstanden.

Trotz dieser durchaus positiven Ansätze, was die vermehrte Einbeziehung von ‚theoretischen Überlegungen‘ in Forschung und Lehre betrifft, ist wohl davon auszugehen, dass es noch ein längerer Prozess bis zur Akzeptanz und Etablierung theoretischer Aspekte innerhalb der Provinzialrömischen Archäologie in Österreich sein wird. Trotzdem bin ich davon überzeugt, dass auch das Fach „Archäologie der Römischen Provinzen“ langfristig von der verstärkten Einbindung ‚theoretischer Überlegungen‘ in traditionelle, methodisch sorgfältige Arbeiten nur profitieren kann. Neben der zunehmenden Berücksichtigung naturwissenschaftlicher Analysen

[2] <https://www.archäologieforum.org/index.php/beitraege/10-neuigkeiten/5346-the-archaeological-labour-market?showall=1&limitstart=> (03.05.2021).

betrachte ich das Bemühen um die Ausschöpfung auch der zur Verfügung stehenden geisteswissenschaftlichen Konzepte, Methoden, Modelle und Theorien als maßgeblich für die Weiterentwicklung, nicht nur der Provinzialrömischen Archäologie, sondern der archäologischen Fächer insgesamt.

Abschließend ist darauf hinzuweisen, dass die geäußerten Anmerkungen zur Theorierezeption der Provinzialrömischen Archäologie in Österreich nicht frei von einer gewissen Färbung sind, handelt es sich doch um die Einschätzung der gegenwärtigen Situation aus der Perspektive eines hier geborenen, wissenschaftlich sozialisierten und vorwiegend im Inland forschenden Wissenschaftlers.

Resümee

Im vorliegenden Beitrag habe ich mich bemüht einige Beispiele zur Theorierezeption in der Provinzialrömischen Archäologie in Österreich aufzuzeigen. Schwerpunktmäßig liegen die reflektierten theoretischen Forschungsansätze im Bereich „Taphonomie“ und im Feld „Akkulturation – Ethnizität – Identität – Romanisierung“. „Ethnoarchäologie“ und „Historizität der Quellen“ sind weitere Themen, die von einer Archäologie der römischen Provinzen in Österreich berücksichtigt oder aufgegriffen werden. Alle als Beispiele zitierten Beiträge verstehen es, ausgewählte ‚theoretische Überlegungen‘ in methodisch traditionell ausgerichtete Vorlagen provinzialrömischer Befunde und Funde einzubetten oder bauen ihrerseits weiterführende ‚theoretische Überlegungen‘ auf solchen Arbeiten auf. Verglichen mit anderen Wissenschaftstraditionen, wie beispielsweise in Großbritannien, mögen die bisher von der österreichischen Forschung angestrengten Bemühungen um die Berücksichtigung ‚theoretischer Überlegungen‘ in der Provinzialrömischen Archäologie als ein bescheidener Anfang erscheinen. Diese Situation ist v. a. aus der Geschichte und der damit verbundenen Tradition des Faches in Österreich und den primär im praktisch-feldarchäologischen Bereich liegenden Berufsaussichten der Absolventen/innen erklärbar. Die verstärkte Berücksichtigung theoretischer Themen in der Lehre zur Provinzialrömischen Archäologie an österreichischen Hochschulen kann allerdings einen wichtigen Beitrag zur Akzeptanz und selbstverständlichen Nutzung des Potenzials leisten, das die Beschäftigung mit ‚theoretischen Überlegungen‘ auch für traditionell fokussierte Forschungsarbeiten bietet.

Bibliographie

Adams, W. Y. – Adams, E. W. 1991. Archaeological Typology and Practical Reality. A Dialectical Approach to Artifact Classification and Sorting (New York).

Alexandrescu, C.-G. – Gugl, C. – Kainrath, B. (Hrsg.) 2016. Troesmis I. Die Forschungen von 2010–2014 (Cluj-Napoca).

Alföldy, G. 2005. Die Romanisation: Grundbegriff oder Fehlgriff? Überlegungen zum gegenwärtigen Stand der Erforschung von Integrationsprozessen im römischen Weltreich, in: Z. Visy (Hrsg.), Limes XIX. Proceedings of the XIXth International Congress of Roman Frontier Studies Held in Pécs Hungary September 2003 (Pécs) 25–56.

Altekamp, S. – Hofter, M. R. – Krumme, M. (Hrsg.) 2001. Posthumanistische Klassische Archäologie. Historizität und Wissenschaftlichkeit von Interessen und Methoden. Kolloquium Berlin 1999 (München).

Ascher, R. 1961. Analogy in Archaeological Interpretation, Southwestern Journal of Anthropology 17, 317–325.

Auer, M. 2014a. Zur Organisation des Töpferhandwerks in *Noricum*. Familienunternehmen oder Großbetrieb?, Ethnographisch-Archäologische Zeitschrift 55, 119–156.

Auer, M. 2014b. Pottery in Western Noricum. Questions of Distribution and Group Identity, ReiCretActa 43, 765–770.

Auer, M. 2015. Keramikregionen als Interaktionsräume. Eine westnorische Perspektive (Diss. Universität Innsbruck).

Auer, M. – Daszkiewicz, M. 2017. Archaeological Expectations and Archaeometric Results. Some Considerations on Imported Coarse Wares and Local Pottery Production in Aguntum, Austria, in: G. Lipovac Vrkljan – B. Šiljeg – I. Ožanić Roguljić – A. Konestra (Hrsg.), Roman Pottery and Glass Manufactures. Production and Trade in the Adriatic Region. Proceedings of the 3rd International Archaeological Colloquium, Crikvenica (Croatia) 4.–5. November 2014, Zbornik Instituta za Arheologiju 12 (Crikvenica) 97–124.

Baur, C. – Schindler-Kaudelka, E. 2015. Magdalensberg, Zur Auswertung augusteischer Planierschichten. Akkulturation am Beispiel der einheimischen Keramik, in: U. Lohner-Urban – P. Scherrer (Hrsg.), Der obere Donauraum 50 v. bis 50 n. Chr., Region im Umbruch 10 (Berlin) 35–69.

Beck-Brandt, B. – Gassner, V. – Ladstätter, S. (Hrsg.) 2005. Synergia. Festschrift für Friedrich Krinzinger II (Wien).

Bender, H. – Fischer, T. – von Kaenel, H.-M. – Mackensen, M. – Nuber, H. U. 2000. Archäologie der römischen Provinzen/Provinzialrömische Archäologie an deutschen Universitäten, ANachr 5, 312–321.

Bernbeck, R. 1997. Theorien in der Archäologie (Tübingen).

Binford, L. R. 1981. Behavioral Archaeology and the „Pompeii Premise“, Journal of Anthropological Research 37, 195–208.

Brather, S. 2004. Ethnische Interpretationen in der frühgeschichtlichen Archäologie. Geschichte, Grundlagen und Alternativen, Ergänzungsbände zum Reallexikon der germanischen Altertumskunde 42 (Berlin).

Brather, S. (Hrsg.) 2008. Zwischen Spätantike und Frühmittelalter. Archäologie des 4. bis 7. Jahrhunderts im Westen, Ergänzungsbände zum Reallexikon der germanischen Altertumskunde 57 (Berlin).

David, N. – Kramer, C. 2001. Ethnoarchaeology in Action (Cambridge).

Eckardt, H. 2014. Objects and Identities. Roman Britain and the North-Western Provinces (Oxford).

Eggert, M. K. H. 2006. Archäologie: Grundzüge einer Historischen Kulturwissenschaft (Tübingen).

Eggert, M. K. H. 2014. Ethnoarchäologie, in: Mölders – Wolfram 2014, 81–85.

Feest, C. F. – Fischer, H. – Frembgen, J. W. – Haberland, W. – Harms, V. – Koch, G. – Münzel, M. – Oppitz, M. – Raunig, W. – Spittler, G. – Thiel, J. F. – Vajda, L. – Vossen, R. – von Welck, K. – Johansen, U. 1993. Kommentare zu Ulla Johansen: Materielle oder materialisierte Kultur?, Zeitschrift für Ethnologie 118, 141–145.

Fischer, T. (Hrsg.) 2001a. Die römischen Provinzen. Eine Einführung in ihre Archäologie (Stuttgart).

Fischer, T. 2001b. Universitäten, in: Fischer 2001a, 29–30.

Garbsch, J. 1965. Die norisch-pannonische Frauentracht im 1. und 2. Jahrhundert, MünchBeitrVFG 11 (München).

Gardner, A. 2017. On Theory Building in Roman Archaeology. The Potential for New Approaches to Materiality and Practice, in: Van Oyen – Pitts 2017a, 203–209.

Gardner, A. – Herring, E. – Lomas, K. (Hrsg.) 2013. Creating Ethnicities & Identities in the Roman World, BALond Suppl. 120 (London).

Gassner, V. 2000. Zur Geschichte des Instituts für Klassische Archäologie an der Universität Wien, Forum Archaeologiae 17 <http://farch.net/> (05.03.2021).

Gassner, V. 2008. „Boische“ Keramik und „boische“ Grabstelen. Zur Problematik ethnischer Zuweisungen in der Interpretation der materiellen Kultur in den römischen Provinzen, in: C. Franek – S. Lamm – T. Neuhauser – B. Porod – K. Zöhrer (Hrsg.), Thiasos. Festschrift für Erwin Pochmarski zum 65. Geburtstag, VIKAGraz 10 (Wien) 291–298.

Gassner, V. 2013. Die Grube G 11 im Heiligtum des Iuppiter Heliopolitanus in den canabae von Carnuntum. Zeugnis eines großen Festes oder „sacred rubbish“, in: A. Schäfer – M. Witteyer (Hrsg.), Rituelle Deponierungen in Heiligtümern der hellenistisch-römischen Welt. Internationale Tagung Mainz, 28.–30. April 2008, Mainzer archäologische Schriften 10 (Mainz) 259–278.

Gassner, V. – Steigberger, E. – Tober, B. 2011. Das Heiligtum des Iuppiter Heliopolitanus in Carnuntum. Überlegungen zu den älteren Kultbauten an der Ostseite, ihrer Ausstattung und den Mechanismen ihrer Aufgabe, CarnuntumJb 2009–2011, 129–171.

Geertz, C. 1983. Common Sense als kulturelles System, in: C. Geertz, Dichte Beschreibung. Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme (Frankfurt) 261–288. = Geertz, C. 1975. Common Sense as a Cultural System, The Antioch Review 33, 5–26.

Glaser, F. 2004. Heiligtümer im östlichen Alpenraum als Ausdruck lokaler Identität, in: Schmidt-Colinet 2004, 91–100.

Gostenčnik, K. 2017. Wie viele Leben hat(te) ein archäologischer Fund? Marmorrecycling und Funditinerar im spätantiken Kontext, Carinthia 207, 11–33.

Gotter, U. 2001. ‚Akkulturation' als Methodenproblem der historischen Wissenschaften, in: Altekamp et al. 2001, 255–286.

Grömer, K. – Hölbling-Steigberger, E. 2011. Cloth and Clothing from Cemeteries in Noricum, in: D. Mladenović – B. Russell (Hrsg.), TRAC 2010: Proceedings of the twentieth annual Theoretical Roman Archaeology Conference which took place at the University of Oxford 25–28 March 2010, Theoretical Roman Archaeology Conference (TRAC) 20 (Oxford) 102–114.

Groh, S. – Sedlmayer, H. 2005. „Romanisierung" am Beispiel des Kastellvicus in Mautern-Favianis (Noricum), in: Beck-Brandt et al. 2005, 403–406.

Groh, S. – Sedlmayer, H. – Virág Zalka, C. 2013. Die Straßenstationen von Nemescsó und Sorokpolány an der Bernsteinstraße (Pannonien, Ungarn). Grabungen, geophysikalische Prospektionen und Surveys 1980–1982 und 2009–2012, Zentraleuropäische Archäologie 3 (Wien).

Grünewald, M. 1983. Die Funde aus dem Schutthügel des Legionslagers von Carnuntum (die Baugrube Pingitzer), RLÖ 32 (Wien).

Hahn, H. P. 2005. Materielle Kultur. Eine Einführung (Berlin).

Hahn, H. P. 2012. Archäologie und Ethnologie: Welche gemeinsamen Grundlagen?, Forum Kritische Archäologie 1, 35–39.

Hahn, H. P. 2015. Dinge sind Fragmente und Assemblagen. Kritische Anmerkungen zur Metapher der „Objektbiografie", in: D. Boschung – P.-A. Kreuz – T. Kienlin (Hrsg.), Biography of Objects. Aspekte eines kulturhistorischen Konzepts, Morphomata 31 (Paderborn) 11–33.

Hahn, H. P. – Weiss, H. 2013. Introduction: Biography, Travels and Itineraries of Things, in: H. P. Hahn – H. Weiss (Hrsg.), Mobility, Meaning and the Transformations of Things. Shifting Contexts of Material Culture through Time and Space (Oxford) 1–14.

Hales, S. 2010. Tricks With Mirrors: Remembering the Dead of Noricum, in: S. Hales – T. Hodos (Hrsg.), Material Culture and Social Identities in the Ancient World (New York) 227–251.

Handy, M. 2016. Mars Latobius am Frauenberg? Ein Ausdruck von ethnischer Identität?, in: G. Koiner – U. Lohner-Urban (Hrsg.), „Ich bin dann mal weg". Festschrift für einen Reisenden. Thuri Lorenz zum 85. Geburtstag, VIKAGraz 13 (Wien) 63–67.

Hingley, R. 2005. Globalizing Roman Culture. Unity, Diversity and Empire (London).

Hinker, C. 2013. Ausgewählte Typologien provinzialrömischer Kleinfunde. Eine theoretische und praktische Einführung, Beiträge zur Archäologie 8 (Wien).

Hinker, C. 2014. Ein Brandhorizont aus der Zeit der Markomannenkriege im südostnorischen Municipium Flavia Solva, ZEA 4 (Wien).

Hinker, C. 2015. *Acta cruenta* und Brandschicht = Flavia Solva in Schutt und Asche? Die Archäologie der römischen Provinzen, ihre Quellen und deren historisches Potenzial, ÖJh 84, 51–96.

Hodder, I. (Hrsg.) 2012. Archaeological Theory Today [2](Cambridge).
Hodder, I. – Hutson, S. 2003. Reading the Past. Current Approaches to Interpretation in Archaeology [3](Cambridge).
Hofmann, K. P. – Schreiber, S. 2014. Materielle Kultur, in: Mölders – Wolfram 2014, 179–183.
Hudeczek, E. 2004. Hügelgräber und Romanisierung, FÖ 43, 527–535.
Jobst, W. 2004. Kulte und Heiligtümer in Oberpannonien als Ausdruck lokaler Identität, in: Schmidt-Colinet 2004, 125–132.
Johansen, U. 1992. Materielle oder materialisierte Kultur?, Zeitschrift für Ethnologie 117, 1–15.
Jones, S. 1997. The Archaeology of Ethnicity. Constructing Identities in the Past and Present (London).
Kandler, M. – Wlach, G. (Hrsg.) 1998. 100 Jahre Österreichisches Archäologisches Institut. 1898–1998, SoSchrÖAI 31 (Wien).
Konrad, M. 1997. Das römische Gräberfeld von Bregenz – Brigantium I. Die Körpergräber des 3.– 5. Jahrhunderts, MünchBeitrVFG 51 (München).
Kremer, G. 2004. Die norisch-pannonischen Grabbauten als Ausdruck kultureller Identität?, in: Schmidt-Colinet 2004, 147–159.
Krumme, M. 2001. Analogiemodelle, in: Altekamp et al. 2001, 221–229.
LaMotta, V. M. 2012. Behavioral Archaeology, in: Hodder 2012, 62–92.
LaMotta, V. M. – Schiffer, M. B. 1999. Formation Processes of House Floor Assemblages, in: P. M. Allison (Hrsg.), The Archaeology of Household Activities (London) 33–45.
Lang, F. 2010. Archäometrie – who are you?, in: J. Cemper-Kiesslich – F. Lang – K. Schaller – C. Uhlir – M. Unterwurzacher (Hrsg.), Primus conventus Austriacus archaeometriae. Scientiae naturalis ad historiam hominis antiqui investigandam MMIX. Tagungsband zum Ersten Österreichischen Archäometriekongress, 15.–17. Mai 2009, Archaeo plus 1 (Salzburg) 119–122.
Lévi-Strauss, C. 1978. Traurige Tropen (Frankfurt). = Lévi-Strauss, C. 1955. Tristes tropiques (Paris).
Mattingly, D. J. 2004. Being Roman: Expressing Identity in a Provincial Setting, JRA 17, 5–25.
Mitthof, F. 2012. Zur Neustiftung von Identität unter imperialer Herrschaft. Die Provinzen des Römischen Reiches als ethnische Entitäten, in: W. Pohl – C. Gantner – R. E. Payne (Hrsg.), Visions of Community in the Post-Roman World. The West, Byzantium and the Islamic World 300–1100 (London) 61–72.
Mölders, D. – Wolfram, S. (Hrsg.) 2014. Schlüsselbegriffe der Prähistorischen Archäologie, Tübinger Archäologische Taschenbücher 11 (Göttingen).
Mosser, M. 2002. Die Architektur boischer Grabbauten zwischen Wienerwald und Leithagebirge, FuWien 5, 128–139.
Nuber, H. U. 1995. Provinzialrömische Archäologie an deutschen Universitäten, in: W. Czysz – C.-M. Hüssen – H.-P. Kuhnen – C. S. Sommer – G. Weber (Hrsg.), Provinzialrömische Forschungen. Festschrift für Günter Ulbert zum 65. Geburtstag (Espelkamp) 397–406.

Peacock, D. P. S. 1982. Pottery in the Roman World. An Ethnoarchaeological Approach (London).

Pearce, S. (Hrsg.) 2000. Researching Material Culture, Leicester Archaeology Monographs 8 (Leicester).

Pferdehirt, B. (Hrsg.) 2007. Die Entstehung einer gemeinsamen Kultur in den Nordprovinzen des Römischen Reiches von Britannien bis zum Schwarzen Meer. Das EU-Projekt „Transformation". Begleitbuch zur Ausstellung „Im Schutz des Limes" im Römisch-Germanischen Zentralmuseum. 6. September bis 11. November 2007, Mosaiksteine 3 (Mainz).

Poblome, J. – Malfitana, D. – Lund, J. 2006. A Concording Dilemma: Sisyphos versus Daidalos, in: D. Malfitana – J. Poblome – J. Lund (Hrsg.), Old Pottery in a New Century. Innovating Perspections on Roman Pottery Studies, Atti del Convegno Internazionale di Studi Catania, 22–24 Aprile 2005, Monografie dell'istituto per i beni archeologici e monumentali 1 (Catania) 557–579.

Pochmarski, E. 2004. Das sogenannte norische Mädchen. Ein Beispiel für den Ausdruck lokaler Identität in der provinzialrömischen Plastik des Ostalpenraumes, in: Schmidt-Colinet 2004, 161–174.

Pohl, W. – Mehofer, M. (Hrsg.) 2010. Archaeology of Identity. Archäologie der Identität, DenkschrWien 406 (Wien).

Revell, L. 2016. Ways of Being Roman. Discourses of Identity in the Roman West (Oxford).

Roselaar, S. T. 2015. Introduction: Processes of Cultural Change and Integration in the Roman World, in: S. T. Roselaar (Hrsg.), Processes of Cultural Change and Integration in the Roman World, Mnemosyne Suppl. 382 (Leiden) 1–19.

Rothe, U. 2012. Clothing in the Middle Danube Provinces. The Garments, Their Origins and Their Distribution, ÖJh 81, 137–231.

Samida, S. – Eggert, M. K. H. 2013. Archäologie als Naturwissenschaft? Eine Streitschrift, Reihe Pamphletliteratur 5 [2](Berlin).

Samida, S. – Eggert, M. K. H. – Hahn, H. P. (Hrsg.) 2014. Handbuch materielle Kultur. Bedeutungen, Konzepte, Disziplinen (Stuttgart).

Sauer, E. W. (Hrsg.) 2004. Archaeology and Ancient History. Breaking Down the Boundaries (London).

Scherrer, P. 2002. Vom Regnum Noricum zur römischen Provinz: Grundlagen und Mechanismen der Urbanisierung, in: M. Šašel Kos – P. Scherrer (Hrsg.), The Autonomous Towns of Noricum and Pannonia = Die autonomen Städte in Noricum und Pannonien: Noricum, Situla 40 (Ljubljana) 11–70.

Scherrer, P. 2004. Die Ausprägung lokaler Identitäten in den Städten in Noricum und Pannonien. Eine Fallstudie anhand der Civitas-Kulte, in: Schmidt-Colinet 2004, 175–187.

Schiffer, M. B. 1985. Is there a „Pompeii Premise" in Archaeology?, Journal of Anthropological Research 41, 18–41.

Schiffer, M. B. 1996. Formation Processes of the Archaeological Record (Salt Lake City).

Schiffer, M. B. 2014. Behavioral Archaeology. Principles and Practice (New York).

Schimmer, F. 2005. Die italische Terra Sigillata aus Bregenz (Brigantium), Schriften des Vorarlberger Landesmuseums 8 (Bregenz).

Schmidt-Colinet, A. (Hrsg.) 2004. Lokale Identitäten in Randgebieten des Römischen Reiches. Akten des internationalen Symposiums in Wiener Neustadt 24.–26. April 2003, Wiener Forschungen zur Archäologie 7 (Wien).

Schörner, G. (Hrsg.) 2005. Romanisierung – Romanisation. Theoretische Modelle und praktische Fallbeispiele, BARIntSer 1427 (Oxford).

Schreiber, S. 2013. Archäologie der Aneignung. Zum Umgang mit Dingen aus kulturfremden Kontexten, Forum Kritische Archäologie 2, 48–123.

Schrettle, B. 2007. Romanisation im südöstlichen Noricum. Das Heiligtum auf dem Frauenberg und die Herausbildung einer norisch-römischen Provinzialkultur, RÖ 30, 107–128.

Schrettle, B. 2018. Intuition in der Wissenschaft des Spatens: Alte und neue Methoden einer archäologischen Hermeneutik, in: C. Bachhiesl – S. M. Bachhiesl – S. Köchel (Hrsg.), Intuition und Wissenschaft. Interdisziplinäre Perspektiven (Weilerswist) 99–117.

Schrettle, B. 2019. Der Zufall und das Unerwartete. Zentrale Elemente einer archäologischen Hermeneutik, in: C. Bachhiesl – S. M. Bachhiesl – S. Köchel – B. Schrettle (Hrsg.), Zufall und Wissenschaft. Interdisziplinäre Perspektiven (Weilerswist) 129–144.

Snodgrass, A. 2001. Separate Tables? A Story of Two Traditions within One Discipline, in: Altekamp et al. 2001, 105–112.

Sommer, U. 1991. Zur Entstehung archäologischer Fundvergesellschaftungen. Versuch einer archäologischen Taphonomie, in: Studien zur Siedlungsarchäologie I, UPA 6 (Bonn) 51–174.

Sommer, U. 2012. Wer hat Dornröschen aufgeweckt? Taphonomie und Mainstream-Archäologie, in: T. Link – D. Schimmelpfennig (Hrsg.), Taphonomische Forschungen (nicht nur) zum Neolithikum, Fokus Jungsteinzeit. Berichte der AG Neolithikum 3 (Kerpen-Loogh) 15–34.

Sommer, U. 2014. Quellenkritik, in: Mölders – Wolfram 2014, 239–243.

Steigberger, E. 2014. Brandgräber in Unterradlberg. Migration am Donaulimes in der Spätantike, in: G. Thür (Hrsg.), Grabrituale. Tod und Jenseits in Frühgeschichte und Altertum. Akten der 3. Tagung des Zentrums Archäologie und Altertumswissenschaften an der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, 21.–22. März 2010, DenkschrWien 467 (Wien) 191–202.

Steigberger, E. – Tober, B. 2013. The Sanctuary of Iuppiter Heliopolitanus at Carnuntum. Destruction or Demolition? A Case Study, in: J. Driessen (Hrsg.), Destruction. Archaeological, Philological and Historical Perspectives (Louvain-la-Neuve) 435–448.

Steiner, A. 2010. Kultgruben im Tempelbezirk der heliopolitanischen Gottheiten in Carnuntum, in: M. Meyer – V. Gassner (Hrsg.), Standortbestimmung. Akten des 12. Österreichischen Archäologentages vom 28. 2. bis 1. 3. 2008 in Wien, Wiener Forschungen zur Archäologie 13 (Wien) 297–304.

Steinklauber, U. 2014. Die Akkulturation endet im Grab? Zum Gräberfeld am Frauenberg bei Leibnitz, in: H. Friesinger – A. Stuppner (Hrsg.), Akkulturationsphänomene beiderseits der Alpen in Antike und Frühmittelalter. Materialien des 22. Internationalen Symposiums „Grundprobleme der frühgeschichtlichen Entwicklung im mittleren Donauraum“, Lendorf (Kärnten), 30.11.–4.12.2009, AAustr 96 (Wien) 127–132.

Steskal, M. – La Torre, M. 2008. Das Vediusgymnasium in Ephesos. Archäologie und Baubefund, FiE 14 (Wien).

Theuws, F. 2009. Grave Goods, Ethnicity, and the Rhetoric of Burial Rites in Late Antique Northern Gaul, in: T. Derks – N. Roymans (Hrsg.), Ethnic Constructs in Antiquity. The Role of Power and Tradition, Amsterdam Archaeological Studies 13 (Amsterdam) 283–319.

Thüry, G. E. 2014. „Provinzialrömische Kultur“ – was ist das? Aspekte des Phänomens in Noricum und Westpannonien, in: F. Lang – S. Traxler – E. M. Ruprechtsberger – W. Wohlmayr (Hrsg.), Ein kräftiges Halali aus der Römerzeit! Norbert Heger zum 75. Geburtstag, Archaeo plus. Schriften zur Archäologie und Archäometrie der Paris Lodron-Universität Salzburg 7 (Salzburg) 273–288.

Trigger, B. G. 2006. A History of Archaeological Thought [2](Cambridge).

Tschurtschenthaler, M. 2005. Übernahme und Transformation mediterraner Wohnkultur im Alpenraum, in: Beck-Brandt et al. 2005, 467–473.

Van Oyen, A. – Pitts, M. (Hrsg.) 2017a. Materialising Roman Histories (Oxford).

Van Oyen, A. – Pitts, M. 2017b. What Did Objects Do in the Roman World? Beyond Representation, in: Van Oyen – Pitts 2017a, 3–19.

Veit, U. 2014. Archäologie als Kulturwissenschaft, in: Mölders – Wolfram 2014, 25–28.

Versluys, M. J. – Hingley, R. – Hodos, T. – Stek, T. D. – van Dommelen, P. – Woolf, G. 2014. Discussion Article, Responses and Reply: Understanding Objects in Motion. An Archaeological Dialogue on Romanization, Archaeological Dialogues 21, 1–64.

Webster, J. 2001. Creolizing the Roman Provinces, AJA 105, 209–225.

Wedenig, R. 2006. Der Niederschlag der Romanisierung im Spiegel der Kleininschriften, in: G. Koiner – M. Lehner – T. Lorenz – G. Schwarz (Hrsg.), Akten des 10. Österreichischen Archäologentages in Graz. 7.–9. November 2003, VIKAGraz 6 (Wien) 187–190.

Wodtke, P. 2013. Archäologie als Kulturwissenschaft, Forum Kritische Archäologie 2, 1–13.

Wolfram, S. 2014. Taphonomie, in: Mölders – Wolfram 2014, 285–289.

SI FUERIS ROMAE, ROMANO VIVITO MORE: ZEITGENÖSSISCHE THEORIEN, METHODEN UND VORGEHENSWEISEN DER RÖMISCHEN ARCHÄOLOGIE IN ITALIEN

Francesca Diosono

Keywords: Roman Archaeology – Contextual Archaeology – Global Archaeology – Digital Humanities – Humanistic Archaeology

Abstract: Can we (still) speak of an ‚Italian school' of Roman archaeology? In current Italian academia, active theorising on the methodological aspects of archaeological research is not common: this perhaps affects the awareness and originality of the approach of those who work in the field and, consequently, their ability to interpret data and results. After a summary of the history of modern Roman archaeology in Italy, starting from about the mid-twentieth century, this paper outlines a picture of the main current epistemological trends in contemporary Roman archaeology as practised in Italy and highlights their positive and negative aspects, without forgetting the impact of university and heritage management organizations on Italian research. In particular, the effects of the spread of a rightly contextual, global, and digital, but also increasingly technological and less humanistic, archaeology are foregrounded.

Der durchschnittliche italienische Klassische Archäologe tendiert normalerweise dazu, vor Theorien zurückzuschrecken und vermeidet es, Interpretationssysteme und Theorien, die ihn inspirieren und seine Forschungsaktivität beeinflussen, schwarz auf weiß niederzuschreiben. Es gibt jedoch wichtige Ausnahmen, auch wenn es sich dabei hauptsächlich um Handbücher handelt (Carandini 1975; Francovich – Manacorda 2000; Guidi 2002; Settis 2004; Brandt – D'Alessio 2008; Manacorda 2008; Carandini 2010; Volpe 2015; Giannichedda 2016; Celani 2017; Lippolis-Osanna 2017). Deshalb ist die Aufgabe, diesen Beitrag zu schreiben, sicherlich nicht bequem, aber ich werde dennoch versuchen, so gut wie möglich und gestützt auf einige ausgewählte Texte, eine umfassende Übersicht zu rekonstruieren. Bei diesen Quellen handelt es sich interessanterweise vor allem um universitäre Handbücher und Bücher, die sich an ein Publikum außerhalb des Faches wenden. Man muss

Publiziert in: Stefan Krmnicek – Dominik Maschek (Hrsg.), Römische Archäologie in Deutschland. Positionsbestimmung und Perspektiven (Heidelberg, Propylaeum 2023) doi: https://doi.org/10.11588/propylaeumdok.00005852

darüber hinaus sagen, dass es derzeit schwierig ist, von einem ‚italienischen Weg' in der Archäologie zu sprechen, sei es aufgrund des immer stärker werdenden Einflusses ausländischer, vor allem anglophoner, Texte und Schulen auf die Bildung, das Verhältnis zu und das Herangehen an die Daten, sei es aufgrund der sehr starken Mobilität innerhalb und auch außerhalb Europas, welche vor allem die jungen italienischen Wissenschaftler auszeichnet. Dies alles macht es schwierig, eine Tendenz oder eine Vision als ausschließlich ‚italienisch' auszumachen, und es ist ganz unmöglich, dies vom Standpunkt der in der Archäologie angewandten Methoden und Techniken zu tun.

Es lässt sich jedoch in den wenigen verfügbaren, explizit theoretisch und methodologisch orientierten Texten eine Entwicklung feststellen. Von einem reinen Interesse an praktischen Fragen und Methoden, die man im Feld anwenden kann, ging man zu weiter gefassten Fragestellungen über, bis man sich schließlich mit der Funktion, dem Zweck und der Zukunft der Archäologie selbst befasste. Erst kürzlich erschien die Untersuchung von Marcello Barbanera (2015) zur Geschichte der modernen Archäologie in Italien. Auch wenn wir uns mit den derzeit aktiven Trends beschäftigen müssen, um die auslösenden Faktoren besser verstehen zu können, muss man sich doch auch kurz mit der jüngsten Vergangenheit unserer Disziplin befassen.

Traditionellerweise lässt man die moderne römische Archäologie in Italien mit der Schule von Ranuccio Bianchi Bandinelli und der Veröffentlichung der Zeitschrift *Dialoghi d'Archeologia* im Jahr 1967 beginnen. Über Archäologie in Italien zu sprechen, bedeutete in dieser Zeit vor allem, sich auf die Klassische Archäologie zu beziehen. Der Zeitschrift lag aber ein erster Versuch der vergleichenden dialektischen Annäherung an verschiedene Disziplinen zugrunde, der die Dominanz der Geschichte oder der Philologie im Studium der Antike auflösen und so eine wissenschaftliche Beschäftigung mit der Antike mit interdisziplinärem Ansatz voranbringen sollte. Diese Zeitschrift sollte Dialoge (daher der Name) zwischen Archäologen, Historikern, Philologen und allen anderen im Bereich der Antikenforschung tätigen Wissenschaftlern ermöglichen. Anfang der siebziger Jahre verbanden die Schüler von Bianchi Bandinelli, die aus einer hauptsächlich historischen und kunstgeschichtlichen Schule stammten, diese Ausbildung vom methodologischen Standpunkt aus mit der materialistischen Interpretation der Geschichte nach Marx und Gramsci und stießen so eine Revolution sowohl hinsichtlich der Themen als auch der Ansichten an, die in Bezug auf die antike Welt von Interesse waren. Gleichzeitig begann man damit, auch in Italien die Methode des stratigraphischen Grabens nach europäischem Standard zu rezipieren. Erste Handbücher illustrierten das Vorgehen, die praktische Anwendung und die Interpretationsmöglichkeiten. Da man mit Hilfe von Monumenten und Kunstwerken die Geschichte aller sozialen Klassen und nicht nur die der herrschenden Elite rekonstruieren wollte, trat das Studium der materiellen Kultur dank der in stratigraphischen Grabungen geborgenen Funde in eine neue

Dimension des Entdeckens und Analysierens vielfältiger Deutungsebenen ein. Dies legte schließlich das materielle Fundament für die ‚studi classici', wie es Andrea Carandini 1975 vorschlug. Gerade in diesen Jahren wurde aus dem Dipartimento per i Beni Culturali innerhalb des Ministero della Pubblica Istruzione ein neues eigenständiges Ministerium, das Ministero per i Beni Culturali e Ambientali (seit 1998 Ministero per i Beni e le Attività Culturali), was zeigt, dass sich auch das Verständnis der Verwaltung gegenüber den Kulturgütern auf grundlegende Weise gewandelt hatte.

In den siebziger und achtziger Jahren des 20. Jhs. gärte es in der akademischen und kulturellen Gesellschaft, und die italienische Archäologie war in der Lage, dies aufzusaugen und für sich zu nutzen. Die Schule von Bianchi Bandinelli zerbrach an methodologischen Unstimmigkeiten, aber es wäre sehr oberflächlich zu glauben, dass Innovationen und neue Methoden nur in ihrem Umkreis zur Entfaltung gelangt wären. Auf einer allgemeineren Ebene verloren die Forschungen zur künstlerischen Produktion und zur Architektur ihre zentrale Bedeutung: man spezialisierte sich nun auf Topographie, Anthropologie, Gesellschaft und Kultur, Religion, materielle Kultur und Wirtschaft. In den achtziger Jahren begannen sich in Italien auch ganz andere Visionen durchzusetzen, mittels neuer Disziplinen wie Mittelalterarchäologie, *landscape archaeology*, Experimentalarchäologie und Stadtkernarchäologie beziehungsweise Rettungsgrabungen. Die Klassische Archäologie dagegen verlor ihre zentrale Stellung, die sie traditionellerweise im Studium der antiken Welt innehatte, und das Interesse der Forschenden konzentrierte sich nun auch verstärkt auf andere historische Epochen, die zuvor kaum untersucht worden waren.

In diesem Gesamtbild spielten die New Archaeology und ihr Zusammenstoß mit der postprozessualen Archäologie in der akademischen Debatte in Italien nur eine geringe Rolle, und beide haben nach wie vor weniger Einfluss als in anderen Ländern. Die italienische Klassische Archäologie ist immer noch vor allem humanistisch geprägt, und sie hat Mühe, einer den Naturwissenschaften entlehnten und als schematisch und reduktionistisch verstandenen Methodik Glauben zu schenken, aber sie scheut sich auch, einem als zu relativistisch verstandenen Konzept zu folgen. Mehr noch als der Einfluss der prozessualen Archäologie angelsächsischer Prägung hatte die Einführung von Praktiken anderer Wissenschaften große Auswirkung auf die Klassische Archäologie in Italien. Diese Vorgehensweisen verbreiteten sich schnell, da sie von Kollegen der prähistorischen und mittelalterlichen Archäologie angewandt wurden. So wurde es seit den neunziger Jahren auch in der italienischen Klassischen Archäologen immer üblicher, verschiedene Technologien anzuwenden: Archäometrie, Archäobotanik, Archäozoologie, Bioarchäologie, statistische Auswertungen, geophysikalische Prospektion, Photogrammetrie, Erstellung von Geländemodellen mit Hilfe von Luftbildaufnahmen. In all diesen Kursen des Studiengangs Scienze dei Beni Culturali überwiegt der ‚wissenschaftliche' Aspekt gegenüber dem

rein historisch-humanistischen. Die Reform des Universitätssystems 3 +2 (der sogenannte Bologna-Prozess), verabschiedet im Jahr 1999, sollte die Struktur der Lehre an der Universität verändern, mit einer technischeren und quantitativeren Vision der Ausbildung, die zu Lasten der Vertiefung des Faches ging.

Im ersten Jahrzehnt des neuen Jahrtausends konzentrierte sich die Aufmerksamkeit folglich auf die angewandten Technologien, mittels immer effizienterer Systemanalysen, Prozesse, Programme, Protokolle und Instrumentarien, die nicht-invasiv und bestenfalls *open source* sein sollten. Diese Technologien versuchte man mit den verschiedenen bereits etablierten Untersuchungsmethoden zu vereinen. Es scheint heutzutage unvorstellbar, ein Projekt (mit einem bestimmten Ort oder einem weiter gefassten Areal verknüpft) zu konzipieren, bei dem ausschließlich stratigraphische Ausgrabungen und/oder Oberflächensurveys durchgeführt werden. Stattdessen müssen zunächst Geologie und Topographie analysiert und geophysikalische Prospektionen und Fernerkundung (*remote sensing* mit Satelliten und LiDAR) durchgeführt werden. Für die Realisierung von Geländemodellen und dreidimensionalen Modellen durch Laserscans, digitale Photogrammetrie und Luftbildphotographie, die Fertigung von 3D-Photomodellen und Rekonstruktionen müssen integrierte Erhebungsmethoden verwendet werden. Analysen der organischen, tierischen und menschlichen Funde und der keramischen und metallischen Artefakte mittels auf chemischen, physischen und biologischen Methoden basierter Archäometrie sind erforderlich, wie auch die statistische Auswertung der Funde und ihre Verknüpfung mit Plattformen wie GIS. Die Archäologie wird jetzt als kontextuelle Wissenschaft verstanden, und alle gesammelten Daten und Informationen werden entsprechend in Zeit und Raum eingebettet. Das Heranziehen der Informatik ist nun unumgänglich, sei es bei der Erhebung von Daten im Feld oder auch bei der darauf folgenden Phase der Nachbearbeitung und der zwei- oder dreidimensionalen Rekonstruktion der gesammelten Daten. Wir müssen auch überlegen, welche Software verwendet werden soll und wie die Suchergebnisse zugänglich gemacht werden können. Diejenigen, die die Interaktion der Archäologie mit Methoden der exakten Wissenschaften fordern, halten ein solches Verfahren und die Definition von Konzepten, die Normalisierung von Standards und die Formalisierung von einzelnen Abläufen für weit weniger fehleranfällig, mit einer Sicherheit, die einer humanistischen Disziplin normalerweise fremd ist. In diesem zunehmend technischen und immer weniger humanistischen Klima, in dem es in erster Linie um die Beherrschung von Methoden für das Abrufen und Verarbeiten von Informationen geht, ist innerhalb der römischen Archäologe allerdings auch ein graduelles Abnehmen in der Kompetenz für die Verwendung und das Verständnis historischer Quellen festzustellen.

Beachtenswert scheint dennoch, was kürzlich Franco Cambi (2014) in Bezug auf die Verbreitung von Geographischen Informationssystemen (GIS) beobachtet hat. Ihre positive Auswirkung schlägt sich in der Schaffung außergewöhnlicher

multimedialer Archive nieder, die es erlauben, geographische und archäologische Daten zu verarbeiten. Diese können dann umfassend und systematisch ausgewertet werden, um Veränderungen in der Landschaft zu beschreiben. In negativer Weise führt die Verbreitung der Informationssysteme jedoch auch zu der Tendenz, die Daten einem bestehenden System anzupassen, sie zu vereinheitlichen und sie so ihrer spezifischen Aussagekraft zu berauben. Aufgrund der immer stärker ausgeprägten Zielsetzung, nach übergreifenden Modellen und Prozessen zu suchen, wurden bei vielen geographischen Informationssystemen schließlich die Beziehungen zwischen Mensch und Umwelt mehr oder minder statisch konzeptualisiert, zu Ungunsten der Bewertung des kulturellen Kontextes, so dass es manchmal scheint, als unterstützten sie eine nachträgliche Wiederbelebung von überholten Aspekten der New Archaeology. Im Folgenden wird deshalb vorgeschlagen, eine Phase der ‚humanization' (‚Vermenschlichung') von GIS-gestützten Ansätzen einzuleiten, die Protokolle und Technologien in das Feld der humanistischen Wissenschaften und der stratigraphischen Methoden zurückführen und den qualitativen Daten wieder neues Gewicht verleihen. Letztere können dann direkt mit den rein quantitativen Daten korreliert und neu bewertet werden, und das GIS kann in die antike Wahrnehmung des Geländes integriert werden, ohne die literarische Analyse der Texte und die ikonographische Dokumentation zu vernachlässigen. Eine Erforschung archäologischer Landschaften kann nämlich erst dann als vollständig gelten, wenn es gelingt, anderen zu beschreiben, wie diese Landschaften von den Zeitgenossen gesehen und wahrgenommen wurden.

Dieser reichlich weit gefasste Ansatz, in dem die technologische Komponente größer wird und sich die verschiedenen Disziplinen koordinieren und zusammenschließen, lässt sich gut mit der einzigen wesentlichen Forschungsrichtung vereinbaren, die im Moment in der italienischen Archäologie entwickelt und definiert wird: die ‚globale' Archäologie oder auch Archäologie der Komplexität. Es handelt sich hierbei um eine Vision der Archäologie, die geographische und chronologische Grenzen überschreitet und ins Zentrum ihres Interesses die gesamte Menschheitsgeschichte stellt, von Anbeginn bis in die jüngste Vergangenheit. Sie ist damit nicht einfach mit dem Studium der Antike deckungsgleich, und noch weniger mit dem Studium der klassischen Antike.

In der Landschaftsarchäologie bedeutet dieser Ansatz eine Tendenz dazu, die Stratigraphie der Landschaften von der Vorgeschichte bis in die Gegenwart zu rekonstruieren und eine Erinnerung zurückzugewinnen, die bei der Definition der Identitäten jener Orte und Gemeinschaften helfen soll, die diese Landschaften hervorgebracht haben. Allgemeiner ausgedrückt, wie Daniele Manacorda (1998) schreibt, zielt die Globalität des archäologischen Ansatzes darauf ab, möglichst alle Hinweise auf menschliche Präsenz in einem Gebiet zu erkennen. Ziel muss es deshalb sein, die verschiedensten Aspekte der materiellen Kultur jeder einzelnen Gemeinschaft

zu kennen. Dazu zählen auch diverse künstlerische Ausdrucksformen, die starke Bindungen mit dem ursprünglichen Kontext vermitteln können. Die ‚globale' Archäologie bezweckt folglich ein tendenziell umfassendes Verständnis der Formen, in denen sich die verschiedenen Kulturen äußern. Dies bezieht sich sowohl auf die Produkte ihrer Arbeit als auch auf die Veränderungen, welche die dialektische Beziehung zwischen Mensch und Umwelt hervorruft und die sich im Lauf der Zeit sowohl in den unterirdischen archäologischen Schichten als auch auf der Erdoberfläche manifestieren.

Die Archäologie kann folglich durch ihre Konzentration auf die Kenntnis der Vergangenheit der Menschheit weiterhin als eine humanistische und historische Disziplin definiert werden. Da die materiellen Überreste archäologischer Natur aber keine direkte Nachricht übermitteln, erfordert ihre Interpretation eine komplexe Untersuchung, die, auch unter Einbeziehung naturwissenschaftlicher Methoden, mehrere Phasen der Individualisierung, des Sammelns, der Beschreibung und der Organisation der Daten durchläuft, weil nur dies garantieren kann, dass eine historisch gültige Interpretation erreicht wird.

Es erscheint paradox, dass, während unsere Vorgänger neue Forschungsfelder entdeckten und sich fragten, wie man aus diesen möglichst viele Daten gewinnen könnte, sich die heutige Generation damit beschäftigen muss, wie mit den immer größer werdenden Datenmengen umgegangen wird, wie man sie untereinander in Beziehung setzt und wie man sich darüber austauscht. Auf diese Weise hat eine ‚quantitative Archäologie' Gestalt angenommen, die es, besonders in der Analyse der kontextualisierten Funde, erlaubt, aus der großen Datenmenge diejenigen Informationen und Daten zu extrahieren, die man mit den traditionellen Analysetechniken der Archäologie nicht erhalten kann. Die Entwicklung des Sektors der Digital Humanities bringt aber auch die Gefahr mit sich, dass manchmal der eigentliche Zweck der Datensammlung in den Hintergrund rückt, nämlich dass ihre Analyse und ihre Interpretation einer wissenschaftlichen Fragestellung bedürfen.

Diese Unmenge an Daten, Dokumenten und Informationen hat auch das Aufkommen der Katalogisierung von Kulturgütern als eigenständige Disziplin befördert. Die Notwendigkeit der Organisation, der Einbeziehung und des Austauschs hat die Schaffung unzähliger Plattformen und Internetseiten für private, öffentliche und staatliche Datenbanken nach sich gezogen. Zu diesen Seiten und Systemen, die kürzlich in Italien geschaffen wurden und/oder aktiv waren, zählen in unterschiedlicher Größenordnung: ARIADNE, finanziert zwischen 2013 und 2017 durch das Programm 7PQ der Europäischen Union für die Teilung von archäologischen Daten online durch ein *open access*-System; die *Fasti online* der Associazione Internazionale di Archeologia Classica (AIAC); das SITAR (Sistema Informativo Territoriale) der Soprintendenza Archeologica di Roma; das SIGECweb (Sistema Informativo

Generale del Catalogo) des Istituto Centrale per il Catalogo e la Documentazione; das Projekt ArchAIDE, kürzlich finanziert durch das Projekt Horizon 2020 der Europäischen Union, in dem die Universität von Pisa und andere Partner die Entwicklung einer Anwendung vorschlagen, welche die automatische Erkennung von Keramik in der Archäologie erlaubt.

Parallel dazu wird es immer dringlicher, die Ergebnisse archäologischer Forschungen einem Laienpublikum zugänglich und verständlich zu machen, das sich auch für die Innovationen zu interessieren beginnt, die durch die neuen Technologien und die Multimedialität zur Verfügung stehen. Diese bestimmen die Kommunikationsprozesse des neuen Jahrtausends, indem sie eine enge Synergie zwischen der historisch-archäologischen Forschung und ICT (*Information and communication technology*) herstellen: diese äußert sich etwa in virtuellen Rekonstruktionen von archäologischen Stätten, der virtuellen Restaurierung in 2D und 3D, virtuellen Rundgängen, virtueller und erweiterter Realität (*augmented reality*), dem Gebrauch von 3D-Druckern zur Wiederherstellung verlorener Monumente, bis hin zur immer größer werdenden Präsenz archäologischer Projekte in den *social media* (auch im Hinblick auf *crowdfunding*). Zugleich hat in der archäologischen Gemeinschaft ein Nachdenken bezüglich der Ziele und der Formen der „archäologischen Kommunikation" oder „Archeologia Pubblica" (Volpe 2020) eingesetzt: man diskutiert über eine bessere Verbreitung der Forschungsergebnisse innerhalb der Forschungsgemeinschaft, wie man diese am besten zugänglich machen könnte (beispielsweise durch online-Publikationen), und man spricht über die Wertschätzung von Ergebnissen, beziehungsweise die Fähigkeit von Seiten des Faches, eine Sprache zu finden, die im Zusammenspiel mit anderen Wissenschaften von der Vergangenheit des Menschen von Nutzen sein können.

Wenn wir uns auf das Feld der nationalen und europäischen Universitätspolitik begeben (denn auch diese beeinflusst zwangsläufig die Themen der Forschung), erkennt man leicht, dass in den letzten Jahren der Sektor der Digital Humanities und der Kommunikation nach und nach immer mehr auf Kosten anderer Sektoren des gleichen akademischen Umfeldes finanziert wurden. Die so geförderte Entwicklung praktischer Anwendungen ist auch unter kommerziellem Gesichtspunkt interessant und bezieht daraus ihre Daseinsberechtigung.

Zeitgleich wurde die Finanzierung der Forschung an italienischen Universitäten in den letzten 15 Jahren kontinuierlich gekürzt; die Anzahl von Ausschreibungen für Doktorandenstellen in Italien beispielsweise sank zwischen 2001 und 2016 um 44,5%, von etwa 16.000 auf wenig mehr als 8.500. Viele Forschungsinstitute, Kurse und Fachbereiche wurden geschlossen oder radikal verkleinert, und der etablierte Mechanismus des *turnover* der Universitätsprofessoren wurde auf diese Art und Weise quasi zum Erliegen gebracht. Dies macht die italienischen Professoren im

Durchschnitt zu den ältesten Europas und bringt die Jüngeren dazu, sich an eine prekäre Existenz ohne jegliche Reglementierung zu klammern. Diese Einschnitte haben besonders hart den Sektor der Geisteswissenschaften getroffen, die auf ministerialem Level auch als der „nicht-wissenschaftliche Sektor" bezeichnet werden. Auch die Habilitation zum Universitätsprofessor und das Fortschreiten der Karriere oder die Finanzierung der verschiedenen Fachbereiche wurde von der staatlichen Verwaltung an ein Prämiensystem geknüpft, in dem die Produkte (Monographien und Artikel, die je nach wissenschaftlichem Ansehen des Publikationsorgans unterschiedlich bewertet werden) quantitativ angerechnet werden, mit dem Ziel, vorher festgesetzte Parameter zu erreichen. Ohne die Möglichkeit, die Produkte der Forscherlaufbahn nach ihrer Qualität zu beurteilen, führt dieses System dazu, dass möglichst viel publiziert wird, ohne Rücksicht auf die Qualität des Inhalts.

Gleichzeitig wurde das Ministero dei Beni Culturali grundlegend neu organisiert, und man hat ihm auch die Verantwortung für den Tourismus übertragen. Hier konnte man in den letzten Jahren eine fortschreitende verwaltungstechnische Trennung erkennen: einerseits in einen Bereich, der sich um die Führung und Wertsteigerung der Museen und archäologischen Parks (diese werden als *good companies* betrachtet, die Profit erwirtschaften und daher gefördert werden sollten) kümmert, und andererseits in einen für den Schutz von Kulturgütern und -stätten zuständigen Bereich (die *bad companies*, die nur Ausgaben und Probleme verursachen und deshalb nicht gefördert werden). Dies alles geschieht unter dem Gesichtspunkt des monetären Profits und der Werbung für einzelne Ereignisse, ohne dass der erzieherischen und kulturellen Bedeutung der Kulturgüter im sozialen Umfeld noch irgendein Wert beigemessen wird.

In einer solchen historischen Situation, die sich außerdem in einer relativ kurzen Zeitspanne entwickelt hat, ist es nur natürlich, dass sich mehr als nur ein Wissenschaftler in Italien fragt, wem heutzutage die archäologische Forschung noch nützt. Schon Filippo Coarelli (1994) hat die Ansicht vertreten, dass die Archäologie und die Kunstgeschichte Eigenständigkeit gegenüber den anderen Fächern besitzen sollten und dass sie der Gesellschaft gegenüber auch eine gewisse Verantwortung trügen. Manacorda (2008) zufolge hat die Archäologie nur dann Sinn, wenn sie die Beschaffenheit des Faches, die Ziele, Horizonte und Methoden erweitert, zugleich eine ethisch-soziale Rolle übernimmt und darüber hinaus aktiv an der Organisation und dem Schutz der archäologischen Güter mitarbeitet. Der Archäologe wird täglich mit den Problemen der modernen Gesellschaft konfrontiert, von der Arbeit im Feld bis hin zu konservatorischen und restauratorischen Eingriffen, von Schutz und Wertschöpfung des gemeinsamen Erbes, das seiner spezifischen Kompetenz anvertraut ist, zur Art und Weise wie dieses Erbe bekannt gemacht und weitergegeben wird.

Zum Abschluss dieser leider schmerzhaften Frage nach der aktuellen Rolle der archäologischen Forschung in Italien müssen wir uns einer kürzlich von Enzo Lippolis und Massimo Osanna (Lippolis – Osanna 2017) geäußerten und weitsichtigen Analyse zuwenden. Im letzten Jahrzehnt hat sich die Welt mit einer unvorhergesehenen Schnelligkeit verändert, nicht nur in politischer, ökonomischer und kultureller Hinsicht, sondern vor allem durch die Krise eines ganzen Systems von Verhaltensweisen und sozialen Zielsetzungen. Das digitale Zeitalter hat technologische Neuerungen mit sich gebracht, die sich auf verschiedene Arbeitsbereiche auswirkten, es hat die Menschen begeistert und sich als Lösung für alle Fragen des Wissens und des Lebens präsentiert. Die Instrumente und die Programme, die als Allheilmittel propagierten Neuerungen in der Informatik, haben im Grunde genommen die Stabilität einer langen kulturellen Tradition unterbrochen und schließlich auch viele falsche und überflüssige Aspekte mit sich gebracht. Die Folgen für den erzieherischen Prozess und für die Neudefinition der sozialen Werte sind sofort klar geworden, und ihnen wurde mit einer Überarbeitung der Ausbildungsprogramme und des gesamten Schul- und Universitätssystems in allen europäischen Ländern begegnet. Auch die Sprache der Informatik, Englisch, die schon seit dem Ende des Zweiten Weltkrieges die internationale Bühne beherrscht, hat eine unglaubliche Ausdehnung erfahren als Instrument der Kommunikation der neuen digitalen Welt und der globalen Wirtschaft. Kommunikation, Technologie und neue Anforderungen haben auf diese Weise eine Phase der potenziellen Marginalisierung eingeleitet: nicht nur der europäischen Sprachen, sondern vor allem ihrer kulturellen Systeme. Letzten Endes läuft diese Entwicklung auf eine Gegenüberstellung von „innovativ“ und „althergebracht“, von Tradition und Zukunft hinaus, mit einer Perspektive ähnlich jener Europas in den Jahrzehnten vor dem Ersten Weltkrieg. Für einige mag das auch eine Rückkehr zu einer wissenschaftlichen Konvention bedeuten, die sich für objektiv und daher exakt hält und in der logisch-beschreibende Vorgehensweisen selbst das Objekt der Forschung werden, während Ideen und Inhalte verkümmern.

In einer Situation wie der gerade beschriebenen ist die Wissenschaft von der Antike einer jener kulturellen Orte, die am schwersten von folgenden Manifestationen der vorherrschenden Geisteshaltung getroffen werden: Desinteresse für historische Probleme und für Hermeneutik, sowie eine nunmehr gefestigte Differenzierung zwischen wissenschaftlicher und humanistischer Kultur, die als schwach und generell unnütz empfunden wird. Vom Blickpunkt des Historizismus eines Benedetto Croce bis hin zum Neopositivismus, der manchmal fälschlicherweise der Logik der Informatik zugeschrieben wird, erscheint die Veränderung der Aussichten in Italien sicherlich radikal und einschneidend. In diesem sehr komplexen und in gewisser Weise instabilen Klima, mit einer wissenschaftlich anerkannten Führungsrolle der angelsächsischen Welt, auf die man sich immer mehr beziehen muss, ist es für die Klassische Archäologie noch viel wichtiger, von vorne zu beginnen, sich neue Ziele zu setzen und sich zu fragen, auf welche Art und Weise Forschung betrieben

werden soll, welchen kulturellen Sinn diese Forschung hat und auf welcher kulturellen Basis ihre Arbeit vorangetrieben wird. Man fragt sich, ob man in dieser Gemengelage noch immer eine spezielle Tradition der ‚italienischen Schule(n)', erkennen kann. Eindeutig wird italienischen Universitäten und Hochschulen nach wie vor eine allgemeine Anerkennung für ihr hohes Niveau an kultureller Ausbildung zugesprochen. Diese Qualität ergibt sich, so Lippolis und Osanna, vor allem aus der starken eigenen Wechselwirkung der historischen Kritik (traditionell in der italienischen Forschung) und aus der strukturellen Öffnung gegenüber anthropologischen Perspektiven mit dem Ziel, eine Gesellschaft in ihrer ganzen Komplexität und ihrer Repräsentation zu rekonstruieren. Deshalb ist es letztendlich sehr nützlich, die entsprechenden technologischen Instrumente zur Verfügung zu haben, solange wir immer noch in der Lage sind, uns historische, soziale und kulturelle Fragen zu stellen. Diese Instrumente können uns bei der Suche nach Antworten auf diese Fragen behilflich sein; und dies alles in einem zwangsläufig humanistischen Feld, den sogenannten Geisteswissenschaften, deren Humanismus nicht als negatives Merkmal verstanden werden darf, weil die Archäologie hauptsächlich das menschliche Wesen betrachtet und seine Interaktionen mit anderen Menschen und der Welt. Aus diesem Grund bleibt sie eine Disziplin, die im Labor nicht vollständig reproduzierbar ist.

In memoriam Alessandro Celani

Danksagung

Die Autorin möchte sich für den positiven und äußerst nützlichen Austausch von Ideen bezüglich des Themas dieses Beitrages bei Filippo Coarelli, Alessandro Celani, Fulvio Coletti und Francesca Silvestrelli bedanken.

Bibliographie

Barbanera, M. 2015. Storia dell'archeologia classica in Italia (Rom & Bari).

Brandt, O. – D'Alessio, M. T. (Hrsg.) 2008. Parola di archeologo. Incontri con Bernard Andreae, Andrea Carandini, Filippo Coarelli, Edward C. Harris, Adriano La Regina, Dieter Mertens, Paul Zanker (Rom).

Cambi, F. 2014. Archeologia medievale e storia e archeologia dei paesaggi, Archeologia Medievale, numero speciale 2014, 63–73.

Carandini, A. 1975. Archeologia e cultura materiale: dai „lavori senza gloria" nell'antichità a una politica dei beni culturali (Bari).

Carandini, A. 2010. Storie della terra. Manuale di scavo archeologico (Turin).

Celani, A. 2017. Marcello Barbanera, Storia dell'archeologia classica in Italia, Laterza, Roma – Bari 2015, Medea 3, 1 <http://dx.doi.org/10.13125/medea-3030> (05.03.2021).

Coarelli, F. 1994. L'archéologie classique dans la culture européenne d'aujourd'hui, RA n. 2, 294–302.

Francovich, R. – Manacorda, D. (Hrsg.) 2000. Dizionario di Archeologia (Rom & Bari).

Giannichedda, E. 2016. Archeologia teorica (Rom).
Guidi, A. 2002. Sviluppi recenti del pensiero archeologico, in: S. Moscati – A. Giuliano (Hrsg.), Il Mondo dell'Archeologia (Rom) 95–97.
Manacorda, D. 1998. Archeologia, in: Enciclopedia del Novecento, II Supplemento (Rom) <http://www.treccani.it/enciclopedia/archeologia_res-9fd4181d-87f0-11dc-8e9d-0016357eee51_%28Enciclopedia-delNovecento%29/> (05.03.2021).
Manacorda, D. 2008. Lezioni di archeologia. (Rom & Bari).
Lippolis, E. – Osanna, M. 2017. A scuola di archeologia da Mario Torelli, in C. Masseria – E. Marroni (Hrsg.), Dialogando. Studi in onore di Mario Torelli (Pisa) 219–230.
Settis, S. 2004. Futuro del „classico" (Turin).
Todeschini, R. – Baccini, A. 2016. Handbook of Bibliometric Indicators, Quantitative Tools for Studying and Evaluating Research (Hoboken).
Volpe, G. 2015. Storia, archeologia e globalità, in: G. Volpe (Hrsg.), Storia e archeologia globale (Bari) 5–8.
Volpe, G. 2020. Archeologia pubblica. Metodi, tecniche, esperienze (Rom).

ARCHAEOLOGICAL THEORY AND ROMAN ARCHAEOLOGY: THE CASE OF THE NETHERLANDS

Fleur Kemmers

Keywords: The Netherlands – Provincial Roman Archaeology – Mediterranean Archaeology – Processual Archaeology – Postprocessual Archaeology – Historical Anthropology – Environmental Archaeology – Surveys.

Abstract: This paper discusses archaeological theory in Roman archaeology in The Netherlands and in the Roman archaeology of The Netherlands. In order to understand the divergent ways archaeological theory was developed and employed in these two fields, the topic is presented along the lines of institutional history (up to 2018). Besides universities, museums, the national heritage service and commercial archaeology were and are important actors. This is however intimately connected with a number of key persons, who through their international networks, initial training and professional stations deeply influenced the field. After a period in which the Roman archaeology of The Netherlands, as a particular branch of prehistoric archaeology, took a leading international role in employing and developing theoretical approaches to the past, this has now become the domain of the people working on the archaeology of the Roman world in the Mediterranean.

Before embarking on an overview of the influence and effects of theoretical approaches on Roman archaeology in The Netherlands, two preliminary observations have to be made: A clear separation exists between Roman archaeology *of* The Netherlands and Roman archaeology *in* The Netherlands. As large parts of The Netherlands were part of the Roman Empire, the study of the archaeological remains of this period is the primary concern of the so-called provincial Roman archaeologists. Those scholars working on the archaeology of the Roman period in (primarily) Italy, but embedded in Dutch research institutes and museums, are a completely different group of people (Versluys 2008, 33–34). This division derives from the way these two disciplines originated and developed, which leads to the second important observation: one cannot describe and explain theoretical developments in these two fields in The Netherlands, and why they have diverged, without considering the

Publiziert in: Stefan Krmnicek – Dominik Maschek (Hrsg.), Römische Archäologie in Deutschland. Positionsbestimmung und Perspektiven (Heidelberg, Propylaeum 2023) doi: https://doi.org/10.11588/propylaeumdok.00005852

institutional history of Dutch archaeology (Slofstra 1994, 9). For these reasons, this essay will discuss Roman archaeology *of* The Netherlands and Roman archaeology *in* The Netherlands separately and will start with a brief overview of present and past archaeological institutions.

Until the recent past in The Netherlands, archaeology was only taught at an academic level – in 2006 Saxion Hogeschool (University of Applied Sciences, focusing on vocational training) introduced a Bachelor programme in Archaeology. Since all Dutch archaeologists were therefore socialized and trained at universities, these institutions are the starting point for this overview. Currently (2018) there is only one full chair with a focus on provincial Roman archaeology, namely at the Vrije Universiteit Amsterdam. In the past Utrecht University (until 1984), the University of Amsterdam (until 2005), Radboud University Nijmegen (until 2008) and Leiden University (until 2014) also had chairs in this subject. At all these institutions, with the exception of Utrecht University, research and teaching in this field continue, but not on the level of professorships. Regarding the archaeology of the Roman Mediterranean, full chairs can be found at Groningen University, Radboud University Nijmegen, both Amsterdam based universities and Leiden University (KNAW 2007, 12–18; details of changes after 2007 based on personal observation of the author). At both universities in Amsterdam, in Groningen and in Nijmegen, Roman archaeology is located in the Faculty of Arts c.q. Faculty of Humanities. At the University of Amsterdam though, provincial Roman archaeology was formerly part of the department for Pre- and Protohistory and located in the Faculty of Spatial Sciences (together with physical and cultural geography), whereas archaeology of the Roman Mediterranean was part of the Faculty of Arts. At the Radboud University, (Roman) archaeology is not an independent department but part of the department of classics. At Leiden, Roman archaeology is part of the Faculty of Archaeology.

Other important institutions involved in Roman archaeology are the State Cultural Heritage Service, a number of museums with significant archaeological collections of the Roman period (the National Museum of Antiquities in Leiden, Allard Pierson Museum in Amsterdam, Museum Het Valkhof in Nijmegen), and the commercial archaeological sector. All of these witnessed significant changes in the last two decades. The State Service for Archaeological Investigations (ROB – Rijksdienst voor het Oudheidkundig Bodemonderzoek) has been transformed from a research institute conducting large scale excavations into an institute for the cultural heritage sector at large, the State Cultural Heritage Service (RCE – Rijksdienst voor het Cultureel Erfgoed), mainly with an advisory and heritage management role. Likewise, at the three aforementioned museums the focus has shifted from research (collection-based, but also actively involved in excavations) to outreach and exhibitions. On the other hand, the commercial sector has expanded exponentially due to the liberalization of the licensing system and the ratification of the Valletta treaty.

Although the 2008 credit crisis and ensuing economic recession dealt this sector a heavy blow, it is still by far the largest sector in Dutch archaeology, consisting not only of firms conducting excavations, but also of larger or smaller companies specializing in post-excavation work, particularly on various groups of artefacts (KNAW 2007, 21–24; on the effects of the economic crisis: van den Dries et al. 2010).

Roman Archaeology of The Netherlands

Although provincial Roman archaeology (PRA) developed later than the branch of archaeology concerned with Classical Antiquity in the Mediterranean (classical archaeology), this overview starts with the former. The reason behind this reversal is that the interaction with and implementation of debates in international archaeological theory found a foothold in PRA first. In the first instance this can most probably be connected with the fact that in three leading research institutions of the post-war period, PRA was considered to be a particular branch of prehistoric archaeology. Moreover, in these institutions the interaction between humans and their natural environment had been a key interest from their foundation onwards. This again is connected with the founding father of all three of them, Albert Egges van Giffen (1884–1973), a polarizing figure in the early days of Dutch archaeology (Eickhoff 2003 for the role and personality of van Giffen in The Netherlands until 1945). After personal animosities and differing insights in archaeological excavation practice had driven him away from Leiden (National Museum of Antiquities and Leiden University), he established the Bio-Archaeological Institute at Groningen University (1922). As the name implies, the investigation of the natural environment (geology, soil science, botany, zoology) was programmatic and can be connected to his initial academic training as a biologist. His influence extended to the University of Amsterdam, where he became professor by special appointment in April 1940 and founded the Institute for Pre- and Protohistory in 1951. Furthermore, he initiated the Rijksdienst voor Oudheidkundig Bodemonderzoek (State Service for Archaeological Investigations) in 1947 and became its first director (Eickhoff 2007, 252–257). Van Giffen had learned to excavate at Leiden, under A. E. J. and J. H. Holwerda (father and son). A. E. J. Holwerda (1845–1922) was professor of Classical Archaeology and Ancient History at Leiden University and Director of the National Museum of Antiquities. His son J. H. Holwerda (1873–1951) was curator and lector at the same institutions and succeeded his father as director in 1919. Holwerda junior's focus was mainly on Dutch archaeology. He had completed part of his training in Germany, notably with Dragendorff in Haltern, and so brought to The Netherlands the quite revolutionary findings that non-stone built remains leave traces in the ground (posthole!) (Eickhoff 2003, 21–27). What van Giffen introduced, and what became a hallmark of Dutch archaeological practice, was large-scale excavations, opening up not just narrow trenches in a check-board pattern, but large areas of ground. Especially after World War II this style of excavations, coupled

with clear regional hot-spots of research, led to a number of settlement-systems and regions to be exceptionally well explored (Slofstra 1994, 10–12).

Although van Giffen himself clearly shared the concept of culture as developed by Kossinna and Childe in the early decades of the twentieth century (Slofstra 1994, 13; Eickhoff 2003, 92–97), the environmental approach and the datasets obtained in large scale settlement research proved fertile ground for an interaction with (parts of) New Archaeology. Slofstra, however, criticizes Dutch prehistoric archaeology (including PRA) for being conservative and sticking to cultural-historical approaches well into the 1980s. On the other hand, he states that, albeit only in the late 1970s and early 1980s, a number of provincial Roman archaeologists became the Dutch (not so) early adapters of the processual archaeological approach (Slofstra 1994, 20–21). This point of view has been heavily criticized by Louwe Kooijmans (1994, 38–44), who argued that developments in Dutch archaeology in the 1950s and 1960s aligned well with those in the Anglo-American world, with an increasing focus on daily life, long-term developments and a scientific, mainly ecological, approach. These diverging views are most likely connected to a slightly different understanding of what constituted the key characteristics of New (or processual) Archaeology. For Slofstra New Archaeology is archaeology as a social science, with a strong focus on anthropology (cf. Binford "Archaeology is Anthropology or it is nothing"), demanding epistemological and methodological reflection (Slofstra 1994, 15–20). Indeed, in the 1970s very few Dutch archaeologists were employing ethnographic models or discussing the finer points of the epistemology of archaeological data. Another point of view on New Archaeology, without denying the aspects raised by Slofstra, puts more emphasis on the bigger picture (Renfrew – Bahn 1996, 37): compared to traditional archaeology, New Archaeology is explanatory rather than descriptive, focuses on culture process instead of culture history, is deductive and not inductive, asks specific questions rather than just accumulating data and favours quantitative data treatment over qualitative. In quite some aspects this aligns with the way the natural sciences understand research. And the natural science approach, including its positivistic disposition, is exactly a characteristic of Dutch archaeology in the 1950s-1970s. Since in these years one could only study archaeology on (the equivalent of) the MA-level, after having completed studies on (the equivalent of) the BA-level in a different discipline, many archaeologists came to this subject through physical geography or biology, rather than through history, anthropology or art history.

Against this background it is understandable that in PRA the explicit interaction with concepts from processual archaeology made its appearance in monographs dealing with large scale settlement research on Roman period sites, which included empirical evidence on geographical and biological data. Bloemers' 1978 dissertation on the native settlement at Rijswijk should be mentioned first of all (Bloemers

1978). Published in German, and thus aiming at an international audience, it dealt with aspects like demography, nutrition and carrying-capacity of the landscape, and thereby relied on models and calculations derived from ethnography and human geography. Originating in the late 1970s, but published in steps between 1981, 1984 and 1986 Willems' dissertation (in English) on the Dutch Eastern River Area followed similar approaches, but this time applied to an entire region. Furthermore, the topic of romanization featured more prominently, as did in general the field of anthropology as a supplier of models and analogies for understanding social and economic processes in the area under investigation (Willems 1981; 1984; 1986). Both men came to hold influential positions in Dutch archaeology, which was certainly important for the further acceptance and spread of their chosen approaches: Bloemers was appointed professor for cultural prehistory and provincial Roman archaeology at the University of Amsterdam in 1982; Willems was director of the State Service for Archaeological Investigations from 1989 to 1999 and professor of provincial Roman archaeology at Leiden University from 1990 until his death in 2014. In the 1980s and early 1990s Bloemers became an explicit advocate of processual archaeology, adopting Wallerstein's world-system-theory and the analytical tools of centre and periphery for his work on acculturation processes in the Roman period in The Netherlands (Bloemers 1983; 1988; 1990; Bloemers – van Dorp 1991).

The Dutch approach to PRA obtained international attention by the 1983 publication of the proceedings of a workshop on romanization, held in Amsterdam in 1980. The volume, with contributions by both members of the establishment and young scholars, was named "Roman and native in the low countries: spheres of interaction. An anthropological approach to the study of Romanization processes" (Brandt – Slofstra 1983). Several contributions addressed the theme of acculturation (van der Leeuw 1983; Bloemers 1983), others explicitly dealt with anthropological concepts in Roman archaeology (Claessen 1983; Roymans 1983) or followed a more ecological-deterministic approach (Groenman-van Waateringe 1983). Especially in the world of Romano-British studies this volume was hailed as something completely new, inspiring, and challenging (Millett 1985; Jones 1985). A number of jointly held conferences and edited volumes (Blagg – Millett 1990; Metzler et al. 1995) bear witness to the increasing cross-Channel interaction between a new generation of British and Dutch scholars. The common theme of interest was to develop concepts for the integration of local societies in the Roman Empire, mainly drawing on anthropological theories. What is also clear is that the positivistic, scientific, processual approach of (mainly) Bloemers had been abandoned in favour of a more post-processual approach.

This increasingly post-processual approach was mainly adapted by a group of archaeologists at the University of Amsterdam and the Vrije Universiteit Amsterdam, who worked together on a large scale regional archaeological project in the southern

part of The Netherlands. This project took a long-term perspective, so PRA was just one part of it. Having started out as project along processual lines, with some cultural-historic aspects, with attention to socio-economic subsystems and settlement hierarchies, step-by-step aspects of ideology, ritual practices, cultural biographies of landscapes and value systems gained importance (Roymans 1996, 243). The scholars involved have termed their approach "historical anthropology" (Slofstra 1994, 21–28), but have not really made entirely clear what exactly they meant by that, other than that historicity, even in the hey-days of processual archaeology, played an important part, as did models and concepts from anthropology. One of the members of this group of scholars, Roymans, was appointed to the chair of West-European Archaeology at the Vrije Universiteit Amsterdam in 1998. His main focus of research has always been on the Late Iron Age and Roman Period in The Netherlands. Within PRA his influence is large and nearly all research on PRA done at the Vrije Universiteit, or by people trained there, is clearly influenced by the post-processual and historical-anthropological approach to the past (e.g. Aarts 2005; Derks 1998; Habermehl 2013; Nicolay 2007; Roymans 2004; Roymans – Derks 2011). However, this does not imply that free-floating theory detached from empirical evidence reigns supreme. On the contrary, what characterizes the research group around Roymans is the keen attention to archaeological material (finds and excavations) coupled with theoretically informed interpretation of the material (e.g. Derks – Roymans 2002; Heeren 2009; Roymans, Derks – Hiddink 2015; Roymans et al. 2014). What does not receive as much attention are gender and postcolonial approaches, topics which are addressed in the work of van Driel-Murray (e.g. van Driel-Murray 1997; 2003; 2008). This last scholar drew upon her personal connection to the United Kingdom (British citizenship), to forge links with the early 1990s initiative of the annual Theoretical Roman Archaeology Conference (TRAC) in the UK. In the later 1990s and early 2000s Dutch students and doctoral candidates were increasingly aware of this platform, and Dutch participation grew, leading to the 2008 conference being hosted in Amsterdam (Driessen et al. 2009).

From this overview, one could gain the impression that since the 1960s–1970s Dutch PRA had been solely orientated to Anglo-American developments in theoretical archaeology, albeit remaining faithful to solid large-scale excavations and the informed and careful treatment of find material. However, this is only one side of the story. Another approach to PRA existed, and continues to exist, in The Netherlands. This approach takes PRA to be part of the "Altertumswissenschaften" and exists in close collaboration with ancient history, classical philology and classical archaeology. At the universities of Utrecht and Nijmegen in particular, this was the way PRA was taught and embedded. Key areas of interest were Limes-Forschung, the study of Roman pottery – especially Samian ware – and epigraphy (e.g. Bogaers 1955; 1972; Haalebos 1977; 1995; Isings 1957; Polak 2000). Clear links with German PRA can thus be observed. Approaches to material culture are mainly descriptive and focused

on interweaving the material evidence with the historical record. Since publications by scholars from these institutions were, and are, often in German, and published in German periodicals (recent examples are Niemeijer 2014; 2016), it is clear that they themselves felt more affinity to the German archaeological tradition than to the British. Personal animosities between representatives of the "Amsterdam School" and the "Nijmegen School" did not contribute to a mutual understanding (Toebosch 2003, 169–170). In the last two decades, however, the situation has changed, and a movement towards a kind of processual archaeology 2.0 can be observed. Increasing attention is paid to the interaction of humans and their environment, and the way the environment restricts settlement location, surplus production and supply routes (van Dinter et al. 2014; Polak – Kooistra 2013). Statistical treatment and modelling of data (mainly based on ceramic material) play an important part as well (Mees – Polak 2013; Polak et al. 2012).

As mentioned in the first paragraphs of this paper, major institutional changes took place in the last two decades. Two of them seem to create barriers for the further development of theoretical archaeological approaches in Dutch PRA. Firstly, in contrast to the pre-2000 situation, the overwhelming majority of archaeologists with a background in PRA work in the commercial archaeological sector. The demands of this sector are such that not much time is left for more than the basic description of the finds and features excavated. Thus a large body of new material evidence is generated, but on a more general conceptual or synthetic level not much is done with it. This also creates a widening gap between daily archaeological practice and academic discourses. Secondly, the decrease of diversity is a serious threat to creative development. The number of chairs in PRA has been dramatically reduced. This should not be taken to imply that serious research and theoretical development only take place at the professor level, far from it. But external visibility and internal standing of the subject have suffered. This is not beneficial for the institutions involved, but neither is it beneficial for the subject itself as the diversity in voices heard and opinions offered (free after the mission statement of TRAC, Driessen et al. 2009, preface) dwindles.

Roman Archaeology in The Netherlands

From a pessimistic point of view, theoretical approaches and their further development seem to be in a bit of a decline in PRA. For her older sister, classical archaeology – in particular the study of the Roman period, one could almost claim the opposite. First of all, it is imported to notice that classical archaeology in The Netherlands went through a paradigm shift in the late 1980s and early 1990s. Originally being an "Altertumswissenschaft" with close links to classical philology and ancient history, understanding itself mainly as "art history of Antiquity", the discipline detached itself from the epithet "classical" and adopted instead "Mediterranean" (Eickhoff 2003, 21–68 and 107–110 for a historiography of Dutch classical archaeology between c.

1900 and 1940). This went hand-in-hand with a new orientation towards surveys and excavations in the hinterland of urban hubs, rather than excavation or architectural documentation in or of these urban centres themselves; a focus on "low" material culture – domestic pottery, rural dwellings, crafts, rather than "high" material culture – statues, interior decoration, reliefs; a shift away from "the Romans" (or "the Greeks" for that matter) to "the people in the margins" (Versluys 2008; 2011; Moormann 2008). In brief, the discipline mainly transformed into a branch of prehistoric archaeology (Moormann 2008, 48). In three out of the five institutes with full chairs in this field (see above), the designation of the chair and the student curricula were changed from "Classical Archaeology" into "Mediterranean Archaeology" (at Groningen and both Amsterdam based universities). On the exceptions, see below. A further indicator of this transformation is that the oldest and most distinguished journal *Babesch* ("Bulletin Antieke Beschaving = Bulletin on Ancient Civilisation") changed its international subtitle "Annual Papers on Classical Archaeology" into "Annual Papers on Mediterranean Archaeology" in 2001 (Versluys 2011, 699).

The reasons behind this transformation seem to be twofold, one related to institutional history, the other to more general political and societal developments. Reorganisations at universities led to previously separated archaeological disciplines (classical archaeology, prehistoric archaeology, near eastern archaeology, etc.) to be bundled into joint institutes or faculties, with joint degree programmes (at least in the so-called propaedeutic year, after the implementation of the Bologna reform throughout the bachelor-phase). Classical archaeology had previously been mainly embedded in classics departments and had been integrated in degree programmes in art history too. These connections were largely cut, including knowledge of Latin and ancient Greek as entry requirements for new students (Versluys 2011, 688 and personal observations). Secondly, the postcolonial Zeitgeist of the years around 1990, which Versluys (Versluys 2011, 690) has argued must be seen in relation to the social revolutions in the 1960s in The Netherlands, increasingly led to archaeologists distancing themselves from the study of the Roman aristocracy, urban monuments and "high" art, since these were considered to be colonial preoccupations and deriving from an unjustified understanding of Roman culture as morally and culturally superior (Versluys 2011, 690; van den Hengel 2006, 38–39 for how the traditional stance of classical archaeology mismatches with postcolonial and postprocessual thought).

From a theoretical archaeology perspective, one could almost state that Roman archaeology *in* The Netherlands sidestepped processual archaeology and directly plunged from traditional archaeology into postprocessual archaeology. This is not entirely true though. A more correct description would be that although the research questions being asked fit in the postprocessual paradigm, the research methods can in many ways be termed processual. In particular, the regional survey- and excavation projects adopt longue-durée approaches, include geographical and environmental data

collection, prefer quantitative data treatment and in general might be termed positivistic in character (Attema – Burgers 2012; Attema et al. 2010; Stek 2009; 2014; Yntema 2009; 2013). As such, the influence of Dutch prehistoric archaeology and PRA as practiced in Amsterdam, Groningen and, to a certain extent, Leiden can be clearly recognised (see above). The theoretical underpinnings and influences derive, by means of prehistoric archaeology, mainly from anthropology (cf. Versluys 2011, 694).

Above it was mentioned that this transition from classical to Mediterranean archaeology did not happen at all academic institutes in The Netherlands. As in the case of PRA, classical archaeology at Nijmegen remained embedded in the classics department. It was not relabelled as Mediterranean archaeology either. Traditionally, classical archaeology at Nijmegen had a strong focus on the Vesuvian cities and Ostia, with special attention for interior decoration and architecture (Peters 1982; de Waele 1984; 1993). This research interest remains (e.g. Mols 1999; Moormann 2011), but a subtle shift can be observed towards growing attention towards daily life and economic activities in those cities (e.g. Flohr 2013; Jansen et al. 2011; van de Liefvoort 2016). Explicit interaction with concepts and methods from either processual or postprocessual archaeology are however hard to discern. The exception is a relatively isolated, yet important, gender approach to Roman imperial statues by van den Hengel (van den Hengel 2009).

At Leiden University an interesting development can be observed. As in Groningen and Amsterdam the 1980s in Leiden witnessed the creation of a single archaeological institute – in the case of Leiden even an independent faculty – with classical archaeology as just one of the many archaeologies present (Versluys 2011, 688). An orientation towards prehistoric archaeology, and even explicitly processual archaeology, can be deduced from the appointment of John Bintliff to the chair of "classical and Mediterranean archaeology" in 2000. This double denomination is a clear sign of the awareness that these labels stand for two quite different approaches to the subject. The last couple of years have seen a reorientation towards classical archaeology at Leiden, but of a different character. What has returned is the attention to iconography and iconology, the link with the literary sources and the attention paid to "high" culture. What has changed is that a theoretical framework from material culture studies, art history and social sciences in general has been adopted (e.g. Versluys 2014; 2015; 2016). Nevertheless, Mediterranean archaeology has not disappeared from Leiden and the two approaches exist side-by-side.

Concluding remarks

The diversity of theoretical approaches in Roman archaeology *in* The Netherlands thus currently seems larger than in Roman archaeology *of* The Netherlands. The division between the two fields still exists, although in international debates this is

increasingly seen as an artificial division (e.g. Woolf 2004; Versluys 2008, 33–34). As long as the academic curricula remain structured as they currently are, this is unlikely to change in the foreseeable future. What both fields share is the virtual absence of an explicit discourse on theory and Roman archaeology (cf. Slofstra 1994; van den Hengel 2006; Versluys 2011). However, this is maybe what gives the Dutch way of doing Roman archaeology its distinctive flair. A Dutch proverb (*Waarom moeilijk doen als het ook makkelijk kan?*) says "why do things the hard way, when there is an easier option". This might explain the usual lack of theoretical jargon and the virtual absence of more philosophical epistemological debates in archaeology. Instead of learned discussions, scholars opt for the practical implementation of both processual and postprocessual concepts and approaches in their work. On the one hand this could be termed a lack of reflexivity, but on the other the results are readable publications, based on empirical studies that are embedded in current archaeological and historical discourse.

Bibliography

Aarts, J. G. 2005. Coins, Money and Exchange in the Roman world. A Cultural-Economic Perspective, Archaeological Dialogues 12 (1), 1–28.

Attema, P. A. J. – Burgers, G.-J. L. M. 2012. A Comparative View of the Hellenistic and Roman Landscape in Three Italian Regions, in: P. A. J. Attema – G. Schörner (eds.), Comparative Issues in the Archaeology of the Roman Rural Landscape: Site Classification between Survey, Excavation and Historical Categories, JRA Suppl. 88 (Portsmouth) 107–116.

Attema, P. A. J. – Burgers, G.-J. L. M. – van Leusen, P. M. 2010. Regional Pathways to Complexity: Settlement and Land-Use Dynamics in Early Italy from the Bronze Age to the Republican Period, Amsterdam Archaeological Studies 15 (Amsterdam).

Blagg, T. – Millett, M. (eds.) 1990. The Early Roman Empire in the West (Oxford).

Bloemers, J. H. F. 1978. Rijswijk (Z.H.), "De Bult". Eine Siedlung der Cananefaten, Nederlandse Oudheden 8 (Amersfoort).

Bloemers, J. H. F. 1983. Acculturation in the Rhine/Meuse Basin in the Roman Period: A Preliminary Survey, in: R. W. Brandt – J. Slofstra (eds.), Roman and Native in the Low Countries. Spheres of Interaction. An Anthropological Approach to the Study of Romanization Processes, BARIntSer 184 (Oxford) 159–209.

Bloemers, J. H. F. 1988. Periphery in Pre- and Protohistory: Structure and Process in the Rhine-Meuse Basin between c. 600 B.C. and 500 A.D., in: R. F. J. Jones – J. H. F. Bloemers – S. L. Dyson – M. Biddle (eds.), First Millennium Papers. Western Europe in the First Millennium AD, BARIntSer 401 (Oxford) 11–35.

Bloemers, J. H. F. 1990. Lower Germany: plura consilio quam vi. Proto-Urban Settlement Developments and the Integration of Native Society, in: T. Blagg – M. Millett (eds.), The Early Roman Empire in the West (Oxford) 72–86.

Bloemers, J. H. F. – van Dorp, T. (eds.) 1991. Pre- & Protohistorie van de Lage Landen (Houten).

Bogaers, J. E. 1955. De Gallo-Romeinse tempels te Elst in de Over-Betuwe (The Hague).
Bogaers, J. E. 1972. Civitates und Civitas-Hauptorte in der nördlichen Germania Inferior, BJb 172, 310–333.
Brandt, R. W. – Slofstra, J. (eds.) 1983. Roman and Native in the Low Countries. Spheres of Interaction. An Anthropological Approach to the Study of Romanization Processes, BARIntSer 184 (Oxford).
Claessen, H. J. M. 1983. Kinship, Chiefdom, and Reciprocity. On the Use of Anthropological Concepts in Archaeology, in: R. W. Brandt – J. Slofstra (eds.), Roman and Native in the Low Countries. Spheres of Interaction. An Anthropological Approach to the Study of Romanization Processes. BARIntSer 184 (Oxford) 211–219.
Derks, T. 1998. Gods, Temples and Ritual Practices: The Transformation of Religious Ideas and Values in Roman Gaul, Amsterdam Archaeological Studies 2 (Amsterdam).
Derks, T. – Roymans, N. G. A. M. 2002. Seal-boxes and the Spread of Latin Literacy in the Rhine Delta, in: A. Cooley (ed.), Becoming Roman, Writing Latin? Literacy and Epigraphy in the Roman West, JRA Suppl. 48 (Portsmouth) 87–134.
de Waele, J. A. K. E. 1984. Der römische Fuß in Pompeji. Der Tempel des Juppiter Capitolinus, BABesch 59, 1–5.
de Waele, J. A. K. E 1993. The Doric Temple on the Forum triangulare in Pompeii, OpPomp 3, 105–118.
Driessen, M. – Heeren, S. – Hendriks, J. – Kemmers, F. – Visser, R. (eds.), 2009. TRAC 2008. Proceedings of the Eighteenth Annual Theoretical Roman Archaeology Conference. Amsterdam 2008 (Oxford).
Eickhoff, M. 2003. De oorsprong van het "eigene". Nederlands vroegste verleden, archeologie en nationaal-socialisme (Amsterdam).
Eickhoff, M. 2007. Archeologisch erfgoed: een onbeheersbaar concept, in: F. Grijzenhout (ed.), Erfgoed. De geschiedenis van een begrip, Reeks Nederlandse Begripsgeschiedenis 5 (Amsterdam) 175–204.
Flohr, M. 2013. The World of the Fullo: Work, Economy, and Society in Roman Italy (Oxford).
Groenman-van Waateringe, W. 1983. The Disastrous Effect of the Roman Occupation, in: R. W. Brandt – J. Slofstra (eds.), Roman and Native in the Low Countries. Spheres of Interaction. An Anthropological Approach to the Study of Romanization Processes, BARIntSer 184 (Oxford) 147–157.
Haalebos, J. K. 1977. Zwammerdam Nigrum Pullum. Ein Auxiliarkastell am niedergermanischen Limes, Cingula 3 (Amsterdam).
Haalebos, J. K. 1995. Castra und Canabae: Ausgrabungen auf dem Hunerberg in Nijmegen, 1987–1994, Libelli Noviomagenses 3 (Nijmegen).
Habermehl, D. 2013. Settling in a Changing World: Villa Development in the Northern Provinces of the Roman Empire, Amsterdam Archaeological Studies 19 (Amsterdam).
Heeren, S. 2009. Romanisering van rurale gemeenschappen in de civitas Batavorum: de casus Tiel-Passewaaij, Nederlandse archeologische rapporten 36 (Amersfoort).
Isings, C. 1957. Roman Glass from Dated Finds, Archaeologica Traiectina 2 (Groningen).

Jansen, G. C. M. – Koloski-Ostrow, A. O. – Moormann, E. M. (eds.), 2011. Roman Toilets: Their Archaeology and Cultural History, BABesch Suppl 19 (Leuven).

Jones, R. F. J. 1985. Review of: Roman and Native in the Low Countries, Britannia 16, 340.

Koninklijke Nederlandse Akademie van Wetenschappen (KNAW) 2007. De toren van Pisa rechtgezet. Over de toekomst van de Nederlandse archeologie, Verkenningen 10 (Amsterdam).

Louwe Kooijmans, L. P. 1994. Another Participant's View on Dutch Archaeology in Postwar Times, Archaeological Dialogues 1 (1), 38–45.

Mees, A. W. – Polak, M. 2013. Scattered Pots: Exploring Spatial and Chronological Aspects of Samian Ware, in: M. Fulford – E. Durham (eds.), Seeing Red: New Economic and Social Perspectives on Terra Sigillata, BICS 102 (London) 36–48.

Metzler, J. – Millett, M. – Roymans, N. G. A. M. – Slofstra, J. (eds.), 1995. Integration in the Early Roman West: The Role of Culture and Ideology, Dossiers d'archéologie du Musée National d'Histoire et d'Art 4 (Luxembourg).

Millett, M. 1985. Review of: Roman and Native in the Low Countries, The Archaeological Journal 142 (1), 397–398.

Mols, S. T. A. M. 1999. Wooden Furniture in Herculaneum (Amsterdam).

Moormann, E. M. 2008. Op vakantie? Nederlands archeologisch onderzoek in de mediterrane wereld, TMA 20, 48–56.

Moormann, E. M. 2011. Divine Interiors: Mural Paintings in Greek and Roman Sanctuaries, Amsterdam Archaeological Studies 16 (Amsterdam).

Nicolay, J. 2007. Armed Batavians: Use and Significance of Weaponry and Horse Gear from Non-Military Contexts in the Rhine Delta (50 BC to AD 450), Amsterdam Archaeological Studies 11 (Amsterdam).

Niemeijer, R. 2014. Das Tafelgeschirr aus dem großen augusteischen Lager auf dem Hunerberg in Nijmegen. Die Ausgrabungen der Radboud Universiteit 1987–1997, KölnJb 47, 7–40.

Niemeijer, R. 2016. Die Innenbauten des großen augusteischen Lagers auf dem Hunerberg in Nijmegen. Die Ausgrabungen der Radboud Universiteit 1987–1997, KölnJb 49, 7–39.

Peters, W. J. T. 1982. Die Landschaftsbilder in den Wand- und Deckenmalereien der Domus Aurea, BABesch 57, 52–62.

Polak, M. 2000. South Gaulish Terra Sigillata with Potter's Stamps from Vechten, ReiCretActa Suppl. 9 (Nijmegen).

Polak, M. – Kooistra, L. I. 2013. A Sustainable Frontier? The Establishment of the Roman Frontier in the Rhine Delta. Part 1: From the End of the Iron Age to the Death of Tiberius (c. 50 BC – AD 37), JbRGZM 60 (2), 355–458.

Polak, M. – Niemeijer, R. – Linden, E. van der 2012. Alphen aan den Rijn – Albaniana and the Dating of the Roman Forts in the Rhine Delta, in: D. Bird (ed.), Dating and Interpreting the Past in the Western Roman Empire. Essays in Honour of Brenda Dickinson (Oxford) 267–294.

Renfrew, C. – Bahn, P. 1996. Archaeology. Theories, Methods and Practice [2](London).

Roymans, N. G. A. M. 1983. The North Belgic Tribes in the 1st Century B.C. A Historical-Anthropological Perspective, in: R. W. Brandt – J. Slofstra (eds.), Roman and Native in the Low Countries. Spheres of Interaction. An Anthropological Approach to the Study of Romanization Processes, BARIntSer 184 (Oxford) 43–69.

Roymans, N. G. A. M. 1996. The South Netherlands Project: Changing Perspectives on Landscape and Culture, Archaeological Dialogues 3 (2), 231–245.

Roymans, N. G. A. M. 2004. Ethnic Identity and Imperial Power: The Batavians in the Early Roman Empire, Amsterdam Archaeological Studies 10 (Amsterdam).

Roymans, N. G. A. M. – Derks, T. (eds.) 2011. Villa Landscapes in the Roman North: Economy, Culture and Lifestyles, Amsterdam Archaeological Studies 17 (Amsterdam).

Roymans, N. G. A. M. – Derks, T. – Hiddink, H. (eds.) 2015. The Roman Villa of Hoogeloon and the Archaeology of the Periphery, Amsterdam Archaeological Studies 22 (Amsterdam).

Roymans, N. G. A. M. – Huisman, H. – van der Laan, J. – van Os, B. 2014. La Tène Glass Armrings in Europe: Interregional Connectivity and Local Identity Construction, AKorrBl 44 (2), 215–228.

Slofstra, J. 1994. Recent Developments in Dutch Archaeology. A Scientific-Historical Outline, Archaeological Dialogues 1 (1), 9–33.

Stek, T. D. 2009. Cult Places and Cultural Change in Republican Italy: A Contextual Approach to Religious Aspects of Rural Society after the Roman Conquest, Amsterdam Archaeological Studies 14 (Amsterdam).

Stek, T. D. 2014. The City-State Model and Roman Republican Colonization: Sacred Landscapes as a Proxy for Colonial Socio-Political Organization, in: T. D. Stek – J. Pelgrom (eds.), Roman Republican Colonization: New Perspectives from Archaeology and Ancient History, Papers of the Royal Netherlands Institute in Rome 62 (Rome) 87–106.

Toebosch, T. 2003. Grondwerk. 200 jaar archeologie in Nederland (Amsterdam).

van de Liefvoort, S. J. A. G. 2016. Appearance Matters: Natural Luxury in Roman Domestic Decoration. Proefschrift Radboud Universiteit Nijmegen (Nijmegen).

van den Dries, M. – Waugh, K. – Bakker, C. 2010. A Crisis with Many Faces. The Impact of the Economic Recession on Dutch Archaeology, in: N. Schlanger – K. Aitchison (eds.), Archaeology and the Global Economic Crisis. Multiple Impacts, Possible Solutions (Tervuren) 55–98.

van den Hengel, L. 2006. Great Divides. Een cartografie van de archeologische wetenschap. Tijdschrift voor Geschiedenis 119 (1), 16–31.

van den Hengel, L. 2009. Imago: Romeinse keizerbeelden en de belichaming van gender. Proefschrift Radboud Universiteit Nijmegen (Hilversum).

van der Leeuw, S. E. 1983. Acculturation as Information Processing, in: R. W. Brandt – J. Slofstra (eds.), Roman and Native in the Low Countries. Spheres of Interaction. An Anthropological Approach to the Study of Romanization Processes, BARIntSer 184 (Oxford) 11–41.

van Dinter, M. – Kooistra, L. I. – Dütting, M. K. – van Rijn, P. – Cavallo, C. 2014. Could the Local Population of the Lower Rhine Delta Supply the Roman Army? Part 2: Modelling the Carrying Capacity Using Achaeological, Palaeo-Ecological and Geomorphological Data, Journal of Archaeology in the Low Countries 5, 6–50.

van Driel-Murray, C. 1997. Women in Forts? JberProVindon 1997, 55–61.

van Driel-Murray, C. 2003. Ethnic Soldiers: The Experience of the Lower Rhine Tribes, in: T. Grünewald – S. Seibel (eds.), Kontinuität und Diskontinuität. Germania Inferior am Beginn und am Ende der römischen Herrschaft. Ergänzungsbände zur Reallexikon der Germanischen Altertumskunde 35 (Berlin and New York) 200–217.

van Driel-Murray, C. 2008. Those Who Wait at Home: The Effect of Recruitment on Women in the Lower Rhine Area, in: U. Brandl (ed.), Frauen und Römisches Militär. Beiträge eines runden Tisches in Xanten vom 7. bis 9. Juli 2005, BARIntSer 1759 (Oxford) 82–91.

Versluys, M. J. 2008. Romeinse archeologie: theoretische ontwikkelingen in de laatste decennia. Een Nederlands perspectief. TMA 20, 29–35.

Versluys, M. J. 2011. Archéologie classique et histoire de l'art aux Pays-Bas: des liaisons dangereuses. Perspective, Actualité en histoire de l'art 2011, 687–701.

Versluys, M. J. 2014. Understanding Objects in Motion. An Archaeological Dialogue on Romanisation, Archaeological Dialogues 21 (1), 1–20.

Versluys, M. J. 2015. Roman Visual Material Culture as Globalising koine, in: M. Pitts – M. J. Versluys (eds.), Globalisation and the Roman World. World history, Connectivity and Material Culture (Cambridge) 141–174.

Versluys, M. J. 2016. Egypt as Part of the Roman koine: Mnemohistory and the Iseum Campense in Rome, in: S. Nagel – J. F. Quack – C. Witschel (eds.), Entangled Worlds: Religious Confluences between East and West in the Roman Empire, Orientalische Religionen in der Antike 22 (Tübingen) 274–293.

Willems, W. J. H. 1981. Romans and Batavians: A Regional Study in the Dutch Eastern River Area I, Berichten van de Rijksdienst voor het Oudheidkundig Bodemonderzoek 31, 7–217.

Willems, W. J. H. 1984. Romans and Batavians: A Regional Study in the Dutch Eastern River Area, II, Berichten van de Rijksdienst voor het Oudheidkundig Bodemonderzoek 34, 39–331.

Willems, W. J. H. 1986. Romans and Batavians. A Regional Study in the Dutch Eastern River Area. Proefschrift Universiteit van Amsterdam (Amsterdam).

Woolf, G. 2004. The Present State and Future Scope of Roman Archaeology: A Comment, AJA 108, 417–428.

Yntema, D. G. 2009. Material Culture and Plural Identity in Early Roman Southern Italy, in: T. Derks – N. G. A. M. Roymans (eds.), Ethnic Constructs in Antiquity: The Role of Power and Tradition, Amsterdam Archaeological Studies 13 (Amsterdam) 145–166.

Yntema, D. G. 2013. The Archaeology of South-East Italy in the 1st millennium BC: Greek and Native Societies of Apulia and Lucania between the 10th and the 1st century BC, Amsterdam Archaeological Studies 20 (Amsterdam).

THE BRITISH TRADITION

Louise Revell

Keywords: Romanization – Roman Britain – Material Culture Studies – Identity – Regionalism

Abstract: In this paper, I examine the development of Roman archaeology in Britain over the last 30 years. I argue that the changes need to be set into the context of a rapid explosion in data, new methods of analysing them, and new theoretical models for their interpretation. Two key elements of these new approaches are then assessed. The first is the material turn, and various new approaches are described which have cast new light on the meaning of Roman material. The second is the foregrounding of the people who generated the material record, and in particular, the investigation of identity. The final section turns to the question of cultural change: how this has been reconceptualised as socially embedded, in response to the demands of Roman imperialism, and that the change in material culture was a response to changing social structures and ideologies.

Introduction

The study of Roman archaeology within the British tradition has profoundly changed in the last 30 years. There has been a long tradition of the study of the Roman past, both within Britain and further abroad, which bequeathed to the discipline specific narratives and foci of study. These impacted on both the strategies for excavation, preservation and collecting, and the paradigms through which they were studied and interpreted. Perhaps because of an adherence to this long tradition, by the 1970s and 1980s Roman archaeology in Britain was seen as a rather dull and unchallenging sub-genre of archaeology. However, since the last decade of the twentieth century, new generations of archaeologists have challenged this, engaging with new methodologies and theories in British archaeology as whole to revisit and rethink many of the underlying assumptions about the impact of Rome on its provinces. Providing a detailed picture of the current state of Roman archaeology as practiced in Britain is beyond the scope of this paper (for a more detailed flavour of this, see Millett et al. 2016), but here I shall outline some of the context which has stimulated this change, and some of the areas I consider to be the most significant and interesting. Much of

Publiziert in: Stefan Krmnicek – Dominik Maschek (Hrsg.), Römische Archäologie in Deutschland. Positionsbestimmung und Perspektiven (Heidelberg, Propylaeum 2023)
doi: https://doi.org/10.11588/propylaeumdok.00005852

this work has used Roman Britain as its testing ground, and as a consequence this will provide the majority of examples discussed.

The context

If we want to consider the British tradition as it exists today, we need to think of two changes to the discipline in the last 30 years: a data explosion, and a paradigm shift in which we interpret the data. Together these have opened up new opportunities for collecting and analysing data, but also posed new questions to ask of these data-sets. The first of these has been the (relatively) easy access to large data-sets from Roman Britain itself. The quantity of data being generated in Britain has increased, but it has also become more accessible through online platforms (for an overview: Wilson 2016). The increase in settlement data can be traced to new legislation, most notably *Planning Policy Guidance* 16 introduced in 1990 (replaced by *Planning Policy Statement* 5 in 2010), which has instituted policies of preservation either in situ or by record, and funding by the developer. This has led to a vibrant commercial sector, producing research which stands alongside that conducted by museums and universities (for example: Andrews 2011; Proctor 2012). This has not only increased the number of known sites and settlements, but has also radically shifted the picture away from military, urban and villa sites to more rural, non-elite farmsteads. The results have been disseminated through online systems which record these interventions at a regional level, and publicly accessible online platforms which collate them nationally[1]. The value of this material to understanding Roman Britain is demonstrated through the results of the Rural Settlement of Roman Britain project (Allan et al. 2018). Pulling all excavation material into a single data-base allowed the research team to develop a new picture of the development of settlement patterns and economic activity over the lifetime of the provinces, as well as variability by geographical region. The online publication of the underlying data-base allows others to build on this research. A further development has been the *Portable Antiquities Scheme*, piloted in 1997, with full coverage from 2003. This encouraged the reporting of finds by amateurs, in particular by metal detectorists (metal detecting being already legal in the UK), with the individual items then recorded in an open data-base[2]. This has led to some spectacular items being reported (Hill et al. 2004; Walker 2014), but also more mundane items, which in large numbers can be used to understand regional patterning (see papers in Worrell et al. 2010; also annual summaries in *Britannia*).

Simultaneously, new techniques have been developed for the production and the analysis of this material. For example, technological leaps in remote sensing have

1 (<http://www.heritagegateway.org.uk> and <http://www.archaeologicaldataservice.co.uk> (05.03.2021).

2 <http://www.finds.org.uk> (05.03.2021).

made this an alternative source of information about settlement patterns, with the development of integrated surveys using multiple techniques on a large-scale. The British survey of the Italian town of Falerii Novi, for example, produced the complete intra-mural town plan, allowing a new model to be proposed for its initial plan, based around a series of processional routes punctuated by smaller, previously unknown temples (Keay et al. 2000). The recent publication of the integrated mapping of the Romano-British town of Silchester used geophysics, LiDAR and field walking data alongside early 20th century excavations (Creighton – Fry 2016). The innovative mapping of 'hotspots' in the magnetic signals allowed zones of industrial activity to be identified, creating a picture of how the urban space was used. Similarly, new scientific methods for the analysis of human bones, such as isotopic analysis and DNA extraction, have revolutionised our understanding of topics such as migration. A major project analysing 155 skeletons from five different military and urban sites in Roman Britain. The project used isotopic signatures alongside more established osteological techniques, although as this requires inhumed rather than cremated remains, it restricts the analysis to the later Roman period. Overall, the results suggested higher levels of migration into the province than previously assumed from the epigraphic analysis (Eckardt et al. 2010).

The second innovation has been the development of new theoretical paradigms through which material remains of the Roman past have been interpreted. This needs to be set in the context of the impact of the Theoretical Archaeology Group (TAG) on British Archaeology as a whole since its first conference in 1979 (Fleming – Johnson 1990). These annual events have provided a democratic gathering where many ideas have been aired for the first time. Throughout the 1980s, the key theoretical development was post-processual archaeology, based around ideas of agency, the individual and ideology, amongst others (Johnson 1999). However, whilst these had a marked impact on prehistoric archaeology, Roman archaeologists were less engaged, and consequently Roman archaeology saw less change, and became regarded as something of an archaeological backwater, stuck in outdated attitudes (for the reception of British theory, or the lack thereof, in continental Europe cf. Hinker and Diosono in this volume).

This is the background to the establishment of the Theoretical Roman Archaeology Conference, first held in 1990. Its aim was to incorporate social theory into Roman archaeology. TRAC has run annually since, and increasingly speakers and audiences have been drawn from an international group of scholars. The proceedings, comprising a selection of the papers, have been published from all but one of the conferences up to 2016 (although this has now changed to an open access journal), with the back issues now open access[3]. The best of these papers have been widely read, taking their impact beyond the audience itself. TRAC's influence should be seen as

[3] <http://www.trac.org.uk/publications> (05.03.2021).

cumulative: in reflecting on its 'coming of age' at the 21st TRAC, Eleanor Scott, its founder, summed up its achievement as changing the face of Roman Archaeology in Britain, creating a safe space for the airing of new ideas by scholars from a variety of backgrounds (Scott 2012). This has resulted in a dynamic and democratic attitude now characterising Roman Archaeology in Britain. Within the context, two important trends have emerged: a more critical approach to material culture, and the placement of people at the centre of the archaeological enquiry.

A material turn

New questions have been asked of the archaeological materials, which have tied in to wider material cultural studies within archaeology and anthropology. In the past, finds have been seen as mainly useful as a means of dating sites, creating a hierarchy based on their apparent usefulness, with coins and ceramics considered most worthy of academic study (Swift 2007). New approaches have not only questioned the selection of specific examples, but also advocated new questions and modes of analysis. These have moved the study of material culture beyond typologies or dots on maps towards their use and meaning. Whilst these encompass different underlying questions and modes of analysis, the fundamental element they all share is a deep engagement with the finds themselves, a willingness to deal with substantial bodies of material rather than just a judgemental sample of the 'nicest', and a view that finds are more than just tools for dating.

This deeper engagement has led some to think about the impact of categorisation on how we study materials. For example, Crummy's (1983) catalogue of small finds from Colchester integrated the different types of small finds and ordered them into eighteen functional categories including: personal adornment or dress; objects used for recreational purposes; objects associated with particular industries. In the report from the small town and garrison at Catterick, Cool (2002) presented the small finds as a traditional catalogue, but in an overview chapter (Cool 2002, 24–43), provided an interpretation of their significance according to what they tell us about the people who lived there: what people looked like, what they did, how houses were furnished, what they did for entertainment, and how they worshipped. The section on what people did pulled together the evidence for a variety of industries, woodworking, ironworking, leather working etc., and argues that leatherworking was particularly important in the second to third centuries, allowing a clearer interpretation of the role the settlement played in the military supply. Allason-Jones (2011) used this approach to structure her edited volume on artefacts from Britain. Subtitling the book 'Their purpose and use', Allason-Jones structured the chapters according to specific aspects of life, such as commerce, transport or recreation. Chapter authors look across the traditional material-based categories to explore how people of the past used them to live their everyday lives.

A second strand of this work has been to examine the distribution of individual object types to understand better their patterns of use, such as Eckardt's (2000; 2002) work on lighting technologies in Roman Britain. One element was to look at the distribution of open lamps by site type rather than by geographical region. Sites were broken into categories of: military; high status or large towns; smaller towns; rural or villa; and unknown. When categorised by material (ceramic, iron and lead) there were marked differences between which site type selected which material. For example, lamps made of iron were predominantly found in rural and villa sites, whereas no lead examples were found in these sites. When the context of deposition was looked at for iron lamps, the majority of were found in burials in small towns, and rural and villa sites, whereas in military sites they were found on site or in hoards. Taking a type of material usually categorised as 'native' and applying a more rigorous examination of context, Eckardt demonstrates a more complex picture, which shows how these artefacts were employed to express a complex range of identities, and deliberate choices in terms of materials and in terms of how they were used.

This leads to a final, but in many ways more fundamental question: the way we equate labels attached to specific artefacts with the type of people using them. Eckardt's work on lamps questioned their ascription as 'native', and similarly, the labelling of other artefacts as 'female' or 'military' have also been challenged (Allason-Jones 1995; 1999a). Identification of the purpose of finds is not without problems (is a scoop for medical or cosmetic purposes?), but once an agreed identification has been arrived at, what is its significance? Interpretation might rest on common-sense assumptions such as miniatures as toys signifying the presence of children. However, this has been contested (Sofaer Derevenski 2000a): the idea of a toy is flexible, but also the equation of childhood and play as opposed to work would not have been the case for much of the Roman world (Revell 2015). Gendering items as male or female has similarly been based on universalising views of male and female activities. As the case of jewellery has demonstrated, such assumptions are not necessarily inaccurate, but meanings need to be demonstrated. In the case of earrings, we might label this a female item, but both textual and iconographic evidence points to them being worn by men in the eastern half of the empire (Allason-Jones 1989). It is only when we look at their deposition in burial that we can argue with confidence that in Roman Britain, they are generally associated with women. However, the example of jewellery opens up a more complex series of questions about the symbolism of artefacts when it is found in unexpected contexts, such as the series of burials from Roman Britain of skeletons sexed as male, but with jewellery usually associated with women (Cool 2011, 300–301; Revell 2015, 110). One explanation is that these were transvestite or transgendered individuals, such as the gallus, but an alternative is that the jewellery was being used symbolically to mark them as different or transgressive in some other aspect of their lives. Such questioning of the meaning of

the material record has formed an important element of new approaches to material culture in Roman Britain.

Foregrounding people

The relationship between the material record and the people who generated it brings us to the second strand of research which characterises Roman archaeology in Britain: the foregrounding of people, and in particular, their social identities. This goes beyond adding the word 'identity' to any particular group, such as 'elite identity', 'Roman identity', or to add it to an apparently invisible group, such as 'women's identity', 'slave identity', and proceeding with unquestioning assumptions about how these identities were formed and how they were manifested in the archaeological record. In reality, the work which has embraced identity has been more complex in its approach, beginning with the fundamental approach of how these terms/identities were given meaning.

One frequent mistake is to take the term 'identity' as unproblematic; in reality it is an element of sometimes contrasting theories drawn from anthropology, philosophy and sociology, amongst others. It is beyond the scope of this paper to rehearse these approaches in detail, but there are certain underlying tenets to all of these. The first of these is that the meaning of these identity labels are not self-evident, but are culturally specific: childhood, for example, is not a universal construct. Furthermore, no person completely adheres to these, instead their sense of identification with a particular group is an ongoing process which must be worked at throughout their life. Core to this is the idea of social practice, or praxis, or being in the world: that as we go about our daily routines, we understand how we fit into a series of social groups. It is at this point that one of the major criticisms emerges: that we are looking for how someone thinks of themselves (or self-identifies), which is something we can never achieve from the archaeological evidence (Hall 1997). However, if we move the focus from the person to the social structures, that is the ideologies and routines through which a particular group creates their group identity in contrast to other groups, then we can begin to understand identity as a group institution. Focusing on structures also counters the additional objections that each person is the sum of multiple aspects of identity, rather than a single strand, and that material culture can have multiple meanings. Exploring routines and ideologies enables us to understand how an identity was given meaning, rather than what a fixed idea of how any single person experienced it.

It is these theoretical assumptions which have informed my own work on identity, particularly in the western provinces (Revell 2009; 2015). If we take the example of the forum-basilica, we can discuss its development as an architectural form, but an alternative approach is to think about how it was used both on a daily basis and

for particular events, and how these were used in the creation of the identities of specific groups and individuals (Revell 1999; 2007, 2013). In the western provinces, the typical form of forum was the combined forum-basilica: an enclosed open court surrounded by porticoes with shops and possibly offices, and a basilica with a tribunal. The basilica and the forum were decorated with statues and inscriptions relating to important individuals and members of the imperial family. Their construction in the western provinces has been associated with the spread of Roman power and its political system, but we can take this further if we think about the political activities carried out there.

One annual event would have been the election of magistrates, as outlined in the municipal charters found in Spain (González 1986). The charter describes how the citizens of the town were to congregate as a body in the forum. This had the impact of creating a communal identity for the citizen-body as a whole, distinguishing them from *incolae* and visitors. Within the Roman system, these local affiliations were paramount, as rule by Rome was through the co-option and re-imagining of previous local identities, or the creation of new ones (Revell 2015 chapter 3). Ceremonies involving the citizen body encouraged their internalisation. The efficacy of this can be seen in the numerous inscriptions where an individual identified themselves through these urban identities. In Baetica, the use of these urban descriptors is particularly marked: in Munigua, for example, the townspeople set up honorific inscriptions using the phrase *municipes municipii Flavii Muniguensium*, picking up the language of the legal charters (Revell 2013). However, this can be taken beyond the level of the creation of local identities, and used to understand the creation of gender and age identities. Political activity such as voting was restricted to adult men, and so formed a means of creating boundaries between men and women, and between children and adult. The forum became a space where these group allegiances were also worked out, the first vote potentially marking the transition from adolescent to adult for a young man.

The forum-basilica was also used in the creation of other identities and power structures. Returning to the election, this was used to reinforce the authority of the elite rank. Eligibility to stand as a magistrate was restricted to those of wealth and free birth, the *ordo decurionum*. The property qualification for this rank was regionally variable, but it ensured that the wealthiest formed the local elite (Alföldy 1985, 106–133). The distinction between elite and non-elite was made visible during the annual voting and swearing in of the next year's magistrates in the forum, and continued through more regular political activities, particularly within the basilicas. The evidence suggests that many basilicas were structured with a tribunal or raised platform at one or both narrow ends, often highlighted through use of engaged pillars, preferential use of marble or other decoration (the evidence from Britain is discussed in Revell 2007). The town magistrates had privileged but very visible access

to this area, highlighting their political authority. The council chamber was similarly reserved for their use, but here, their deliberations were accorded a level of privacy and exclusivity. The decoration of the forum with the statues and inscriptions of these men similarly created a visible confirmation of their rank.

New light has been shed on previously marginalised groups using ideas of identity, and in particular, the life-course approach has opened up our knowledge of gender and age in the provinces. The idea of the life course is that an individual goes through a series of social identities during their lifetime, potentially varying according to gender (Harlow – Laurence 2002; Sofaer Derevenski 2000b; Spencer 1990). The burial of an individual, whether in terms of the treatment of the body, or the accompanying grave furniture and grave goods, may differ according to how the deceased is believed to have fitted in to a series of age and gender categories. The potential of this approach was demonstrated by Gowland's (2001) work on the burial of children at Lankhills, Winchester. Analysis of the burials of those under 18 years of age and the associated grave goods demonstrated that the idea of a single category of 'child' was inadequate in light of the complexity within the burial record. Instead, the under-18s included a range of different identity groups with transitions around the ages of 4 and 12. Using the same methodology but covering a larger geographical area, Moore (2010) turned her attention to the other end of an individual's life: old age, identifying this as an acknowledged age category in Roman Britain, marked by variation in both the quantity and types of grave goods, and also the use of coffin burial. However, the age of transition for men from adult to elderly was shown to differ between urban and rural populations, creating a nuanced picture of identity.

A third area where the focus on people and identity has created new avenues of research is the military. Here, the British tradition, dominated by the so-called Durham School, has led to the comparison between the Roman armies and nineteenth and twentieth century British and German armies (James 2002). In the last twenty years, military archaeologists from Britain have explored the identity of the Roman soldier and military service as a social experience (Gardner 2007; Haynes 1999; 2013; James 1999). The material record and textual evidence is used to consider how the routines of military life, such as swearing the *sacramentum*, the rituals of shared worship, and the wearing of military clothing and weaponry, might create the sense of a shared identity. This might be soldiers within the same unit, but drawn from different regions, or the common military identity shared between soldiers of distinct units, who might never meet, but formed an imaginary community (James 1999). Alongside this has been an acknowledgement that frontier communities were not only comprised of soldiers, but as demonstrated by the Vindolanda tablets, constituted a complex society of soldiers, their *de facto* wives and families, slaves, and the traders and inhabitants of the associated civilian settlements (Allason-Jones

1999b; Greene 2013; James 2001). How far these wider communities could be said to share a military identity is something which has yet to be explored fully.

Rumbling Romanization

One aspect which has maintained its dominance within the British tradition has been Romanization. While it provided much of the underpinning narrative throughout the twentieth century, following the seminar work of Haverfield (1923), it became a topic of controversy with the publication of Millett's (1990a) account of the economic and social development of the province. This stimulated a body of work which either developed and expanded his thesis, or provided alternative approaches. However, the key feature of this reaction has been the politicisation of the study of Roman imperialism. A generation which styles themselves as explicitly 'post-imperial' has approached the topic as a moral one, with Romanization as the archaeologically visible manifestation of imperial oppression (this is seen perhaps most clearly in Mattingly 2011). This has been viewed as a particularly British pre-occupation, with other European academics maintaining the paradigm (for example, Versluys 2014). It is not my intention here to revisit these debates. Instead, I propose to consider how new approaches have shed new light on the topic.

The most important feature is that rather than an inevitable consequence of conquest by Rome, the change in the archaeological record is a socially embedded phenomenon which needs explaining in terms of wider political, social and economic factors. This goes back to the work of Millett, who sought to provide a historically specific social and economic explanation (more clearly expressed in Millett 1990b). Barrett (1989; 1993; 1997), with an outsider's viewpoint, argued for material change as part of a wider process of making sense of life within the new imperial context, reframing the questions in terms of agency and structuration theory. This reimagined Romanization as the product of people's knowledgeable actions, responding to the impact of Rome, which included changes in the wider social structures through which they acted.

A second element has been to question the identification and significance of 'Roman' material culture. Hill (1997) argued that the appearance of artefacts associated with personal grooming (such as toilet implements and razors) was connected with new ideas about the care of the body, hygiene and appearance. Consequently the adoption was of Roman ideas as much as Roman material forms. This creates a gap between idea and material, into which human creativity can sit. As different societies incorporated Roman ideologies and practices into their own lives, they creatively constructed their own ideas of Roman material, producing a paradox of similarity and difference. For example we can identify the adoption of a Roman ideology of urbanism in Iberia and Britain, even though the townscapes created are somewhat different

(Revell 2009). Perhaps the inevitable extension of this has been the argument that culture in Rome itself was an unstable construction. Wallace-Hadrill (2008) argued that items we think of as being inalienably Roman, such as specific forms of architecture, were in reality the result of a dialogue conducted through text and material resources about how the elite in Rome situated themselves culturally between Italy and Greece. In contrast, Webster (2003) has used creolization to examine how new Roman forms could be given more non-conformist meanings, using as a case-study the depictions of the goddess Epona. She is represented in Roman forms, but is never double-named or syncretised with other deities, and retains a distinctive link with the image of the horse. Webster uses these unusual characteristics to argue that Epona and several other deities form an alternative pantheon in Britain and Gaul, which stands parallel to Roman religion.

A third approach has considered the demands made by Rome, how these differed by region, and consequently how different processes and experiences of change were created. Studies have considered the impact on regions where there was high military recruitment and how that might have impacted on the adoption of Roman ideas (Millett 2001). Areas which provided mineral resources for the Roman state might have different trajectories, as seen particularly in the mining industries (Mattingly 2011 chapter 7). In Britain, the decision to create a non-urbanised frontier zone in the north of England (and arguably also in much of Wales) created a cultural divide between military and non-military in Britain which is not as apparent in other frontier provinces (Mattingly 2004). Less acknowledged is that models of integration generally assume men as the norm (usually elite men, although discussions of military recruitment are less socially restricted). The feminist narratives which are now mainstream in Roman history have been largely ignored by Roman archaeology. However, ideas of variability open up questions of how women, children and slaves were impacted by Roman imperialism and how they experienced cultural change. This is one question I have attempted to consider (Revell 2015), and it is particularly noticeably that in trying to reconstruct family structures, we should not assume the adoption of legal structures of patriarchy reconstructed for Rome (Revell 2005; 2010). This adds a further complexity to the processes of cultural change: do particular elements of social life, such as family relationships, continue unchanged in certain areas?

Conclusion

It is difficult to understate the changes in Roman Archaeology in Britain in the last 30 years, whether in the commercial or academic sectors. However, it is important not to be complacent, as this work is not without its limitations. One limit is immediately apparent from the selection of case-studies, and that is the focus on Britannia as the basis for much of this work. There is the danger that we build up a detailed

picture of the province without the comparative work from elsewhere in the empire. Roman imperialism was very much a geographically and chronologically extensive phenomenon: Britain was on the edge of the empire, and only developed as a province under the modes of imperialism of the Principate. More cross regional comparison is needed so we can begin to understand the variability in the experiences of those who lived under Rome's rule. Where such comparisons have been attempted, they show a very complex pattern, but particularly in the realms of material culture usage and social archaeology, as outlined above, we are still a certain way from being able to attempt this. Similarly, because Roman archaeologists in British universities are generally located within Archaeology departments, there can be a lack of engagement with recent developments within Ancient History, and consequently Roman Britain can be compared with a somewhat outdated view of Rome itself. Therefore, the next stage for the British tradition should be to break down some of these boundaries, and approach these questions on a larger scale, not to search for homogeneity, but rather to understand better the regional variability, and to examine how it was a constituent element of Roman imperialism.

Bibliography

Alföldy, G. 1985. The Social History of Rome (London).

Allen, M. – Blick, N. – Brindle, T. – Evans, T. – Fulford, M. – Holbrook, N. – Lodwick, L. – Richards, J. D. – Alex Smith, A. 2018. The Rural Settlement of Roman Britain: An Online Resource [data-set] (York) <https://doi.org/10.5284/1030449> (05.03.2021).

Allason-Jones, L. 1989. Ear-rings in Roman Britain, BAR Brit. Ser. 201 (Oxford).

Allason-Jones, L. 1995. 'Sexing' Small Finds, in: P. Rush (ed.), Theoretical Roman Archaeology: Second Conference Proceedings (Aldershot) 22–32.

Allason-Jones, L. 1999a. What is a Military Assemblage? Journal of Roman Military Equipment Studies 10, 1–4.

Allason-Jones, L. 1999b. Women and the Roman Army in Britain, in: A. Goldsworthy – I. P. Haynes (eds.), The Roman Army as a Community, JRA Suppl. 34 (Portsmouth, RI) 41–51.

Allason-Jones, L. (ed.) 2011. Artefacts in Roman Britain: Their Purpose and Use. Cambridge, Cambridge University Press.

Andrews, P. 2011. Settling the Ebbsfleet Valley. High Speed 1 Excavations at Springhead and Northfleet, Kent. The Late Iron Age, Roman, Saxon and Medieval Landscape. Volume 1: The Sites (Oxford).

Barrett, J. C. 1989. Afterword: Render Unto Caesar ..., in: J. C. Barrett – A. P. Fitzpatrick – L. Macinnes (eds.), Barbarians and Romans in North-west Europe from the Later Republic to Late Antiquity, BAR Int. Ser. 471 (Oxford) 235–239.

Barrett, J. C. 1993. Chronologies of Remembrance: The Interpretation of Some Roman Inscriptions, World Archaeology 25, 236–247.

Barrett, J. C. 1997. Theorising Roman Archaeology, in: K. Meadows – C. Lemke – J. Heron (eds.), TRAC 96. Proceedings of the Sixth Annual Theoretical Roman Archaeology Conference, Sheffield 1996 (Oxford) 1–7.

Cool, H. E. M. 2011. Funerary Contexts, in: L. Allason-Jones (ed.), Artefacts in Roman Britain: Their Purpose and Use (Cambridge) 293–312.

Creighton, J. – Fry, R. 2016. Silchester: Changing Visions of a Roman Town. Integrating Geophysics and Archaeology: The Results of the Silchester Mapping Project 2005–2010 (London).

Crummy, N. 1983. The Roman Small finds from Excavations in Colchester, 1971–9 (Colchester).

Eckardt, H. 2000. Illuminating Roman Britain, in: G. Fincham – G. Harrison – R. Holland – L. Revell (eds.), TRAC 1999. Proceedings of the Ninth Annual Theoretical Roman Archaeology Conference, Durham 1999 (Oxford) 8–21.

Eckardt, H. 2002. Illuminating Roman Britain (Montagnac).

Eckardt, H. – Cheney, C. – Leach, S. – Lewis, M. – Müldner, G. – Nimmo, E. 2010. A Long Way from Home: Diaspora Communities in Roman Britain, in: H. Eckardt (ed.), Roman Diasporas: Archaeological Approaches to Mobility and Diversity in the Roman Empire, JRA Suppl. 78 (Portsmouth, RI) 99–130.

Fleming, A. – Johnson, M. 1990. The Theoretical Archaeology Group (TAG): Origins, Retrospect, Prospect, Antiquity 64, 303–306.

Gardner, A. 2007. An Archaeology of Identity: Soldiers and Society in Late Roman Britain (Walnut Creek, CA).

González, J. 1986. The *lex Irnitana*: A New Copy of the Flavian Municipal Law, JRS 76, 147–243.

Gowland, R. 2001. Playing Dead: Implications of Mortuary Evidence for the Social Construction of Childhood in Roman Britain, in: G. Davies – A. Gardner – K. Lockyer (eds.), TRAC 2000. Proceedings of the Tenth Annual Theoretical Roman Archaeology Conference, London 2000 (Oxford) 152–168.

Greene, E. M. 2013. Female Networks in Military Communities in the Roman West: A View from the Vindolanda Tablets, in: E. A. Hemelrijk – G. Woolf (eds.), Women and the Roman City in the Latin West (Leiden) 369–390.

Hall, J. M. 1997. Ethnic Identity in Greek Antiquity (Cambridge).

Harlow, M. – Laurence, R. 2002. Growing Up and Growing Old in Ancient Rome (London).

Haverfield, F. – Macdonald, G. 1923. The Romanization of Roman Britain (Oxford).

Haynes, I. 1999. Military Service and Cultural Identity in the *auxilia*, in: A. Goldsworthy – I. P. Haynes (eds.), The Roman Army as a Community, JRA Suppl. 34 (Portsmouth, RI) 165–174.

Haynes, I. 2013. Blood of the Provinces: The Roman *auxilia* and the Making of Provincial Society from Augutus to the Severans (Oxford).

Hill, J. D. 1997. The End of One Kind of Body and the Beginning of Another Kind of Body? Toilet Instruments and 'Romanization' in Southern England During the First Century AD, in: A. Gwilt – C. C. Haselgrove (eds.), Reconstructing Iron Age Societies (Oxford) 96–107.

Hill, J. D. – Spence, A. J. – La Niece, S. – Worrell, S. 2004. The Winchester Hoard: A Find of Unique Iron Age Gold Jewellery from Southern England, The Antiquaries Journal 84, 1–22.

James, S. 1999. The Community of Soldiers: A Major Identity and Centre of Power in the Roman Empire, in: P. Baker – C. Forcey – S. Jundi – R. Witcher (eds.), TRAC 98. Proceedings of the Eighth Annual Theoretical Roman Archaeology Conference, Leicester 1999 (Oxford) 14–25.

James, S. 2001. Soldiers and Civilians: Identity and Interaction in Roman Britain, in: S. James – M. Millett (eds.), Britons and Romans: Advancing an Archaeological Agenda, Council for British Archaeology Research Report 125 (York) 77–89.

James, S. 2002. Writing the Legions: The Development and Future of Roman Military Studies in Britain, Archaeological Journal 159, 1–58.

Johnson, M. 1999. Archaeological Theory: An Introduction (Oxford).

Keay, S. J. – Millett, M. – Poppy, S. – Robinson, J. – Taylor, J. – Terrenato, N. 2000. Falerii Novi: A New Survey of the Walled Area, PBSR 68, 1–93.

Mattingly, D. J. 2004. Becoming Roman: Expressing Identity in a Provincial Setting, JRA 17, 5–25.

Mattingly, D. J. 2011. Imperialism, Power, and Identity: Experiencing the Roman Empire (Princeton, NJ).

Millett, M. 1990a. The Romanization of Britain: An Essay in Archaeological Interpretation (Cambridge).

Millett, M. 1990b. Romanization: Historical Issues and Archaeological Interpretations, in: T. F. C. Blagg – M. Millett (eds.), The Early Roman Empire in the West (Oxford) 35–41.

Millett, M. 2001. Roman Interaction in North-western Iberia, Oxford Journal of Archaeology 20 (2), 157–170.

Millett, M. – Revell, L. – Moore, A. (eds.) 2016. The Oxford Handbook of Roman Britain (Oxford).

Moore, A. 2010. Age and Identity in Funerary Contexts: The Elderly in Southern Roman Britain, in: A. Moore – G. Taylor – E. Harris – P. Girdwood – L. Shipley (eds.), TRAC 2009. Proceedings of the Nineteenth Annual Theoretical Roman Archaeology Conference, Michigan and Southampton 2009 (Oxford) 105–119.

Proctor, J. 2012. Faverdale, Darlington. Excavations at a Major Settlement in the Northern Frontier Zone of Roman Britain (London).

Revell, L. 1999. Constructing *romanitas*: Roman Public Architecture and the Archaeology of Practice, in: P. Baker – C. Forcey – S. Jundi – R. Witcher (eds.), TRAC 98. Proceedings of the Eighth Annual Theoretical Roman Archaeology Conference. Leicester 1998 (Oxford) 52–58.

Revell, L. 2005. The Roman Life-course: A View from the Inscriptions, European Journal of Archaeology 8, 43–63.

Revell, L. 2007. Architecture, Power and Politics: The forum-basilica in Roman Britain, in: J. Sofaer (ed.), Projecting Identities (London) 127–151.

Revell, L. 2009. Roman Imperialism and Local Identities (Cambridge).

Revell, L. 2010. Romanization: A Feminist Critique, in: A. J. Moore – E. Al (eds.), TRAC 2010. Proceedings of the Nineteenth Annual Theoretical Roman Archaeology Conference (Oxford) 1–10.

Revell, L. 2013. The Written City: Political Inscriptions from Roman Baetica, in: G. Sears – P. Keegan – R. Laurence (eds.), Written Space in the Latin West: 200BC–AD300 (London) 231–245.

Revell, L. 2015. Ways of Being Roman: Discourses of Identity in the Roman West (Oxford).

Scott, E. 2012. Introduction: The Theoretical Roman Conference Turns 21, in: M. Duggan – F. Mcintosh – D. J. Rohl (eds.), TRAC 2011. Proceedings of the Twenty First Theoretical Roman Archaeological Conference, Newcastle 2011 (Oxford) 1–3.

Sofaer Derevenski, J. 2000a. Material Culture Shock: Confronting Expectations in the Material Culture of Children, in: J. Sofaer Derevenski (ed.), Children and material culture (London) 3–16.

Sofaer Derevenski, J. 2000b. Rings of Life: The Role of Early Metalwork in Mediating the Gendered Life Course, World Archaeology 31, 389–406.

Spencer, P. 1990. The Riddle of the Sphinx: Theories of Age and Its Transformations, in: P. Spencer (ed.), Anthropology and the Riddle of the Sphinx: Paradoxes of Change in the Life Course (New York) 1–34.

Swift, E. 2007. Small Objects, Small Questions? Perceptions of Finds Research in the Academic Community, in: R. Hingley – S. Willis (eds.), Roman Finds: Context and Theory (Oxford) 18–28.

Versluys, M. J. 2014. Understanding Objects in Motion. An Archaeological Dialogue on Romanization, Archaeological Dialogues 21, 1–20.

Walker, S. 2014. Emperors and Deities in Rural Britain: A Copper-Alloy Head of Marcus Aurelius from Steane, near Brackley (Northants.), Britannia 45, 223–242.

Wallace-Hadrill, A. 2008. Rome's Cultural Revolution (Cambridge).

Webster, J. 2003. Art as Resistance and Negotiation, in: S. Scott – J. Webster (eds.), Roman Imperialism and Provincial Art (Cambridge) 24–51.

Wilson, P. 2016. Romano-British Archaeology in the Early Twenty-first Century, in: M. Millett, L. Revell – A. Moore (eds.), The Oxford Handbook of Roman Britain (Oxford) 43–62.

Wilson, P. R. 2002. Cataractonium: Roman Catterick and Its Hinterland: Excavations and Research, 1958–1997, Part II, Council for British Archaeology Research Report 129 (York).

Worrell, S. – Egan, G. – Naylor, J. – Leaky, K. – Lewis, M. 2010. A Decade of Discovery. Proceedings of the Portable Antiquities Scheme Conference 2007, BAR Brit. Ser. 520 (Oxford).

THEORY, METHODS, PRACTICE, AND EVERYTHING IN BETWEEN. ARCHAEOLOGY DISCOURSES ON THE OTHER SIDE OF THE POND

Andrea U. De Giorgi

Keywords: Ancient Rome – US – NSF – Environmental Archaeology – New Archaeology

Abstract: Building on current debates in North American Roman archaeology and surveying a broad and diverse range of theoretical approaches, this essay analyzes the positioning of the discipline in relation to the academic framework, funding agencies, and political climate. How theoretical approaches that at times are perceived as ephemeral loans from social sciences – and primarily cultural anthropology – may rather contribute to forging new, robust inquiries into the past and dialogues with practitioners overseas is the thrust of the essay. The example of the study of human ecosystems, in particular, shows the thin divide between archaeological perspectives and the opportunities that lay ahead once the conversation becomes global.

It is indeed an exciting time for Roman archaeology. The current thriving intellectual climate, combined with the effervescence of fieldwork across the Mediterranean, offers fresh perspectives and a spate of new narratives that advance our understanding of ancient societies. In this essay, I explore the current state of the field in North America; in particular, I examine its intersection with avenues of research in the humanities at large and the resulting benefits for archaeologists. What is more, I am keen on showing that beside the scholarly dialogue with the social sciences, the role of founding agencies in shaping the current profile of the discipline, for good or ill, is paramount. Altogether, whether these variables contribute to a unique positioning of the discipline and its apparent distancing from European traditions is the relevant question that the essay addresses.

There is hardly any need to illustrate the origin of Roman archaeology as it grew within the larger discourse of classical studies; how the latter became central in the Renaissance and evolved thanks to the humanist tradition of the 18th and 19th

Publiziert in: Stefan Krmnicek – Dominik Maschek (Hrsg.), Römische Archäologie in Deutschland. Positionsbestimmung und Perspektiven (Heidelberg, Propylaeum 2023) doi: https://doi.org/10.11588/propylaeumdok.00005852

centuries is widely known. From its infancy, Roman archaeology – though initially intended as an interest in antiquarianism and visual culture – was a key educational component for aristocracies across Europe in tandem with study and appreciation of the ancient texts. Winckelmann's fundamental role in establishing a theoretical and methodological orthodoxy was particularly crucial in building a tradition that was rooted in the dialectic of rigorous learning of the ancient authors and definition of style (Trigger 1989, 38). The influence of Winckelmann's work was also key in establishing university curricula, thus contributing to the definition of an educational template greatly imbued with classical doctrine. It is fair to infer that this model spanned the Atlantic Ocean and reached American shores in the 19th century (Dietler 2010, 28–35). Institutions like Yale and Princeton spearheaded the study of the classics in the US; by the turn of the century a panoply of departments of classical studies proliferated across the country. Generations of scholars, equally adept at the reading of classical languages and material culture, became key stakeholders of the discipline and propelled the growth of countless academic institutions. In this context, the establishment of research institutes overseas was an elegant, intellectual corollary that also offered the archeological hands-on component. Typically showcasing ambitious field projects and the acquisition of large archaeological collections, these institutes signaled the discipline's momentum. The case of the American School in Athens, in particular, is particularly telling, for it illustrates the energies of its founders and altogether the receptive climate of the day. It was established in 1881 by a consortium of nine universities and private donors who envisioned it as the premier cultural institution outside the US and as means to promote the cultural heritage of ancient Greece. Its seminal excavations of the Athenian Agora represented –and still do- the centerpiece of the institute's educational and research activities (Mauzy 2006). In a similar vein, since 1893 the American Academy in Rome (AAR) has contributed to the advancement of Roman studies and most notably to the archaeology of Rome through a spate of field projects: the Roman Forum, Pompeii, Cosa. These are but some of the research projects that over the course of the years have contributed to the training and formation of throngs of scholars. The mission, purpose, and effectiveness of these centers cannot be overstated. We are all equally indebted to these institutions and their still ongoing role. The vision of their founding agencies, in particular, merits praise; their accomplishments could hardly be replicated today. Granted, socio-political conditions have greatly changed, and so has the educational landscape of North America, with classical studies gradually losing their centrality in university curricula. Today‘s developers and fund-raising specialists at most academic institutions in North America could hardly fathom the rationale behind the widespread institutional and individual support that US institutes abroad garnered. Nevertheless, the mission of these foreign institutes of research continues to this day thanks to a solid base of affiliated institutions and the sustained effort of donors.

On a scholarly note, one may also argue that for all its extraordinary achievements in the field the archaeology promoted by these centers abroad was one that greatly, if not excessively, emphasized the centrality and grandeur of Greece and Rome. It can be inferred that most US-based learned societies and classics departments, too, subscribed to that view. The bent for studying monumental, text-based feats helped to foster a sense of cultural preeminence of the Greco-Roman Mediterranean –broadly defined. Pervasive colonialist accents, furthermore, drove a wedge between archaeology practitioners in North America. On the whole, the gulf between classical archaeologists and archaeologists of anthropological training during the second half of the 20th century could not have been wider. It is well known how the theoretical discourse of archaeology evolved in the successive decades; what remains to be established, however, is the relevance of Roman archaeology, sidelined for a long time as a marginal contributor. With this essay, however, I do not offer a timeline on the proliferation of scholarly perspectives and ideologies. Nor I engage the intellectual debate about the global impact of the New Archaeology as spearheaded by Lewis Binford during the 1960s and successive years, and how this may caused a chasm between practitioners and stakeholders both in America and on the old continent (Hodder 1991, 1–24). The wide range of postures that articulated this discussion in recent years, from post-processualism to globalization cannot be treated here in a satisfactory way, for they have received already ample attention (Appadurai 1996). Rather, I would like to fast forward to the current historical juncture and offer an overview of Roman archaeology as a discipline with regard to its current and future orientation; in particular, the challenges it faces and the dialogues it promotes are the problems at stake.

It is fair to say that the realities at the turn of the century have contributed to the current state of the discipline. The post 9/11 political climate has led to a shift in the sphere of academic concerns, with a more sustained attention to issues of global interest (Hopkins 2010). Roman archaeology, too, is part of this general tilting; new analytical approaches are a most direct consequence of this trend. More to the point, as Robert Witcher suggests, the dramatic turn of the millennium is the watershed between a homogenizing view of ancient imperialism and a new wave of post-colonial thought driven by the debunking of this unitary concept (Witcher 2015, 200). Sociology and cultural anthropology, among other sciences, have provided the tools that a crop of post-colonial Roman archaeologists are bringing to bear in their respective areas of interest. Memory, identity, agency, ethnicity, performance: these are but some of the avenues of research that have loomed large, and still do, in the discourse of Roman archaeology over the last ten years or so. Memory is a good case in point, for Gedächtnisgeschichte indeed has become a scholarly genre in its own right. By way of example, it is useful to underscore that between 2002 and 2007 the word "memory" was the most recurring in the Archaeological Institute of America (AIA) abstracts during the yearly meeting of classical archaeologists in North America.

Much recursive usage of this term did certainly signal the enthusiasm of a substantial contingent of archaeologists and sponsoring institutions that identified this area as a fruitful field for intellectual inquiries. Many published papers, book projects and funded long-term initiatives conferred a good degree of gravitas to this avenue of research and attested to its intellectual soundness, whether applied to visual culture or recorded history (Galinsky 2014). Now most good things come to an end, and, as it happens, "memory" no longer figures prominently in the panorama of paper titles among North American conferences and symposia, or at least seems to no longer retain its former zest. Perhaps overly trodden on and saturated, this path has been "replaced" as it were by other theoretical lenses. Agency, phenomenology, gender archaeology, household archaeology, and networks: these are but some of the topics which, generally stemming from post-modern tenets (Harvey 1990, 353), are particularly "hot" today. As such, they resonate in scholarly works of many North American based Roman archaeologists. Arguably, the forming and swift adoption of new theoretical postures illustrates the vitality of the field and its ability to tap into uncharted territories, despite the resistance of many a practitioner (Insoll 2007, 10). All the same, each of these foci – whether network analysis or agency, to cite but two- singlehandedly advance our understanding of ancient societies and bring to the fore novel, exciting vistas that are more or less overtly pitted against the concept of "Romanization" and its material ramifications (Webster 2001; Terrenato 2005). This fervent climate, in general, has thus added a multiplicity of viewpoints to a discipline that for too long has lamented – or was chastised for – its presumed a-theoretical underpinnings. Sidelined though as it has been because of its past more or less overt colonial and nationalist undertones, and more fundamentally, for its modest theoretical contributions, Roman archaeology is coming of age, it seems.

What is apparent, however, is that the field has greatly finessed its tools. The landscape of US based researchers now is keen on intellectually confronting hitherto untapped resources (cultural anthropology, human geography, etc.) and offers a variegated spectrum of avenues that draw upon the theoretical discourse of the 1990s to offer new, promising interpretational frameworks. Whether these are implicated in questions of material culture or settlement density, they lead to investigations that no longer accord primacy to recorded texts and instead delve critically into datasets to glean new conceptual plateaus. By way of example, the Porta Stabia Project in Pompeii angles its analyses from a relatively well known viewpoint – that of one of the best known ancient sites – yet sheds new vistas on the folks who inhabited, used and traversed its urban fabric. In more concrete terms, it moves forward our understanding of ancient societies, and offers paradigms of social relationships and urban networks that challenge many of our assumptions about urban life in a Roman city. Through the material and architectural autopsy of private buildings and retail space, the Porta Stabia Project affords new, unprecedented insights into the nature of the town's constituency and its economic agenda; it ultimately conjures up the lives of

those who lived in Pompeii. Indeed, this perspective greatly adds to the traditional description of edifices and their evolution within the built environment of the city (Ellis 2011; forthcoming).

Landscape archaeology, too, is not exempt from still figuring prominently in the field and bringing to the fore innovative perspectives. Capitalizing on 1990s debates that sought to define a procedural orthodoxy and viable theoretical underpinnings, this discipline still entices throngs of practitioners thanks to its manifold advantages, which consist primarily of the capacity to tackle regional perspectives and diachronic narratives of settlement. More prosaically, archaeological surveys are cost effective, employ an organizational infrastructure that is not as substantial as that of a dig, and can count on the enthusiasm of their participants – typically students. For these reasons, it follows that Roman archaeological surveys are still a particularly popular means to conduct research in the Mediterranean; robust investigations (such as those of Peter van Dommelen) in the western Mediterranean add new, welcome lenses to this approach. Although not fitting squarely in the "Roman" category, this is a research that engages material records of regions like Sardinia and the Balearics to assess rural economies, trade networks, and globalization. Tangentially, it also tackles the issue of "colonialism" from the Punic times, departing from a post-colonial viewpoint and debunking well known "-ization" paradigms (van Dommelen 1997; 2002).

And however conspicuous the theoretical gap with respect to other social sciences might still be, new dialogues that are fostered along the lines of shared concerns with the domains of Meso-American Archaeology and Historical Archaeology are decisively moving the field forward. In particular, it is worth noting that the number of North American classical archaeologists who attend and present their work at the annual meeting of the Society for American Archaeology (SAA) grows by the year. The SAA is an international organization that is dedicated to the archaeology and cultural heritage of the Americas; in that capacity it offers an umbrella to a wide spectrum of areas of research, from Pre-Columbian Mexico to faunal analysis. Particularly appealing to a new crop of Roman archaeologists, however, is the range of research questions that are central to SAA meetings, geared as they are toward the analysis of the human experience in the context of the biotic environment. While this movement of scholars of ancient Rome exploring these new venues for discussion is substantially still a one direction phenomenon, it is nevertheless suggestive of a trend that may shape the future of classical, and most notably Roman, archaeology. Tangentially, this state of affairs may spearhead a welcome crosspollination with the stakeholders of the archaeology and cultural heritage of the Americas; concrete collaborations among departments of classics and anthropology across the country certainly augur well for the future.

Rosy perspectives aside, for all these dividends one must take into account the opposite effect. This early 21st century's theoretical effervescence, though palatable to many, is also frowned upon by those who file the appearance of these new avenues of research and themes under the rubric of "buzzwords." At issue is whether this frenzy of new theoretical approaches outweighs the reading of the evidence, at the detriment of the canonical archaeological autopsy. Audiences and stake-holders across Europe, especially, show lukewarm enthusiasm and a modest disposition to engage these debates for these very reasons. While redundancy of some of the themes may be part of the issue, there is no doubt that their appearance – and often swift eclipse – leaves a contingent of archaeologists, especially in the old continent, perplexed. Indeed, to some this scenario may read as two different philosophies of practicing archaeology, each firmly rooted in their respective continents and intellectual orientation, diverging in their theoretical and methodological underpinnings, and of course leading to diverse narratives. As I hope to show, however, this divide between two archaeological branches is more apparent than it seems, and more often than not may just be confined to the realm of semantics.

The gulf between the two perspectives is in fact not as wide as it may seem. Rather, it looks as though the sustained effort to make archaeology relevant to modern questions and problems, a trend that is pervading the field in North America and gradually trickling into the discipline of Roman archaeology, is bringing together practitioners from the two sides of the pond. Let us consider how Roman archaeology is more and more engaging the field of environmental studies. Two issues account for this orientation. First, the necessity to address questions that situate material culture in its ecological setting has become paramount in the study of the ancient world (Dann 2015). Roman archaeology, too, is now cognizant that important dividends can be clinched once the discourse of the negotiation between ancient societies and their environment is taken up. A spate of studies now show how the understanding of ancient sites can be greatly augmented by an attentive analysis of the environment in which settlements nucleated and grew (Knodell – Alcock 2011). A second, more compelling factor that stimulates this path of inquiry is the current situation with regard to funding agencies and federal funds. The role of essential institutions like NSF (National Science Foundation) and NEH (National Endowment for the Humanities) needs to be brought into focus for the obvious bearings they have on archaeology as a whole. NSF, in particular, contributed greatly to the theoretical finessing of archaeology in America; as the agency acquired prominence from its 1950 foundation, archaeologists found in it a key interlocutor, sharing with other social sciences the goal to produce objective generalizations that could be harnessed for the management of current societies (Trigger 1989, 313). The stamina of the New Archaeology, inasmuch it brought into focus the discussion of means and purpose of digging sites and embarking on new explorations indeed gave impetus to countless projects seeking assistance from NSF. However, it seems that research agendas that moved away from the discussion of

empirical data vs. theorizing, and focused on concrete facets that had been previously modestly represented were particularly well received by the funding agency. The environmental side of archaeology, in particular, acquired heightened visibility during the last two decades of the 20th century. Concerned with a theme that though ever present in the archaeological narrative was hardly harnessed to the fullest degree of its potential, environmental archaeology found in Karl W. Butzer one of the most authoritative voices and strongest advocates (Butzer 1982). The negotiation between the environment and prehistorical/historical cultural systems seen through the lenses of the applied sciences placed new emphasis on the notion of archaeological context, thus opening a new fertile avenue for practitioners both in the New and Old World. Indeed, the legacy of Butzer and his theorizing of natural phenomena intersecting with human variables, despite critique (Davidson 1988) lingers on and reverberates in the current, general orientation of federal funding agencies.

Truth be told, with the current political climate in America funding agencies like NSF and NEH are now facing the threat of major cuts in the foreseeable future, and thus may soon be amenable to considerable downsizing if not wholesale disappearance. In concrete terms, the number of grants available to archaeologists gets thinner by the year. Fierce competition, increasingly tighter regulations, fewer grants offered, and lastly, modest chances of success make the application process for these research moneys particularly challenging. The NEH "collaborative Grants Program," for instance, is a funding scheme that is geared toward fieldwork and partnerships among universities; because of its versatility and generosity it is particularly coveted by Roman archaeologists. Prestige, heightening of the project's profile, and no doubt the possibility to clinch federal support for a three-year cycle make this program particularly attractive. As for the statistics, however, over the last five years this initiative received an average of 127 applications per year, funding only 10 – approximately 8% of the proposals submitted[1]. In the face of these meager rates it is worthwhile, however, to consider the nature of the projects that succeeded in receiving financial assistance from NEH. Over the course of the last two years, six archaeological projects that may be loosely filed under the "Roman" rubric were funded by the agency[2]. While their scope differs greatly in terms of areas of inquiry and research questions, they nevertheless display common factors. First and foremost, they boast elegant and sophisticated research designs as they tackle key questions about ancient settlements, the societies that inhabited them, and their cultural signature. Second, they are examples of how Roman archaeology is more and more engaging the field of environmental studies. More in detail, they showcase an unprecedented attention to the use of technologies and the suite of sciences (from paleobotany to zooarchaeology) to glean settlement conditions in the sites under scrutiny, almost reversing the tenet that monuments and their inspection should retain centrality in the analysis. Frankly,

1 <https://www.neh.gov/grants/research/collaborative-research-grants> (05.03.2021).

2 <https://securegrants.neh.gov/publicquery/main.aspx> (05.03.2021).

this approach may not sound groundbreaking to most practitioners outside North America, as attested for instance by the work of the Belgian expedition to Sagalassos (Degryse – Waelkens 2008). In fact, at least in the US Roman archaeologists have come to a watershed as far as the allocation of federal moneys for research is concerned. To wit, the excavation and the study of monuments hardly receive attention from sponsoring agencies – in this case federal – in ways that were typical in previous decades. Better possibilities lay in proposals that, firmly harnessing the technological potential of the day, stand out for divulgation purposes, communicate a sense of relevance, and resonate with global issues.

Exemplary, in this sense, is the work that Nicola Terrenato and his team are conducting at the site of Gabii (Becker et al. 2009). The exploration of a town that vied for Rome in the Iron Age and that subsequently grew to encompass a vast territory is conducted through state of the art technology and attention to new ways of disseminating data to scholarly and lay-communities alike. One of the project‘s recent publications, in particular (Mogetta et al. 2017), examines in great detail the archaeology of a house in Area B in an effort to write a narrative of settlement that comprises architectural evolution and a phenomenological approach. Indeed, the analysis teems with the ongoing discussion about ancient households (Parker Foster 2012), for it analyses a panoply of activities instrumental in the evolution of the site, from construction to renovation, from water management to dumping and so on. But these are not mere episodic, ephemeral descriptions of archaeological contexts; rather, woven together they offer a remarkable narrative of domestic space use, and the individual building opens a powerful window onto the nucleation, development, and demise of the city of Gabii. Furthermore, this study harnesses the analysis of eco-facts with a view toward clarifying food supply patterns and climatic variability. Altogether, the treatment of the evidence greatly furthers the idea of an evolving domestic unit as it becomes a locus of activities, gatherings, and events tied to the household. Lastly, these components can now be fully grasped in a 3D environment that enables immersion in the ancient building, with the possibility to move around it, enter its locales, and examine its components in their finer details. Such a perspective enables a hands-on experience that is grounded into real data and thus not simply cosmetically appealing. That this format of research and indeed publication will open innovative paths in the way archaeology operates is a cogent possibility.

So perhaps one may recognize a silver lining in the admittedly complicated state of financial opportunities for archaeologists in the US; a heightened attention to narratives that can be easily grasped by the public and that can entice new audiences. More fundamentally though, the formulation of stories that are grounded in the impact of paleo-climates, environment evolution, and the exploitation of resources are going to put archaeologists in a win-win position. These subjects have hardly been more relevant, as archaeologists now seek to bring stories from the past that can be meaningful

and instructive in the current discussion about human-nature interfaces (van der Leeuw Redman 2002, 597 605). Archaeology practitioners are becoming more and more aware that the discipline is situated at a vantage point to shed light on human responses to climatic changes and ecological variability and remodel the past; in this vein, a more sustained attention to broader issues and modern questions is advocated by many a scholar, in an effort to add new angles to core-concerns like process, space, society transformation, and function. Long-term views and multi-scale perspectives (from households to cities) can only be enriched by this approach.

More fundamentally, this is the juncture where we are currently witnessing an alignment between archaeologists of the old and new continent; research questions that stem from the problems delineated above are becoming the currency of the contemporary archaeological landscape. In this vein, one could notice the uptick in the number of studies that are centered, for instance, on the issue of water husbanding and consumption. The issue cannot be more timely; in the twenty-first century the number of people without access to safe water and sanitation has exceeded all the predictions. The countermeasures and roadmaps to safety enacted by various global agencies, and most notably the UN, have yet to produce the effects desired (Jones 2012). How to palliate the disasters caused by excessive exploitation and depletion of this essential resource is one of the dominating threads in the contemporary socio-political discourse. These concerns are now percolating in the domain of Roman archaeology, as more and more scholars seek to tease out lessons of resource management in the context of a generally exploitative administration. Thus, much attention is now devoted to questions that stem from the city of Rome's hydric needs, and the ways in which the urbs syphoned off and administered water resources (Taylor 2000) to more site-specific concerns, as in the case of the supply of an imperial thermal establishment at Cosa (De Giorgi 2018). It is very much in this context of studies implicated in the discussion of ancient ecology that the above-mentioned alignment can be best identified. Indeed, an Archäologie des Wassers has long been part of the archaeological discourse in Germany, and not least, an expression of a widespread environmental concern. This was not just the title of a 2013 issue of the Deutsches Archäologisches Institut (DAI) magazine comprising several archaeological projects addressing the issue of water use; in addition, it illustrates a fertile research branch that, predicated in earth sciences and in the traditional study of material culture, offers a fundamental frame of reference for archaeology practitioners worldwide. The monumental research on aqueducts and water supply systems conducted by the Frontinus Gesellschaft project[3] and the analysis of laminated carbonate deposits in water conduits at Patara by Cees Passchier (Sürmelihindi et al. 2013) are two eloquent, albeit vastly different, representatives of the possibilities that this field has to offer in the near future. A truly global conversation among archaeology practitioners along these very lines can indeed pay some important dividends.

3 <https://www.frontinus.de/> (05.03.2021).

Bibliography

Appadurai, A. 1996. Modernity at Large: Cultural Dimensions of Globalization (Minneapolis).

Becker, J. A. Mogetta, M. Terrenato, N. 2009. A New Plan for an Ancient Italian City: Gabii Revealed, AJA 113, 629 642.

Butzer, K. W. 1982. Archaeology as Human Ecology (Cambridge).

Chase, A. F. Scarborough, V. 2014. Diversity, Resiliency, and IHOPE-Maya: Using the Past to Inform the Present, in: A. F. Chese V. Scarborough (eds.), The Resilience and Vulnerability of Ancient Landscapes: Transforming Maya Archaeology through IHOPE, Archaeological Papers of the American Anthropological Association 24, 1 11.

Dann, R. J. 2015. Introduction: Can Archaeology Save the World? in: S. Kerner R. J. Dann P. Bangsgaard (eds.), Climate and Ancient Societies (Copenhagen) 19 25.

Davidson, D. A. 1988. Introduction, in: J. L. Bintliff D. A. Davidson E. G. Grant (eds.), Conceptual Issues in Environmental Archaeology (Edinburgh) 19 24.

De Giorgi, A. U. 2018. Sustainable Practices? A Story from Cosa, JMedA 31 (1), 3 26.

Degryse, P Waelkens, M. (eds.) 2008. Sagalassos VI. Geo- and Bio-Archaeology at Sagalassos and in its Territory (Leuven).

Dietler, M. 2010. Archaeologies of Colonialism. Consumption, Entanglement, and Violence in Ancient Mediterranean France (Berkeley).

Ellis, S. (ed.) 2011. The Making of Pompeii: Studies in the History and Urban Development of an Ancient Town, JRA Suppl. Series 85 (Portsmouth).

Ellis. S. (2018). The Roman Retail Revolution. The Socio-Economic World of the Taberna. Oxford University Press.

Galinsky, K. (ed.) 2014. Memoria Romana: Memory in Rome and Rome in Memory, MemAmAc Suppl. 10 (Ann Arbor).

Harvey, D. 1990. The Condition of Postmodernity (Oxford).

Hodder, I. 1991. Archaeological Theory in Europe: The Last Three Decades (London).

Hopkins, A. G. 2010. The Historiography of Globalization and the Globalization of Regionalism, Journal of Economic and Social History of the Orient 53, 19 36.

Insoll, T. 2007. Archaeology. The Conceptual Challenge (London).

Jones, A. A. A. 2012. Water Sustainability: A Global Perspective (London).

Knodell, A.R. Alcock, S. E. 2011. Brown University Petra Archaeological Project: The 2010 Petra Area and Wadi Silaysil Survey, AAJ 55, 489 508.

Mauzy, C. 2006. Agora Excavations: A Pictorial History (Princeton).

Mogetta, M. Opitz, R. Terrenato, N. (eds.) 2017. A Mid-Republican House from Gabii (Ann Arbor)

Parker, B. J. Foster, C. P. (eds.) 2012. New Perspectives on Household Archaeology (Winona Lake).

Redman, C. L. Nelson, M. C. Kinzig, A. P. 2009. The Resilience of Sociological Landscapes: Lessons from the Hokonam, in: C. T. Fisher J. Brett Hill G. M. Feinman (eds.), The Archaeology of Environmental Change (Tuscon) 15 39.

Sürmelihindi, G. Passchier, C. W. Baykan, O. N. Spötl, C. Kessener, P. 2013. Environmental and Depositional Controls on Laminated Freshwater Carbonates: An Example from the Roman Aqueduct of Patara, Turkey, Paleograography, Paleoclimatology, Paleoecology 386, 321 335.

Taylor, R. 2000. Public Needs and Private Pleasures: Water Distribution, the Tiber River, and the Urban Development of Ancient Rome (Rome).

Terrenato, N. 2005. The Deceptive Archetype. Roman Colonialism in Italy and Postcolonial Thought, in: H. Hurst S. Owen (eds.), Ancient Colonizations. Analogy, Similarity, and Difference (London) 59 72.

Trigger, B. G. 1989. A History of Archaeological Thought (Cambridge).

van der Leeuw, S. Redman, C. L. 2002. Placing Archaeology at the Center of Socio-Natural Studies, American Antiquity 67 (4), 597 605.

van Dommelen, P. 1997. Colonial Constructs: Colonialism and Archaeology in the Mediterranean, WorldA 28 (3), 305 323.

van Dommelen, P. 2002. Ambiguous Matters: Colonialism and Local Identities in Punic Sardinia, in: C. L. Lyons J. K. Papadopoulos (eds.), Archaeology of Colonialism (Los Angeles) 121 147.

Webster, J. 2001. Creolizing the Roman Provinces, AJA 105, 209 225.

Witcher, R. 2015. Globalization and Roman Cultural Heritage, in: M. Pitts M. G. Versluys (eds.), Globalisation and the Roman World. World History, Connectivity, and Material Culture (Cambridge) 198 222.

LISTE DER BEITRAGENDEN

Marcell Danner
Universität Würzburg
Lehrstuhl für klassische Archäologie
marcel.danner@uni-wuerzburg.de

Andrea U. De Giorgi
Florida State University
Department of Classics
adegiorgi@fsu.edu

Francesca Diosono
LMU München
Institut für Klassische Archäologie
Francesca.Diosono@lmu.de

Anna Flückiger
Universität Basel
Departement Altertumswissenschaften
a.flueckiger@unibas.ch

Christoph Hinker
Österreichische Akademie der Wissenschaften
Österreichisches Archäologisches Institut
Christoph.Hinker@oeaw.ac.at

Fleur Kemmers
Universität Frankfurt am Main
Institut für Archäologische Wissenschaften
kemmers@em.uni-frankfurt.de

Stefan Krmnicek
Universität Tübingen
Institut für Klassische Archäologie
Stefan.krmnicek@uni-tuebingen.de

Andrew Lawrence
Universität Bern
Institut für Archäologische Wissenschaften
andrew.lawrence@unibe.ch

Johannes Lipps
Universität Mainz
Institut für Altertumswissenschaften
jlipps@uni-mainz.de

Katharina Lorenz
Universität Gießen
Institut für Altertumswissenschaften
Katharina.G.Lorenz@archaeologie.uni-giessen.de

Dominik Maschek
Leibniz-Zentrum für Archäologie Mainz
Kompetenzbereich Römische Archäologie
dominik.maschek@leiza.de

Georg Pantelidis
Technische Universität Darmstadt
Fachgebiet Klassische Archäologie
gpantelidis@klarch.tu-darmstadt.de

Louise Revell
University of Southampton
School of Humanities
Louise.Revell@soton.ac.uk

Florian Schimmer
Leibniz-Zentrum für Archäologie Mainz
Kompetenzbereich Römische Archäologie
florian.schimmer@leiza.de

Anne Sieverling
Universität Mainz
Institut für Altertumswissenschaften
asieverl@uni-mainz.de